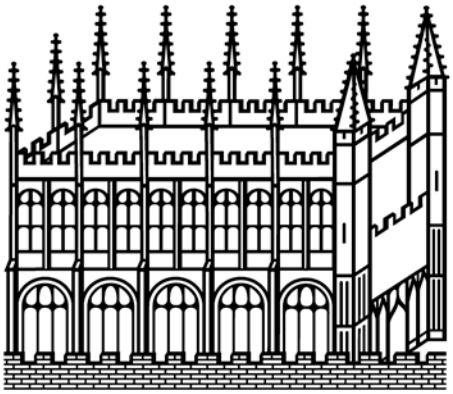


Bodleian Libraries

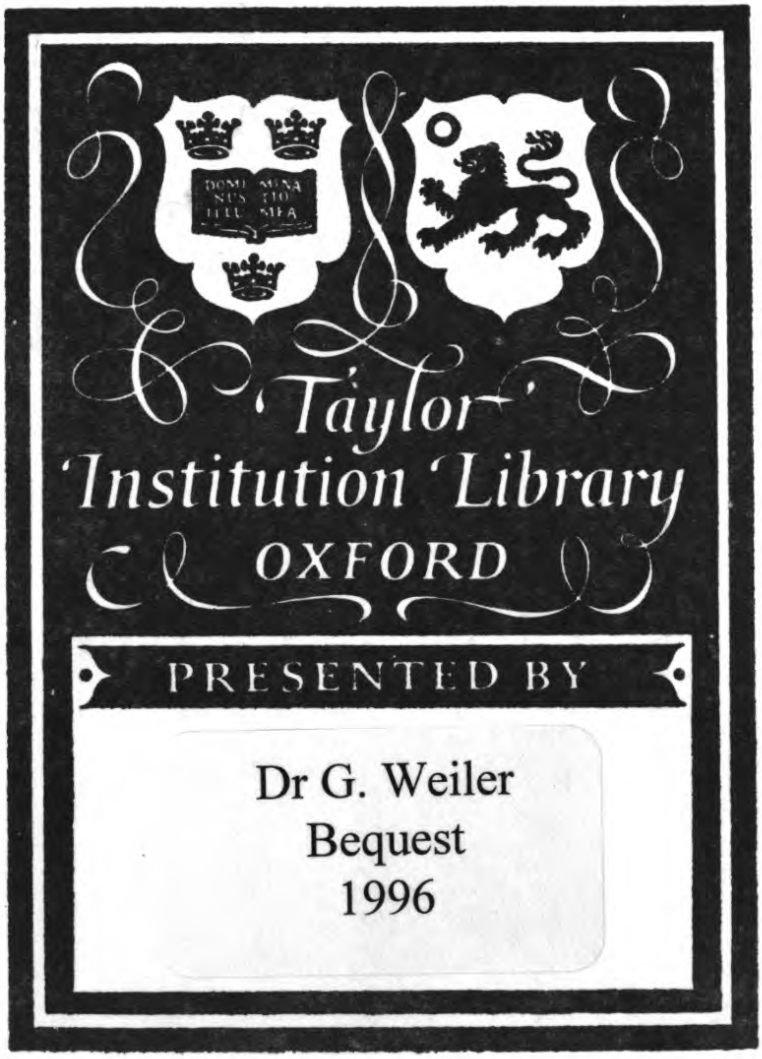
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.


Taylor
Institution Library
OXFORD
PRESENTED BY
Dr G. Weiler
Bequest
1996

Rep. G. 12586

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

*

*

Zweite Abteilung: Achtzehnter Band

F. M. Dostojewski

Aus einem Totenhause

Aufzeichnungen

München
R. Piper & Co. Verlag
1924

Copyright 1922 by R. Piper & Co.
Verlag in München

Doſtojewski und die ſibiriſchen Möglichkeiten

Sibirien iſt die große Kolonie des ruſſiſchen Volkes. Koſaken haben das Land entdeckt und dem Zaren zum Geſchenk gemacht. Aber Doſtojewski hat die Entdeckung des Menſchen gemacht, der ſich hier eigentümlich bildete und uns die Kenntnis eines beſonderen ſeeliſchen Lebens geſchenkt, von dem wir ſeit ihm als einem beſonderen ſibiriſchen Leben wiſſen.

Sehr früh kündigt ſich die Art an, wie ein Volk fühlt, wie es denkt, wie es handelt. Dieſe beſondere, dieſe anfängliche, dieſe grundlegende Art iſt nicht nur unverkennbar, ſie iſt bis zu einem Grade auch unverlierbar. Deshalb nehmen die erſten aufgezeichneten Äußerungen, die wir aus einem jungen und noch geſchichtsloſen Volke haben, und über ein ſolches Volk, bereits ſeine Zukunft vorweg. Den erſten Aufzeichnungen über den Yankee, wie wir ſie im »Leben« Franklins beſitzen, können wir bereits in der Vorformung entnehmen, was hinterher Amerika, Amerikanertum, Amerikanismus wurde. Eine ähnliche Bedeutung für Sibirien haben Doſtojewskis Aufzeichnungen »Aus einem Totenhauſe«, die wir unter dem Geſichtswinkel leſen müſſen, daß ſchon zu ſeiner Zeit in Sibirien ein Volk in der Formung begriffen war, das wir weder mit den Ruſſen gleichſetzen

dürfen, noch mit der Urbevölkerung des Landes, Tschuden, Tunguſen und Jakuten, mit Nachkommen turaniſcher, altaiſcher und mongoliſcher Raſſe: ſondern durchaus ein Volk, das ſich aus allen dieſen Bevölkerungsbeſtandteilen zuſammenſetzt und in dem ſich auch hier wieder das Geſetz von der Entſtehung der Arten durch räumliche Sonderung erfüllt – das dereinſtige Volk der Sibiren.

Die Ruſſen haben dieſem Volke die Sprache gegeben, das orthodoxe Chriſtentum und ſeine koloniale Zugehörigkeit zu einem imperialen Kulturkreiſe. Aber das Volk der Sibiren wird ein anderes ſein als das Volk der Ruſſen. Es wird ſich ihm immer verwandt fühlen, wie noch heute der Yankee ſich dem Engländer verwandt fühlt. Und wie dort ſich ein angelſächſiſches Bewußtſein erhielt, ſo wird ſich hier ein ſlawiſches Bewußtſein erhalten. Aber in der Folge werden ſich die beiden Völkerbildungen immer mehr voneinander entfernen. Die Macht der Geſchichte ſchaffenden Zeit wird ganz verſchiedene Kraftherde mit ganz verſchiedener Kraftrichtung aus ihnen machen. Die politiſche Loslöſung und Verſelbſtändigung, die ſeit dem Zuſammenbruche des ruſſiſchen und zariſchen Imperialismus begann, wird ſich früher oder ſpäter vollenden. Die Trennung wird um ſo leichter und ſelbſtverſtändlicher werden, wenn, wie es ſcheint, das neue Rußland ſeine Ausdehnung nicht mehr nach Oſtaſien, ſondern nach Mittelaſien ſucht. Und ſchließlich wird Ruſſen und Sibiren nur noch jenes gemeinſame ſlawiſche Bewußtſein als ein euraſiſches Bewußtſein verbinden – im Gegenſatze namentlich zu der angrenzenden oder umgebenden chineſiſchen und japaniſchen Welt.

Die Gründe liegen im Räumlichen: in den anderen Lebensbedingungen, die andere Staatsformen wie Landesgren-

zen fordern. Aber vor allem liegen ſie im Seeliſchen. Sie liegen im Menſchen.

Sibirien war ſeit ſeiner Eroberung durch Rußland ein Verbannungsort. Wichtiger faſt als die Erſchließung des Landes durch Handel und Arbeit der Hände erſchien ſeine Verwendung als Strafkolonie. Nach Sibirien entledigte man ſich der Hunderttauſende von Opfern, die Rußlands dunkle und verzweiflungsvoll ſuchende Geſchichte forderte. Ruſſen aller Art, Groß-, Klein- und Weißruſſen, ferner Polen, Finnen, Eſten, Letten, Deutſche, ſowie die Angehörigen der mannigfachen Don-, Wolga- und Kaukaſusvölker ſammelten ſich in den ſibiriſchen Koloniſtenſtädten. Und es konnte nicht wohl anders ſein, als daß die Beſtandteile, die auf dieſe Weiſe abgeſtoßen wurden, andere waren als die, welche abſtießen. Zu den Verbannten kamen dann Bauern, welche in der Heimat darbten, ſich nun aufrafften und freiwillig gingen. Ferner Abenteurer, Kaufleute, Händler. Und Beamte. Durchweg kamen nach Sibirien die roheren, aber auch tätigeren und entſchloſſeneren Elemente, während die gefügigeren und feineren, aber auch untätigeren und minder entſchlußkräftigen in Rußland zurückblieben. Und geſiebt und gewägt wurden die erſteren dann nach dem Geſetze der ſich durchſetzenden Kraft. Die Schwächeren gingen unter oder paßten ſich an. Die Stärkeren erhielten ſich und ſchlugen artbeſtimmend in der Bevölkerung durch. »Es iſt ja doch das allerbegabteſte, allerſtärkſte Volk in unſerem ganzen ruſſiſchen Volke!« rief Doſtojewski aus, als er ſeine »Aufzeichnungen« ſchloß – begeiſtert, und zugleich faſt verzweifelnd bei dem Gedanken, daß eine ſo gewaltige Kraft in Gefängniſſen und Strafanſtalten vertan werden ſollte.

Doſtojewski ſah den unfreien Menſchen; aber er ahnte,

daß die Kraft, wenn ſie auch oft für viele Jahre in Unfreiheit gebunden und auf eine ſcheinbar unnütze Beſchäftigung angewieſen war, gleichwohl ihre Fortſetzung in der Freiheit und in dem ungeheuren Spielraume fand, den Sibirien dem Menſchen läßt. Gleichwohl war für ihn in der Gegenwart ein Haus des Todes und des Abſchluſſes, was in Wirklichkeit eines des Lebens und der Zukunft iſt. Solange die Verſchickten in Feſſeln ſind, geht ihre Arbeit Sibirien verloren. Aber das Geſchlecht der Verſchickten, der Befreiten und ihrer Kinder und Kindeskinder, das zeugte die ſibiriſche Bevölkerung und gab ihr eine ſtraffere und zähere Sinnesart, die nur der aſiatiſche, nicht der europäiſche Ruſſe beſaß. Aus dieſer Bevölkerung heraus, aus der Durcheinanderwürfelung ihrer Nationalitätenbeſtandteile, die dann die beſten Raſſebeſtandteile naturgemäß an die Oberſchicht und hier wiederum an die vorderſten Stellen warf, iſt nachher gar manches an Menſchenkraft und Menſchenwillen, gar manches, was in Rußland noch immer ſtill und gebunden lag, in Sibirien ſchöpferiſch und frei geworden. Die Bebauung und Durchſittung des Landes gehörte hierhin. Aber auch die Durchquerung des ungeheuren Gebietes durch die transſibiriſche Eiſenbahn, die zwar vom ruſſiſchen Staate unternommen, aber von ſibiriſcher Volkskraft und -arbeit getragen wurde, war eine weſentlich ſibiriſche Tat. Nicht minder war der Ruſſiſch-Japaniſche Krieg ein Ereignis, das, wenn überhaupt einen Slawen, dann nur den ſibiriſchen Soldaten wirklich volklich und heimatlich ergriff und jedenfalls nicht ſo ſehr Rußlands, als Sibiriens Zukunft anging. Rußland wird immer, feindlich oder freundlich, in Macht oder Ohnmacht, in den europäiſchen Geſchichtskreis einbezogen bleiben. Sibirien dagegen

iſt von Natur beſtimmt, eine Macht für ſich zu ſein. Rußland, das iſt der tiefe Konſervativismus und das innere Revolutionärtum des Slawentums. Sibirien dagegen, das iſt der Umſchlag dieſes Konſervativismus in ſein aktiviſtiſches Gegenteil. Das Tiefſte, was Rußland geben wird, das wird, aus dem latenten Quietismus und ſpontanen Fanatismus des Ruſſen heraus, immer im Pſychologiſchen und Religiöſen liegen. Das Beſte dagegen, was Sibirien zu geben haben wird, das wird, aus der Pionierhaftigkeit ſeiner Bevölkerung heraus, immer Leben ſein, Werk, praktiſche Arbeit und eine vielleicht ſogar ſehr bedeutende Ziviliſation.

* * *

Doſtojewski hatte noch nicht den ſibiriſchen Standpunkt. Sein eigener nationaler Standpunkt war der panſlawiſtiſche, und die Möglichkeit, daß der Ural einmal zwei ſlawiſche und gleichwohl völlig verſchiedene Kulturwelten ſcheiden würde, lag außerhalb ſeines geſchichtsphiloſophiſchen Denkens. Er hat ſeine »Aufzeichnungen« vom ruſſiſchen Standpunkt aus geſchrieben und mit dem ruſſiſchen ohne weiteres den ſlawiſchen gleichgeſetzt. Für ſein Bewußtſein waren die Menſchen, die er ſchilderte, Ruſſen, nicht künftige Sibiren. Und geſchildert hat er ſie in ſeiner Güte als begabt mit jener tiefen und völlig amoraliſchen ſlawiſchen Menſchlichkeit, die vielleicht immer Sibiren und Ruſſen gemeinſam verbleiben und ſie von anderen Nationen unterſcheiden wird.

Und doch geht bereits ein Unterſchied durch die »Aufzeichnungen« hindurch: ſchon ſtößt man in allem Sibiriſchen überall auf friſche ſeeliſche Neuwerte und ahnt den Augenblick, in dem ſie einmal ſich ſelbſt überlaſſen ſein werden. Von den beſonderen ſibiriſchen Problemen, als politiſchen

Problemen, erfährt man in den »Aufzeichnungen« noch nichts, ſondern nur von der ſich bildenden ſibiriſchen Raſſe. Kein ſibiriſches Programmbuch hat Doſtojewski mit ihnen gegeben, ſondern nur ein erſtes anthropologiſches und pſychologiſches Dokument für Sibirien. Aber es war von innerer Schickſalsmäßigkeit, daß Doſtojewski überhaupt nach Sibirien kam. Dadurch lernte der größte Ruſſe das Land einer großen ſlawiſchen Zukunft kennen – und zuſammen mit dem Lande die Zukunft.

M. v. d. B.

Vorbemerkung

Am 23. April 1849 wurde Doſtojewski als eines der Mitglieder des innenpolitiſch fortſchrittlich geſinnten Petraſchewskikreiſes in Petersburg verhaftet, mit 21 anderen Mitgliedern zum Tode verurteilt, zu 4 Jahren Zwangsarbeit begnadigt und am 24. Dezember in Ketten nach Sibirien transportiert. Die Vorgeſchichte dieſer ſogenannten »Petraſchewski-Verſchwörung«, Doſtojewskis Rolle in dieſem Kreiſe junger Literaten, Studenten, Beamten und Offiziere, ſowie ſeine Erlebniſſe nach der Verhaftung und in Sibirien, ſind in der »Lebensgeſchichte Doſtojewskis«, Band XI der Ausgabe (S. 78–176) ausführlich behandelt.

Nach Abbüßung der Strafe im Zuchthauſe zu Omsk kam Doſtojewski als Gemeiner in das Sibiriſche Linienregiment 7 in Semipalatinsk, aus dem er im März 1859 mit dem Range eines Leutnants entlaſſen wurde, worauf er aus Sibirien zurückkehren durfte.

Die Aufzeichnungen ſeiner Erlebniſſe »im toten Hauſe« hat er bereits 1855 in Semipalatinsk begonnen, 1859 in Twer fortgeſetzt, doch veröffentlicht wurden ſie erſt 1861/62 in der von ſeinem Bruder herausgegebenen Monatsſchrift »Die Zeit« (»Wremjá«). Sie erſchienen ſomit erſt als fünftes Werk von ihm nach ſeiner Sibiriſchen Strafzeit, nach den

Erzählungen und Romanen »Ein kleiner Held«, »Onkelchens Traum«, »Das Gut Stepantſchikowo« und »Erniedrigte und Beleidigte«, die alle ſozialen und politiſchen Fragen gefliſſentlich vermieden. Näheres über die ruſſiſchen innerpolitiſchen Zuſtände jener Zeit, ſoweit ſie dieſe Aufzeichnungen beeinflußten, enthält Band XI der Ausgabe, »Autographiſche Schriften«, im beſonderen die Anmerkungen S. 134 bis 136. E. K. R.

Alexander Petrowitsch Goräntschikoff

In den entlegenen Gebieten Sibiriens stößt man zuweilen inmitten der Steppen, Berge oder undurchdringlichen Wälder auf kleine Städte von tausend, zweitausend Einwohnern, mit unansehnlichen Holzhäusern, zwei Kirchen, von denen die eine in der Stadt, die andere auf dem Kirchhof liegt – Städte, die eher einem größeren Dorf aus der Umgegend von Moskau als einer Stadt gleichen. Gewöhnlich sind sie mit Kreis-, Amts- und anderen Richtern, Assessoren und allen dazugehörigen Subalternbeamten hinlänglich versehen. Überhaupt ist der Staatsdienst in Sibirien trotz der großen Kälte recht wohlig und angenehm. Die Menschen sind dort einfach, unliberal, die Institutionen alt, fest und durch Jahrhunderte geheiligt. Die Beamten – die mit vollem Recht die Rolle eines sibirischen Adels spielen – sind entweder einheimische, eingefleischte Sibiren oder sie sind aus Rußland übergesiedelt, meist aus den Hauptstädten, aus Moskau oder Petersburg, verlockt durch den nicht auf Abschlag des etatmäßigen Gehalts bar ausgezahlten Vorschuß, durch das doppelte Reisegeld und durch verführerische Hoffnungen für die Zukunft. Von ihnen bleiben diejenigen, die das Rätsel des Lebens zu lösen verstehen, fast ausnahmslos in Sibirien und schlagen daselbst vollauf befriedigt Wurzel,

was ihnen denn auch in der Folge reiche und süße Früchte einträgt. Den anderen dagegen, den Leichtsinnigen, die das Rätsel des Lebens nicht zu lösen verstehen, denen wird Sibirien sehr bald langweilig, und vorwurfsvoll pflegen sie sich dann zu fragen, warum sie überhaupt hingereist sind? Ärgerlich und ungeduldig dienen sie die drei Jahre, ihre pflichtmäßige Dienstzeit, ab, bemühen sich nach deren Ablauf unverzüglich um ihre Versetzung und kehren, auf Sibirien schimpfend und es verspottend, wieder in die Heimat zurück. Nur ist das durchaus unrecht von ihnen, denn nicht nur als Beamter, sondern noch in mancher anderen Beziehung kann man in Sibirien Glückseligkeit genießen. Das Klima ist vorzüglich, es gibt dort viele außerordentlich reiche und gastfreundliche Kaufleute, viele sehr wohlhabende Leute auch unter den sibirischen Fremdvölkern. Die jungen Mädchen blühen wie die Rosen und sind tugendhaft bis zum äußersten. Das Wild fliegt in den Straßen umher und stößt von selbst auf die Jäger. Champagner wird unheimlich viel getrunken. Der Kaviar ist wunderbar. Die Ernte bringt in manchen Gegenden das Fünfzehnfache ein. Kurz: es ist ein gesegnetes Land. Man muß nur verstehen, dasselbe sich nutzbar zu machen. Und in Sibirien versteht man's.

In einem dieser lebenslustigen und zufriedenen Städtchen mit der liebenswürdigsten Einwohnerschaft, die ich nie werde vergessen können, war es, wo ich Alexander Petrowitsch Goránt∫chikoff kennen lernte, einen daselbst angesiedelten, aus Rußland gebürtigen Edelmann und Gutsbesitzer, der nach der Ermordung seiner Frau Zwangsarbeiter zweiter Klasse gewesen, und nun, nach Ablauf seiner Strafzeit von zehn Jahren, ergeben und lautlos sein Leben als Ansiedler in der Stadt K. zu Ende lebte. Er war eigentlich einem

nahegelegenen Amtsbezirk zugeteilt worden, doch lebte er trotzdem in der Stadt, da er hier die Möglichkeit hatte, durch Privatſtunden wenigſtens ſeinen Unterhalt zu verdienen. Solche Lehrer, die einmal Zwangsarbeiter geweſen ſind und ſich ſpäter als Anſiedler niedergelaſſen haben, ſind keine Seltenheit in den ſibiriſchen Städten; man mißachtet ſie keineswegs. Gewöhnlich unterrichten ſie in der franzöſiſchen Sprache, die ja zum irdiſchen Leben ſo unumgänglich nötig iſt, von der man aber ohne dieſe zufälligen Lehrer in jenen fernen Gebieten kaum eine Vorſtellung hätte.

Das erſtemal ſah ich Alexander Petrowitſch im Hauſe des alten, ſehr verdienten Iwan Iwanytſch Gwosdikoff, eines äußerſt gaſtfreundlichen, angeſehenen Beamten, der außerdem Vater von fünf Töchtern verſchiedenen Alters war, von Töchtern, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigten. Dieſen jungen Damen erteilte Alexander Petrowitſch franzöſiſchen Unterricht, und zwar viermal wöchentlich, die Stunde für dreißig Kopeken in Silber. Sein Äußeres lenkte meine Aufmerkſamkeit auf ihn. Er war ein auffallend bleicher und hagerer Menſch, noch nicht alt – ich ſchätzte ihn auf ungefähr fünfunddreißig Jahre –, klein und ſchwächlich. Gekleidet war er ſtets ſehr ſauber und nach europäiſcher Art. Verſuchte man mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen, ſo blickte er einen unabläſſig und ſehr aufmerkſam an, vernahm mit ſtrenger Höflichkeit, was man zu ihm ſprach, als dächte er über jedes Wort nach und als hätte man ihm mit der harmloſeſten Frage eine ſchwere mathematiſche Aufgabe aufgegeben oder als wollte man ihm irgendein Geheimnis entlocken – bis er dann endlich antwortete, klar und beſtimmt, aber jedes Wort ſo abwägend, daß es einem plötzlich aus irgendeinem Grunde ungemütlich wurde und man ſchließ-

lich froh war, wenn man das Geſpräch nicht weiterzuführen brauchte. Ich erkundigte mich gleich darauf bei Iwan Iwanytſch nach ihm und erfuhr, daß Goränt∫chikoff tadellos und ſittlich lebe und daß anderenfalls Iwan Iwanytſch ihn, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, niemals aufgefordert hätte, ſeine Töchter zu unterrichten. Er ſei aber ungewöhnlich menſchenſcheu, ziehe ſich von allen zurück, ſei ſehr gelehrt, leſe ſehr viel, ſpreche jedoch um ſo weniger und es ſei überhaupt ſehr ſchwierig, mit ihm ein Geſpräch zu führen. Manche wiederum verſicherten, er ſei entſchieden verrückt, gaben aber zu, daß dieſe Eigenſchaft noch kein ſo großes Gebrechen ſei. Auch hörte ich, daß ſich viele der angeſehenſten Perſonen der Stadt Alexander Petrowitſchs gern liebevoll angenommen hätten, daß er ſogar nützlich ſein könne, Bittſchriften zu verfaſſen verſtehe u. a. m. Man war der Meinung, daß er in Rußland keine geringe Verwandtſchaft habe, vielleicht ſogar mit Leuten verſchwägert ſei, die längſt nicht zu den letzten gehörten; doch gleichzeitig wußte man, daß er ſeit ſeiner Verbannung alle Beziehungen zu ſeinen Angehörigen abgebrochen hatte – kurz, daß er ſich ſelbſt ſchade. Zudem war ſeine Lebensgeſchichte allgemein bekannt, und ſo erfuhr ich, daß er ſeine Frau im erſten Jahr der Ehe aus Eiferſucht erſchlagen und ſich ſelbſt dem Gericht angezeigt hatte – weswegen er denn auch nur zu zehn Jahren verurteilt worden war. Solche Verbrechen werden immer nur als Unglücksfälle betrachtet und man bedauert die »Unglücklichen«. Doch deſſen ungeachtet mied der Sonderling alle und jeden und erſchien unter Menſchen nur dann, wenn er Stunden zu geben hatte.

Ich kann nicht ſagen, daß ich ihm von Anfang an beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte. Mit der Zeit aber begann er, mich zu intereſſieren – warum, weiß ich eigentlich

ſelbſt nicht. Es war etwas Rätſelhaftes an ihm. Ihn in ein Geſpräch zu ziehen, war vollkommen unmöglich. Freilich: auf meine Fragen antwortete er jedesmal, und er tat es ſogar in einer Weiſe, als hielte er das Antworten für ſeine heiligſte Pflicht; nichtsdeſtoweniger fühlte ich mich nach einer ſolchen Antwort gewiſſermaßen befangen, ſo daß ich es vorzog, weitere Fragen zu unterlaſſen. Zudem erſchien ſelbſt nach dieſen wenigen Worten immer ein Ausdruck von Leid und Abſpannung in ſeinem Geſicht. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal an einem wundervollen Sommerabend zuſammen mit ihm von Iwan Iwanytſch nach Hauſe ging. Plötzlich fiel es mir ein, ihn auf einen Augenblick zu einer Zigarette zu mir einzuladen. Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welch ein Entſetzen ſich in ſeinem Geſicht ausdrückte. Er war völlig faſſungslos, murmelte ein paar unzuſammenhängende Worte und plötzlich ſtürzte er, nach einem wütenden Blick auf mich, in der entgegengeſetzten Richtung davon.

Ich wunderte mich. Seit der Zeit fiel es mir auf, daß er jedesmal, wenn er mich erblickte, zu erſchrecken ſchien. Aber ich ließ nicht nach; es zog mich etwas zu ihm, und eines Tages, ungefähr nach einem Monat, machte ich mich auf und ging zu ihm hin. Das war natürlich recht dumm und taktlos von mir. Gorántſchikoff wohnte am äußerſten Ende der Stadt bei einer alten Kleinbürgerin, bei der außer ihm noch deren ſchwindſüchtige Tochter lebte. Dieſe Tochter hatte ein illegitimes Kind, ein nettes, luſtiges kleines Mädchen von zehn Jahren.

Als ich eintrat, ſaß Alexander Petrowitſch mit der Kleinen am Tiſch und unterrichtete ſie im Leſen. Wie er mich erblickte, erſchrak er dermaßen, als hätte ich ihn auf einem Verbrechen ertappt. Er ſchien vollſtändig den Kopf zu ver-

lieren, ſprang vom Stuhl auf und ſtarrte mich an. Endlich nahmen wir Platz. Er verfolgte unabläſſig jeden meiner Blicke, ganz als argwöhnte er in jedem von ihnen irgendeinen ganz beſonderen geheimnisvollen Sinn. Da erriet ich, daß er bis zur Krankhaftigkeit mißtrauiſch war. Er blickte mich haßerfüllt an, faſt als wollte er ſagen: »Wirſt du mich denn nicht endlich einmal in Ruh' laſſen?« Ich ſprach über unſer Städtchen und die laufenden Neuigkeiten: er ſchwieg und lächelte gehäſſig. Es zeigte ſich, daß ihm keine einzige dieſer von der ganzen Stadt ſchon vielfach beſprochenen Neuigkeiten bekannt war, ja daß er ſich nicht einmal für ſie intereſſierte und offenbar überhaupt nichts von ihnen wiſſen wollte. Ich ſprach darauf von dem Lande und ſeinen Bedürfniſſen: er hörte mir ſchweigend zu, doch blickte er mich dabei dermaßen ſonderbar an, daß ich mich ſchließlich meines Geſpräches ſchämte. Bei der Gelegenheit habe ich ihm vielleicht auch noch mit meinen Büchern und Zeitſchriften tief weh getan; ich hatte ſie gerade von der Poſt abgeholt und bot ſie ihm, ſo wie ſie waren, noch unaufgeſchnitten, als Lektüre an. Er warf einen gierigen Blick auf das Paket, änderte aber ſofort ſeine Abſicht und lehnte das Angebot mit der Ausrede ab, er habe keine Zeit zum Leſen. Endlich verabſchiedete ich mich. Als ich ihn verließ, fühlte ich, wie eine unerträgliche Laſt von meinem Herzen fiel. Ich ſchämte mich und es erſchien mir ſehr taktlos, ſich einem Menſchen aufzudrängen, deſſen einziger Wunſch es war, ſoweit wie möglich von aller Welt abgeſchieden zu ſein. Aber nun war es geſchehen und nicht mehr rückgängig zu machen. Ich erinnere mich noch, daß ich bei ihm ſo gut wie überhaupt keine Bücher bemerkt hatte. So konnte es wohl kaum wahr ſein, daß er viel las, wie man in der Stadt allgemein glaubte. In-

deſſen hatte ich zweimal ſpät in der Nacht beim Vorüberfahren an ſeiner Wohnung noch Licht bei ihm geſehen. Was mochte er nun eigentlich tun, wenn er bis zum Sonnenaufgang nicht ſchlief? Schrieb er etwa? Und wenn er ſchrieb – was mochte das dann wohl ſein?

Die Umſtände entfernten mich auf ganze drei Monate aus der Stadt. Als ich zurückkehrte, war es bereits Winter geworden, und da erfuhr ich, daß Alexander Petrowitſch im Herbſt geſtorben ſei, geſtorben wie er gelebt hatte: einſam, ohne auch nur einmal den Arzt zu ſich rufen zu laſſen. In der Stadt hatte man ihn ſchon ſo gut wie ganz vergeſſen, ſeine Wohnung ſtand leer. Da begab ich mich unverzüglich zu der Hauswirtin des Verſtorbenen, in der Abſicht, ſie ein wenig auszuforſchen. Ich wollte wiſſen, womit ihr Mieter ſich vorwiegend beſchäftigt und ob er nicht etwas geſchrieben habe. Für ein Zwanzigkopekenſtück brachte ſie mir einen ganzen Korb Papiere, die der Verſtorbene hinterlaſſen, und geſtand, daß ſie zwei Hefte ſchon verbrannt habe. Sie war ein mürriſches, ſchweigſames Weib, aus dem ſchwer etwas Geſcheites herauszubekommen war. Über ihren Mieter konnte ſie mir nichts Neues ſagen. Nach ihren Worten hatte er faſt nie etwas gearbeitet und monatelang weder ein Buch aufgeſchlagen, noch die Feder in die Hand genommen; dafür ſei er ganze Nächte hindurch in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen, ſtets als dächte er über irgend etwas nach, zuweilen aber habe er ſogar mit ſich ſelbſt geſprochen. Sie fügte noch hinzu, daß er ihre Großtochter, die kleine Katjä, liebgewonnen habe und ſehr gut zu ihr geweſen ſei, beſonders ſeitdem er einmal erfahren hatte, daß ſie Katjä hieß, und am Katarinentag ſei er regelmäßig zur Totenmeſſe gegangen. Beſuch habe er nicht ausſtehen können und ſein Zimmer

habe er nur verlaſſen, wenn er ſeine Privatſtunden zu geben hatte. Ja er habe ſogar ſie, ſeine Hauswirtin, ſcheel angeſehen, wenn ſie einmal in der Woche gekommen ſei, um ſein Zimmer doch ein wenig gründlicher aufzuräumen, und geſprochen habe er mit ihr in den ganzen drei Jahren kaum ein Wort. Ich fragte auch die kleine Katjá, ob ſie noch an ihren Lehrer dächte. Sie ſah mich ſchweigend an, wandte ſich dann von mir ab, zur Wand hin, und brach in Tränen aus. So hatte denn dieſer Menſch doch wenigſtens in einem Weſen Liebe zu ſich zu erwecken vermocht.

Ich nahm ſeine Papiere an mich und durchſuchte und ordnete ſie einen ganzen Tag lang. Ungefähr drei Vierteile des Pakets waren nichtsſagende Papierfetzen, meiſtens Schreibübungen ſeiner Schüler. Zwiſchen ihnen aber fand ich ein Heft, ein ziemlich umfangreiches, das in kleiner Schrift ſehr eng vollgeſchrieben war, doch fehlte leider der Schluß – vielleicht war er aber auch ſchon zu Lebzeiten des Verfaſſers von dieſem ſelbſt weggeworfen oder vergeſſen worden.

Es war das die Schilderung des zehnjährigen Sträflingslebens, zu dem Alexander Petrowitſch verurteilt geweſen war. Das Ganze erſchien ziemlich zuſammenhanglos. Stellenweiſe war die Schilderung von anderen Geſchichten und Geſprächen unterbrochen, von ſeltſam grauſigen Erinnerungen, alles recht unausgeglichen niedergeſchrieben, faſt als hätte ihn irgend etwas gegen ſeinen Willen dazu gezwungen. Ich habe dieſe Bruchſtücke mehrmals durchgeleſen und mich überzeugt, daß ſie jedenfalls in anormalem Zuſtande geſchrieben worden ſind. Trotzdem ſchienen mir ſeine Aufzeichnungen – dieſe »Aufzeichnungen aus einem Totenhauſe«, wie er ſie ſelbſt an einer Stelle nennt – nicht ganz unintereſſant. Die für uns völlig neue, bis jetzt noch nie be-

ſchriebene Welt, die er ſchildert, die Seltſamkeit mancher Vorkommniſſe, einige beſondere Bemerkungen über das dort eingeſchloſſene zugrundegehende Volk – alles das feſſelte mich und ich las manches mit Intereſſe. Natürlich kann ich mich täuſchen. So wähle ich denn vorläufig einige Kapitel zur Probe aus. Mag dann der Leſer ſelbſt urteilen.

Erſter Teil

I.

Das Totenhaus

Unſer Gefängnis lag ganz am Rande der Feſtung, dicht am Feſtungswall. Zuweilen blickte man ſo durch die Zaunſpalten in Gottes weite Welt: wirſt du dort nicht irgend etwas ſehen? – Doch was du ſahſt, war nur ein Stückchen Himmel und der mit Steppengras bewachſene hohe Erdwall, auf dem nur die Schildwachen tagaus, tagein und jede Nacht auf und ab gehen; und gleich darauf denkſt du, daß Jahre vergehen werden, du aber immer noch ſo an den Zaun treten wirſt, um wieder durch die Spalten zu lauern, und immer denſelben Wall, dieſelben Schildwachen und dasſelbe kleine Stückchen Himmel ſehen wirſt, nicht dieſen Himmel, der über dem Gefängnis iſt, ſondern jenen, den anderen, den fernen, freien Himmel.

Man denke ſich einen großen Hof von zweihundert Schritt in der Länge und hundertundfünfzig in der Breite, der rings von einem hohen Pfahl- oder Paliſadenzaun in einem unregelmäßigen Sechseck umgeben iſt. Dieſe hohen Pfähle ſind tief in die Erde eingerammt, dicht nebeneinander, außerdem durch verbindende Querplanken noch doppelt in ihrer ſenkrechten Stellung gefeſtigt, und das obere Ende jedes Pfahles iſt zugeſpitzt – das iſt die äußere Einfriedigung eines »Oſtrogg«. An einer der ſechs Seiten befindet ſich ein großes Tor,

das ſtets verſchloſſen iſt und Tag und Nacht von Schildwachen bewacht wird. Dieſes Tor wurde nur auf beſonderen Befehl aufgemacht, wenn die Gefangenen zur Arbeit abmarſchierten. Hinter dieſem Tor lag die helle freie Welt, dort lebten Menſchen wie alle. Aber diesſeits der Umzäunung lag eine andere Welt, von der ſich die übrigen Menſchen nur Vorſtellungen wie von einem unmöglichen Märchen machten. Hier war eine beſondere Welt, die keiner einzigen anderen glich, hier gab es beſondere Geſetze, beſondere Tracht, beſondere Sitten und Bräuche, es war ein Totenhaus lebend Begrabener, darinnen ein Leben, wie es in der Welt nirgends ein ähnliches gibt, und auch die Menſchen waren hier beſondere. Dieſen beſonderen Ort will ich nun zu beſchreiben verſuchen.

Wer den Oſtrogg betritt, ſieht innerhalb des Paliſadenzauns mehrere Gebäude. Zu beiden Seiten des breiten inneren Hofes liegen zwei langgeſtreckte einſtöckige Blockhäuſer. Das ſind die Kaſernen. In ihnen leben die Zwangsarbeiter, die in Abteilungen untergebracht ſind. Weiterhin liegt ein drittes ebenſolches Blockhaus: das iſt die Küche, die gleichfalls in zwei Abteilungen geteilt iſt. Und ganz im Hintergrund befindet ſich noch ein viertes Gebäude, in dem ſich die Keller, Vorratsräume und Schuppen befinden. Die Mitte des Hofes iſt frei und bildet einen gleichmäßigen, ziemlich großen Platz. Hier treten die Sträflinge an, hier findet die Zählung und der Namensaufruf morgens, mittags und abends ſtatt, zuweilen aber auch ſonſt noch ein paarmal am Tage – je nach dem Argwohn der Wachhabenden und ihrer Übung im Zählen. Zwiſchen den Gebäuden und dem Paliſadenzaun bleibt noch ein ziemlich breiter freier Raum. Hier hinter den Blockhäuſern pflegten einige von den Sträflin-

gen, die verſchloſſeneren und menſchenſcheueren unter ihnen, in den arbeitsfreien Stunden ſich aufzuhalten und ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Wenn ich ihnen dann begegnete, verſuchte ich immer, ihre düſteren, gebrandmarkten Geſichter zu durchſchauen und zu erraten, woran ſie dachten. Unter ihnen gab es einen, deſſen Lieblingsbeſchäftigung in dieſen Mußeſtunden das Zählen der Zaunpfähle war. Es waren im ganzen tauſendfünfhundert Pfähle, er aber kannte jeden einzelnen von ihnen auswendig. Jeder Pfahl bedeutete für ihn einen Tag; an jedem Tage zählte er um einen Pfahl weiter, ſo daß er an den übrigen noch nicht gezählten Pfählen anſchaulich ſehen konnte, wieviel Tage ihm noch bis zur Freilaſſung blieben. Und er freute ſich wie ein Kind, wenn er mit einer der Seiten des Sechseckes fertig war. Er hatte noch lange Jahre zu warten, aber im Oſtrogg hatte man Zeit genug, ſich an das Warten zu gewöhnen. Einmal erlebte ich, wie ein Sträfling, der zwanzig Jahre lang in der Kátorga* verbracht hatte, nun endlich wieder in die Freiheit zurück ſollte. Einige erinnerten ſich noch ſeiner, wie er zum erſtenmal in den Oſtrogg gekommen war, ein junger, ſorgloſer Burſche, der weder an ſein Verbrechen, noch an ſeine Strafe dachte. Er verließ den Oſtrogg als ſilberhaariger Greis mit einem düſteren, traurigen Geſicht. Schweigend ging er in alle unſere ſechs Kaſernen, um von den anderen Abſchied zu nehmen. In jeder der Kaſernen betete er zuerſt vor den Heiligenbildern, dann verneigte er ſich tief vor den anderen und nahm Abſchied von ihnen, mit der Bitte, ſeiner nicht im böſen zu gedenken. Auch

* Feſtungsbauſtrafe oder Zwangsarbeit in den Bergwerken. Zugleich Sammelbegriff für die Gefangenen ſelbſt, und für die Zeit, die ſie in der Gefangenſchaft verbringen. E. K. R.

entſinne ich mich noch, wie einmal ein Sträfling, der früher ein reicher ſibiriſcher Landbauer geweſen war, in der Abendſtunde noch zum Tor gerufen wurde. Ein halbes Jahr vorher hatte er die Nachricht erhalten, daß ſein Weib ſich wieder verheiratet habe, und darüber war er tief traurig geworden. An dieſem Abend aber war ſie ſelbſt zum Oſtrogg gekommen: ſie ließ ihn herausrufen und gab ihm ein Almoſen. Sie ſprachen vielleicht nur zwei Minuten miteinander, beide weinten ſie, und dann nahmen ſie auf ewig Abſchied voneinander. Ich ſah ſein Geſicht, als er in die Kaſerne zurückkehrte ... Ja, an dieſem Ort konnte man es lernen, geduldig zu werden.

Sobald es dunkelte, wurden wir alle in die Kaſernen geführt, wo man uns für die ganze Nacht einſchloß. Es fiel mir zuerſt ſehr ſchwer, vom Hof in unſere Kaſerne zurückzukehren. Das war ein langer, niedriger, drückend heißer Raum, der nur matt von Talglichten erhellt wurde, erfüllt von ſchwerem, atemraubendem Geruch. Heute begreife ich nicht mehr, wie ich es zehn Jahre lang dort habe aushalten können.

Auf der langen Pritſche, auf der wir alle in zwei Reihen ſchliefen, durfte ich nur drei Bretter einnehmen; das war alles, was mir an Platz zukam. Auf dieſer Pritſche ſchliefen in unſerer Stube an dreißig Menſchen. Im Winter wurden wir früh eingeſchloſſen, und dann dauerte es mehr als vier Stunden, bis alle eingeſchlafen waren. Bis dahin aber – Geſchrei, Spektakel, Gelächter, Geſchimpf, das Geraſſel der Ketten, Qualm und Ruß, geſchorene Köpfe, gebrandmarkte Geſichter, zerlumpte Kleider, lauter Entehrte, Verfemte ... Ja, zäh iſt der Menſch! Er iſt ein Weſen, das ſich an alles gewöhnt – und dies iſt, glaube ich, die treffendſte Bezeichnung für ihn.

Im ganzen waren in unſerem Oſtrogg an zweihundert- und fünfzig Sträflinge untergebracht, das war die faſt ſtehende Zahl der Arreſtanten. Die einen kamen, die anderen gingen, die dritten ſtarben. Und was für Menſchenarten gab es dort nicht! Ich glaube, jedes Gouvernement, jeder Landſtrich Rußlands hatte ſeine Vertreter im Oſtrogg. Auch Söhne fremder Raſſen waren dort, ſogar Söhne kaukaſiſcher Bergvölker. Alle waren nach der Art ihres Verbrechens »ſortiert«, und folglich auch nach der Zahl der Jahre, zu denen man ſie verurteilt hatte. Es iſt anzunehmen, daß es wohl kein Verbrechen gab, das hier nicht ſeinen Vertreter beſaß. Den Hauptbeſtandteil der ganzen Oſtroggbevölkerung machten die zur ſchweren Zwangsarbeit Verſchickten aus (die »Schwerverſchickten«, wie ſie ſich ſelbſt naiv benannten). Das waren Verbrecher, die man aller Rechte beraubt hatte, Fetzen der Geſellſchaft, Menſchen mit gebrandmarkten Geſichtern, die ſie ewig als Ausgeſtoßene kennzeichnen ſollten. Sie waren auf acht bis zwölf Jahre zur Zwangsarbeit verurteilt und nach Ablauf dieſer Friſt wurden ſie als Anſiedler in öde Gegenden verſchickt. Auch gab es Verbrecher aus dem Soldatenſtande, die aber nicht aller Rechte beraubt waren, ebenſowenig wie die in den eigentlichen ruſſiſchen Militärſtrafkolonien. Sie wurden nur auf kurze Zeit verſchickt und kehrten nach Ablauf ihrer Strafzeit wieder dorthin zurück, woher ſie gekommen waren, in die ſibiriſchen Linienbataillone. Viele von ihnen kamen aber bald von neuem in den Oſtrogg, infolge neuer ſchwerer Vergehen, dann jedoch nicht mehr auf kurze Zeit, ſondern auf zwanzig Jahre. Die Sträflinge dieſer Abteilung nannte man die »Lebenslänglichen«. Doch ſelbſt dieſe »Lebenslänglichen« waren noch nicht aller Rechte beraubt. Und dann gab es noch eine Abteilung der

gefährlichſten Verbrecher, die größtenteils aus ehemaligen Soldaten beſtand und recht zahlreich war. Die hieß die »beſondere Abteilung«. In dieſe Abteilung wurden aus ganz Rußland die ſchwerſten Verbrecher geſchickt. Sie hielten ſich ſelbſt für »Ewige« und kannten nicht einmal die Dauer ihrer Zwangsarbeit. Nach der Vorſchrift mußte die Zahl ihrer Arbeitsſtunden verdoppelt und verdreifacht werden. Sie ſollten nur ſo lange im Oſtrogg gehalten werden, bis in Sibirien die ſchwerſten Zwangsarbeiten begannen. »Ihr ſeid nur eine beſtimmte Zeit hier, wir aber ſind ewig in der Katorga« – ſagten ſie zuweilen zu den anderen Mitgefangenen. Später habe ich gehört, daß dieſe Abteilung aufgehoben ſei. Außerdem wurde in unſerer Feſtung zu meiner Zeit auch die Beachtung des Standesunterſchiedes aufgehoben und eine allgemeine militäriſche Arreſtantenkompagnie eingeführt. Selbſtverſtändlich erfuhr bei der Gelegenheit auch die Oberleitung Veränderungen. So beſchreibe ich denn hier noch die alten Zeiten, die ſchon längſt vergangen und vergeſſen ſind...

Ja, alles, was ich hier erzähle, iſt ſchon lange her, oft ſcheint es mir jetzt, daß ich es nur im Traum geſehen habe. Ich weiß noch, wie ich zum erſtenmal den Oſtrogg betrat. Es dunkelte bereits, die Sträflinge kehrten ſchon von der Arbeit zurück und ordneten ſich in Reih' und Glied zur letzten Zählung. Ein Unteroffizier mit einem Schnurrbart machte das Tor auf, und ich betrat den Oſtrogg, in dem ich ſo viele Jahre verbringen, ſo viele Empfindungen ertragen ſollte, von denen ich, wenn ich ſie nicht ſelbſt durchlebt hätte, mir niemals eine auch nur annähernd richtige Vorſtellung machen könnte. Zum Beiſpiel hätte ich mir nie denken können, wie furchtbar und qualvoll es ſein würde, in den ganzen zehn

Jahren meiner Sträflingszeit keinen einzigen Augenblick allein ſein zu können. Bei der Arbeit ſtets unter Aufſicht und Bewachung, im Oſtrogg ſtets mit zweihundertundfünfzig Schickſalsgenoſſen, und niemals, niemals allein! Übrigens war das nicht das einzige, woran ich mich zu gewöhnen hatte!

Hier gab es die verſchiedenſten Verbrecher, zufällige Mörder und ſolche, die ſich das Morden zum Handwerk gemacht hatten, gewöhnliche Räuber und die Führer ganzer Räuberbanden. Es gab auch einfache Spitzbuben, Taſchendiebe und Landſtreicher – »Gewerbetreibende« jeder Art, Geldwechſler und Falſchmünzer, wie überhaupt mancherlei Liebhaber unverdienten Gutes. Auch gab es noch andere, bei denen es ſchwer war, ſich vorzuſtellen, für welche Vergehen ſie wohl verurteilt ſein könnten. Und doch hatte ein jeder ſeine Geſchichte, die dunkel und drückend war wie der Kopfſchmerz am nächſten Morgen nach einem abendlichen Saufgelage. Überhaupt wurde wenig von der Vergangenheit geſprochen, ſie liebten es nicht, davon zu erzählen, und waren ſichtlich bemüht, auch nicht daran zu denken. Ich kannte unter ihnen Mörder, die immer heiter und niemals nachdenklich waren, und man hätte wetten können, daß ihr Gewiſſen ihnen noch keinen einzigen Vorwurf gemacht hatte. Es gab aber auch finſtere Geſichter, Verbrecher, die faſt nur ſchwiegen. Im allgemeinen kann man ſagen, daß nur äußerſt ſelten jemand ſeine Lebensgeſchichte erzählte, und es war auch nicht »Mode«, Intereſſe dafür zu bekunden – das war eben nicht Sitte, das war nicht »üblich«. Es ſei denn, daß jemand einmal ſo aus Langeweile zu erzählen anfing und der andere ihm kaltblütig und finſter zuhörte. Niemand vermochte hier den anderen in Erſtaunen zu ſetzen. »Wir ſind geſchultes Volk«, hörte

man ſie nicht ſelten mit einer ganz eigentümlichen Selbſtzufriedenheit ſagen.

Ich weiß noch, daß einmal ein Räuber, der ſich angetrunken hatte (das konnte man mitunter im Oſtrogg), zu erzählen begann, wie er einen fünfjährigen Knaben umgebracht habe: zuerſt habe er ihn mit einem Spielzeug angelockt, dann in einen leerſtehenden Schuppen geführt und dort ermordet. Da ſchrie die ganze Kaſerne, die ihm bis dahin lachend und heiter zugehört hatte, wie aus einem Munde auf; aber nicht etwa aus Unwillen ſchrien ſie, ſondern ſo – weil es »überflüſſig« war, »davon zu ſprechen«, weil »davon« zu reden »nicht üblich« war. Ich muß hier bemerken, daß dieſes Volk tatſächlich geſchult war, und zwar nicht nur im übertragenen, ſondern auch im buchſtäblichen Sinne des Wortes, denn mindeſtens die Hälfte von ihnen konnte leſen und ſchreiben. An welch einem anderen Orte, wo ruſſiſches Volk in großen Maſſen verſammelt iſt, würde man einen Haufen von zweihundertundfünfzig Menſchen abteilen können, von denen über die Hälfte zu leſen und zu ſchreiben verſtünde? Später habe ich gehört, daß irgendein Gelehrter auf Grund ähnlicher Tatſachen zu beweiſen verſucht habe, daß die Schulbildung das Volk verderbe. Das iſt aber ein Irrtum: hier handelt es ſich um ganz andere Urſachen, obgleich – das muß ich allerdings zugeben – die Schulbildung das Selbſtvertrauen im Volke entwickelt. Aber das iſt ja durchaus kein Fehler.

Die verſchiedenen Klaſſen der Verbrecher unterſchieden ſich auch in der Kleidung: die einen hatten die rechte Hälfte der Jacke aus dunkelbraunem, die linke aus grauem Stoff, und ebenſo war das eine Hoſenbein braun, das andere grau. Einmal, als wir gerade außerhalb des Oſtrogg bei der Arbeit waren, ſchaute mich ein kleines Mädchen, eine Semmelver-

käuferin, von der wir etliche Weißbrote und Kalatſchen erſtanden hatten, lange Zeit aufmerkſam an und brach dann plötzlich in Lachen aus:

»Pfui, wie das ausſieht!« ſagte ſie lachend, »der graue Stoff hat nicht ausgereicht und der braune hat auch nicht ausgereicht!«

Andere Sträflinge trugen wiederum eine graue Jacke, deren Ärmel jedoch aus dunkelbraunem Tuch waren. Auch der Kopf wurde verſchieden geſchoren: es wurde immer nur die eine Hälfte raſiert, bei einem die ganze linke Seite, bei anderen der ganze Vorderkopf.

Schon auf den erſten Blick konnte man eine gewiſſe Gemeinſamkeit in dieſer eigenartigen Familie bemerken. Sogar die Perſönlichſten, Unterſchiedlichſten von ihnen, die ganz unwillkürlich über den anderen ſtanden – ſelbſt dieſe bemühten ſich, in den allgemeinen Ton des ganzen Oſtrogg einzuſtimmen. Ich kann wohl ſagen, daß dieſes ganze Volk, mit Ausnahme nur weniger unerſchöpflich heiterer Gemüter, die ſich dafür auch der allgemeinen Verachtung erfreuten, auffallend düſter, mürriſch, neidiſch, unglaublich ruhmſüchtig, großſprecheriſch, empfindlich und im höchſten Grade formell war. Die Fähigkeit, ſich über nichts zu wundern, galt bei ihnen für die größte Tugend. In dieſer Beziehung waren ſie geradezu krankhaft. Die Hauptſache für ſie war ſtets: wie man ſich äußerlich benahm. Doch oftmals verwandelte ſich die aufgeblaſenſte Haltung mit wahrer Blitzesſchnelle in die allerkleinmütigſte. Es gab auch einige wahrhaft Starke unter ihnen; die aber waren einfach und verſtellten ſich nicht. Doch eines erſchien mir ſonderbar! Unter dieſen wahrhaft Starken gab es wiederum einige, die bis zum äußerſten, bis zur Krankhaftigkeit ruhmſüchtig waren.

Überhaupt ſpielten Ehrgeiz und die äußere Form die erſte Rolle im Oſtrogg.

Die Mehrzahl der Sträflinge war entſetzlich verderbt. Verleumdungen und Klatſchereien hörten nie auf: darin war der Oſtrogg eine Hölle, eine wahre Ausgeburt der Unterwelt. Aber gegen die einmal angenommenen Sitten und Geſetze wagte niemand ſich zu erheben; alle ergaben ſich. Es gab wohl ſchroff hervortretende Charaktere, die ſich ſchwer, die ſich nur mit Mühe unterordneten, aber ſie taten es doch.

Es kamen auch ſolche in den Oſtrogg, die in der Freiheit nur jedes Maß verloren hatten und nun ſelbſt nicht zu wiſſen ſchienen, warum und wozu ſie das Verbrechen begangen hatten: es war oft wie von ſelbſt oder gleichſam im Fieber oder wie in der Betrunkenheit geſchehen; häufig jedoch hatten ſie die Tat nur aus krankhaft geſteigerter Ruhmſucht begangen. Denen wurde aber bei uns ſofort ein anderer Standpunkt klargemacht, obgleich einzelne von ihnen vor ihrer Ankunft im Oſtrogg der Schrecken ganzer Dörfer und Ortſchaften geweſen waren. Jeder Neuling erkannte ſchon bald nach der erſten Umſchau, daß er nicht dorthin geraten war, wohin er zu kommen gemeint hatte, daß er hier keinen mehr in Erſtaunen ſetzen konnte, und ſo fügte er ſich unmerklich und ſtimmte in den allgemeinen Ton ein.

Dieſer allgemeine Ton beſtand äußerlich in einer ganz beſonderen perſönlichen Würde, von der faſt jeder Bewohner des Oſtrogg völlig durchdrungen zu ſein ſchien, ganz als ob die Benennung »Sträfling« oder »Verurteilter« tatſächlich ein Titel geweſen wäre, womöglich noch ein beſonderer Ehrentitel. Kein einziges Anzeichen von Scham oder Reue! Übrigens gab es doch eine gewiſſe äußere Ergebung, ein ſozuſagen offizielles, ruhiges Vernünftigreden.

»Wir ſind verlorenes Volk,« ſagten ſie, »wer nicht konnt' in Freiheit leben, mag jetzt harte Straßen gehen.« – »Wer Vater und Mutter nicht hat gehorcht, der gehorche jetzt dem Trommelfell.« – »Haſt du nicht freiwillig arbeiten wollen, ſo klopfe jetzt Steine tagaus, tagein.« Solche und ähnliche Sätze wurden ſehr oft geſagt, in Form einer Sittenlehre wie auch als gewöhnliche Redensart, waren aber niemals wirklich ernſt gemeint. Es waren eigentlich nur leere Worte, denn es iſt kaum anzunehmen, daß auch nur einer von ihnen ſich ſeine Schuld innerlich eingeſtand. Es hätte nur jemand von den Nichtſträflingen wagen ſollen, einem von ihnen ſein Verbrechen vorzuhalten, ihn einmal deswegen zu ſchelten (wenn es auch nicht ruſſiſch iſt, einem Verbrecher Vorwürfe zu machen) – das Schimpfen würde dann kein Ende genommen haben! Und welche Künſtler waren ſie alle im Schimpfen! Sie beſchimpften ſich geradezu raffiniert, meiſterhaft! Das Schimpfen war bei ihnen zu einer ganzen Wiſſenſchaft geworden; ſie bemühten ſich, nicht ſo ſehr mit dem kränkenden Wort zu treffen, als mit dem kränkenden Sinn, mit der Zuſammenſtellung des Ganzen, mit der »Idee«! – Das aber iſt entſchieden feiner und folglich um ſo verletzender. Und die ununterbrochenen Streitigkeiten dienten natürlich nur dazu, um dieſe Kunſt unter ihnen noch mehr zu entwickeln. Alle dieſe Sträflinge arbeiteten, bildlich geſprochen, unter dem Stock, und ſo iſt es denn ſelbſtverſtändlich, daß ſie faul waren, liederlich und verderbt; ſelbſt wenn ſie es früher nicht geweſen waren, ſo wurden ſie es hier im Oſtrogg. Alle waren ſie hier nicht durch eigenen Willen verſammelt, alle waren ſie einander Fremde.

»Der Teufel hat wenigſtens ſeine drei Paar Baſtſchuhe zerriſſen, bevor er uns in einen Haufen zuſammengebracht!«

ſagten ſie von ſich ſelbſt, und ſo waren denn Klatſch, Intrigen, Verleumdungen, Neid, Hader und jede Niedertracht in dieſem Höllenleben an der Tagesordnung. Kein altes Weib hätte ſo weibiſch ſein können, wie es einige von dieſen Seelenmördern waren. Ich wiederhole, es gab unter ihnen auch ſtarke Charaktere, die abgehärtet und furchtlos und von jeher gewohnt waren, zu herrſchen und zu fordern. Dieſe wurden auch von den anderen Mitgefangenen unwillkürlich geachtet, ſie aber gaben ſich Mühe, obwohl ſie auf ihren Ruhm bisweilen ſogar ſehr eiferſüchtig waren, im großen ganzen den anderen nicht zur Laſt zu werden. Auf nichtigen Streit ließen ſie ſich überhaupt nicht ein, wahrten ſtets eine auffallende Würde in ihrem ganzen Gehaben, waren vernünftig und faſt immer der Obergewalt gehorſam – doch nicht etwa aus Grundſatz, zu gehorchen, ſondern wie nach einem ſtillſchweigenden Übereinkommen, weil es für beide Teile ſo das Beſte war. Übrigens ging man mit ihnen auch vorſichtig um.

Ich entſinne mich noch, wie einmal einer von ihnen, ein furchtloſer, entſchloſſener Charakter, der unſerer Verwaltung und Aufſicht ſchon von früher wegen ſeiner tieriſchen Neigungen bekannt war, wegen irgendeines Vergehens zur Beſtrafung gerufen wurde. Es war ein Sommertag und wir hatten gerade keine Arbeit. Der Major, der nächſte und unmittelbare Vorgeſetzte des Oſtrogg, erſchien ſelbſt, um perſönlich der Beſtrafung beizuwohnen. Dieſer Major war für die Sträflinge ein geradezu verhängnisvolles Weſen, er brachte es ſo weit, daß ſie vor ihm zitterten. Er war bis zur Sinnloſigkeit ſtreng, ein »Menſchenfreſſer«, wie die Gefangenen ſagten. Am meiſten fürchteten ſie ſeinen alles durchdringenden Luchsblick, vor dem ſich nichts verbergen

ließ. Er ſah gleichſam, ohne irgend wohin zu blicken. Betrat er den Oſtrogg an dem einen Ende, ſo wußte er ſchon, was am anderen Ende desſelben geſchah. Die Sträflinge nannten ihn den »Achtäugigen«. Sein Syſtem war aber unrichtig. Durch ſeine raſenden, wilden Handlungen erbitterte er nur dieſe ſowieſo ſchon erbitterten Menſchen, und wäre nicht der Kommandant, ein edler und vernünftig denkender Menſch, über ihm geweſen, der ſeine wilden Ausfälle mitunter mäßigte, ſo hätte der Major noch großes Unheil angerichtet. Offen geſtanden, ich begreife es nicht, wie er noch ſo glücklich ſeine Zeit abgedient hat: tatſächlich konnte er lebend und geſund den Abſchied nehmen, wenn er auch vor Gericht kam.

Der Sträfling erbleichte, als er gerufen wurde. Sonſt pflegte er ſich immer ſchweigend und entſchloſſen unter die Ruten zu legen, ſchweigend die Strafe hinzunehmen, nach Vollzug derſelben aufzuſtehen, als wäre nichts geſchehen, und kaltblütig und philoſophiſch das ihm zugeſtoßene Mißgeſchick hinzunehmen. Trotzdem ging man immer ſehr vorſichtig mit ihm um. Diesmal aber fühlte er ſich vollkommen unſchuldig. Er erbleichte, und es gelang ihm, unbemerkt von der Wache, ein ſcharfes engliſches Meſſer in den Ärmel zu ſtecken. Meſſer und alle ſcharfen Inſtrumente waren im Oſtrogg aufs ſtrengſte verboten; die Durchſuchungen wurden ſehr oft, ganz plötzlich und gründlich vorgenommen, die Strafen waren grauſam hart; da aber eine von Dieben verſteckte Sache ſchwer zu finden iſt, beſonders wenn dieſe mit ſolchen Unterſuchungen rechnen müſſen und ſicher verſtecken wollen, und da andererſeits Meſſer und ähnliche Werkzeuge immer gebraucht wurden, ſo waren ſie trotz aller Maßregeln nicht auszurotten. Und wenn ſie auch manchmal gefunden wurden, ſo ſchaffte man ſich doch unverzüglich neue an.

Die ganze Kaſerne ſtürzte zum Zaun, um dort mit klopfendem Herzen durch die Spalten zu lauern. Alle wußten, daß Petroff ſich diesmal nicht freiwillig unter die Ruten hinlegen werde und daß die letzte Stunde des Majors gekommen ſei. Aber kurz vor dem entſcheidenden Augenblick ſtieg unſer Major in ſeinen Wagen und fuhr davon, nachdem er die Ausführung der Exekution einem anderen Offizier übertragen hatte.

»Den hat Gott ſelber gerettet«, ſagten die Sträflinge. Petroff aber nahm mit der größten Ruhe ſeine Strafe hin. Sein Zorn war mit der Abfahrt des Majors vollſtändig vergangen. Der Arreſtant iſt gewöhnlich bis zu einem gewiſſen Grade gern gehorſam und geduldig, doch gibt es eine Grenze für ſeinen guten Willen, die man nicht überſchreiten darf. Da ich ſoeben einen ſolchen Fall angeführt habe, will ich noch bemerken, daß es kaum etwas Intereſſanteres gibt, als dieſe ſonderbaren Ausbrüche der Ungeduld und Widerſetzlichkeit bei den Arreſtanten. Oft erträgt ein Menſch mehrere Jahre lang die grauſamſten Strafen, er ergibt ſich allem widerſpruchslos, plötzlich aber reißt ſeine Geduld bei der nichtigſten Geringfügigkeit, ja man könnte ſagen, um nichts und wieder nichts. Von einem gewiſſen Standpunkte aus müßte man ihn dann ſogar wahnſinnig nennen, – und man tut es ja auch...

Ich ſagte ſchon, daß ich während all dieſer Jahre kein einziges Mal auch nur das geringſte Anzeichen von Reue bei dieſen Menſchen bemerkt habe, auch nicht die geringſten Gewiſſensbiſſe wegen des verübten Verbrechens, oder auch nur ein unbehagliches Denken an dasſelbe, und daß die Mehrzahl der Sträflinge ſich innerlich für vollkommen ſchuldlos hält. Das iſt Tatſache. Natürlich ſind auch Ruhm-

ſucht, ſchlechtes Beiſpiel, die übliche flotte Burſchengroßtuerei und falſche Scham vielfach mit die Urſache davon. Und andererſeits – wer könnte ſagen, daß er die Tiefe dieſer verkommenen Seelen erforſcht und das vor aller Welt Verborgene in ihnen geſehen habe? Immerhin hätte man doch im Laufe ſo vieler Jahre wenigſtens irgendeinen Zug wahrnehmen müſſen, nach dem man auf Schwermut oder Leiden hätte ſchließen können – wenn davon auch nur eine Spur vorhanden geweſen wäre. Doch es war nichts davon zu ſehen, entſchieden nichts. Ja ich glaube, das Verbrechen läßt ſich nicht nach gegebenen, bereits fertigen Geſichtspunkten erfaſſen und ſeine Philoſophie dürfte etwas ſchwieriger ſein, als allgemein angenommen wird. Daß das Syſtem der Gefängnisſtrafe und die Zwangsarbeit keinen einzigen Verbrecher beſſert, iſt wohl ſelbſtverſtändlich: ſie »beſtrafen« ihn nur und ſichern die Geſellſchaft vor weiteren Anſchlägen des Böſewichts auf ihre Freiheit und ruhige Sicherheit. Im Verbrecher jedoch erweckt der Oſtrogg und ſelbſt die angeſtrengte Arbeit nur Haß, Leidenſchaft für verbotene Genüſſe und unglaublichen Leichtſinn. Ich bin überzeugt, daß auch das berühmte Zellenſyſtem nur ein falſches, trügeriſches, äußeres Ziel erreicht. Es ſaugt aus dem Menſchen alle Lebenskraft, entnervt ſeinen Geiſt, ſchwächt und ängſtigt ihn und präſentiert dann endlich eine ſittlich vertrocknete Mumie, einen Halbwahnſinnigen, als Muſterbild der Beſſerung und Reue. Natürlich haßt der Verbrecher die Geſellſchaft, gegen die er ſich ja auch empört hat, und hält faſt ausnahmslos ſich für den Unſchuldigen und jene für die Schuldigen. Hinzu kommt, daß ihm von dieſer Geſellſchaft für ſein Vergehen Strafe auferlegt worden iſt, dieſe Strafe aber befreit ſein Gewiſſen von jedem Schuldbewußtſein, ſelbſt wenn eines

vorhanden geweſen wäre, und ſo fühlt er ſich denn wie einer, der alle ſeine Schulden bezahlt und ſich folglich nichts mehr vorzuwerfen hat. So kann man denn, wenn man von ſolchen Geſichtspunkten ausgeht, ſchließlich noch den Verbrecher ſelbſt ſehr wohl rechtfertigen. Aber ganz abgeſehen von allen Geſichtspunkten wird doch ein jeder zugeben, daß es Verbrechen gibt, die immer und überall, nach jedem Geſetz und ſchon ſeit dem Anfang der Welt als fragloſe Verbrechen angeſehen worden ſind, und die man auch weiter als ſolche betrachten wird, ſolange der Menſch ein Menſch bleibt. Nur habe ich im Oſtrogg von den ſchrecklichſten, grauenvollſten, wahrhaft ungeheuerlichſten Morden mit dem unbezwingbarſten, ja faſt mit kindlich heiterem Lachen erzählen hören.

So kann ich bisweilen die Erinnerung an einen Vatermörder nicht los werden. Er war Edelmann und hatte als halbwegs verlorener Sohn bei ſeinem alten ſechzigjährigen Vater gelebt, ein ausſchweifendes Leben geführt und viele Schulden gemacht. Der alte Vater redete ihm ins Gewiſſen, und als das Reden nicht half, entzog er ihm das Geld zu ſeinen Ausſchweifungen. Der Alte beſaß aber ein Haus und ein kleines Gut, und außerdem vermutete man, daß er Geld habe – und der Sohn ermordete den Vater um dieſes Beſitzes willen. Das Verbrechen war erſt nach einem Monat entdeckt worden. Der Mörder hatte ſelbſt der Polizei angezeigt, daß ſein Vater ſpurlos verſchwunden ſei, und hatte den ganzen Monat in Saus und Braus verbracht. Der Polizei war aber ſein Treiben bald verdächtig erſchienen, und eines Tages, während ſeiner Abweſenheit, hatte man den Leichnam des Ermordeten auf dem Hof in dem mit Brettern zugedeckten Abzugsgraben gefunden. Der Leichnam war vollſtändig angekleidet und augenſcheinlich ſehr ſorgſam dort

hingebettet worden: das graue Haupt war glatt abgetrennt, doch hatte der Mörder es wieder an den Rumpf gedrückt und außerdem noch ein Kiſſen unter dasſelbe geſchoben. Er hatte ſeine Schuld nicht eingeſtanden, war aber trotzdem ſeines Adels und Ranges verluſtig geſprochen und auf zwanzig Jahre zur Zwangsarbeit verurteilt worden. Während der ganzen Zeit, die ich mit ihm zuſammen im Oſtrogg verbrachte, befand er ſich in der beſten, heiterſten Gemütsſtimmung. Es war ein überaus leichtſinniger, unvernünftiger, verdrehter Menſch, wenn auch durchaus kein Dummer. Ich habe niemals irgendwelche beſondere Brutalität an ihm bemerken können. Die übrigen Sträflinge verachteten ihn, doch taten ſie es nicht etwa ſeines Verbrechens wegen – davon war überhaupt nicht die Rede –, ſondern wegen ſeiner Einfalt, weil er ſich nicht zu »benehmen« verſtand. Unterhielt man ſich mit ihm über dies und das, ſo kam er nicht ſelten auch auf ſeinen Vater zu ſprechen. Einmal, als wir von der Geſundheit ſprachen, die in ſeiner Familie erblich ſei, fügte er noch beiläufig hinzu:

»Mein Vater zum Beiſpiel hat bis zu ſeinem Tode kein einziges Mal über Krankheit geklagt.«

Eine dermaßen tieriſche Gefühlloſigkeit ſcheint natürlich kaum glaublich: ſie war geradezu ein Phänomen. Wer weiß, ob ihr nicht irgendeine unglückliche Veranlagung, eine phyſiſche oder ſittliche Abnormität, die von der Wiſſenſchaft noch nicht erforſcht iſt, zugrunde liegt, und wir folglich kein gewöhnliches Verbrechen vor uns haben. Zuerſt glaubte ich es gar nicht, daß er ihn ermordet habe. Es waren da aber auch Leute aus derſelben Stadt, die alle Einzelheiten des Falles kannten und mir den ganzen Prozeß erzählten. Die Tatſachen waren dermaßen klar, daß ſie jeden Zweifel an

ſeiner Schuld ausſchloſſen. Und einmal hatten die anderen Sträflinge gehört, wie er nachts im Traum geſchrien hatte:

»Halt ihn, halt ihn! Hau' ihm den Kopf ab, den Kopf, den Kopf!«

Faſt alle Sträflinge ſprachen im Traum und phantaſierten viel. Von Meſſern und Äxten träumte ihnen offenbar nicht ſelten und Schimpfworte und Banditenjargon hörte man in jeder Nacht.

»Wir ſind unter der Knute,« ſagten ſie zuweilen, »die liegt auch auf unſerem Inneren, darum ſchreien wir in der Nacht.«

Die ſtaatliche Zwangsarbeit war für ſie keine Beſchäftigung, ſondern eine Pflicht: der Sträfling arbeitete ſeine Zeit ab und drückte ſich um die Arbeit in den feſtgeſetzten Stunden, ſo gut es ging, herum und kehrte dann in den Oſtrogg zurück. Die Zwangsarbeit rief in ihnen nur Haß hervor. Doch ohne eine beſondere, eigene Beſchäftigung, der er ſich mit ſeiner ganzen Seele und ſeiner ganzen Vernunft hingeben kann, würde es kein Menſch im Oſtrogg aushalten. Und das iſt ja auch nur zu begreiflich, denn wie hätte ſich ſonſt dieſes ganze, immerhin geiſtig nicht unentwickelte Volk, das ſtürmiſch gelebt hatte, das Leben liebte und leben wollte, das hier gewaltſam von der Geſellſchaft und dem normalen Leben abgetrennt worden war – wie hätte ſich dieſes Volk hier normal und regelrecht nach eigenem Willen und Verlangen anders einleben können? Schon allein durch den Müßiggang würden ſich in ihm bald verbrecheriſche Eigenſchaften entwickelt haben, von denen früher vielleicht mancher nichts geahnt hatte. Ohne Beſchäftigung und ohne rechtmäßiges, durchſchnittliches Eigentum kann der Menſch nicht leben: er verdirbt und wird zum Tier. Und darum

hatte ein jeder im Oſtrogg – wohl aus dem Gefühl der Selbſterhaltung, einem ganz natürlichen Bedürfnis heraus – ſeine eigene, beſondere Beſchäftigung, ſein eigenes Handwerk.

Der lange Sommertag war von der Zwangsarbeit ganz und gar ausgefüllt; in der kurzen Nacht konnte man ſich kaum ausſchlafen. Im Winter aber mußten die Arreſtanten vorſchriftsmäßig ſchon früh, ſobald es nur zu dunkeln begann, im Oſtrogg eingeſchloſſen werden. Was ſollte man nun an dieſen langen, langweiligen Winterabenden beginnen? Und ſo verwandelte ſich denn jede Kaſerne, trotz des Verbots, in eine große Werkſtube. Das heißt, Arbeit an ſich war ja nicht verboten; verboten war aber aufs ſtrengſte, irgendwelche Inſtrumente bei ſich zu haben oder überhaupt in der Kaſerne zu beſitzen; ohne dieſe war jedoch auch jede Arbeit unmöglich. Daher wurde nur heimlich gearbeitet, und die Wache ſchien es in der Beziehung nicht immer ſehr genau mit der Vorſchrift zu nehmen.

Viele Sträflinge hatten früher nichts gelernt und waren in den Oſtrogg gekommen, ohne irgend etwas Rechtes zu verſtehen. Da gab es nun Schuhmacher und Schneider, Tiſchler und Schloſſer, Bildſchnitzer und Vergolder. Auch gab es einen Juden unter ihnen, Iſſai Bummſtein, der Juwelier und Wucherer zugleich war. Alle mühten ſie ſich und verdienten ſich ihre paar Kopeken. Die Aufträge kamen aus der Stadt. Geld iſt gemünzte Freiheit und daher für einen Menſchen, der jeder Freiheit beraubt iſt, zehnmal wertvoller als für einen Freien. Wenn es nur in ſeiner Taſche klingt, ſo iſt er ſchon halbwegs getröſtet, ſelbſt wenn er es nicht einmal ausgeben kann. Nur iſt es Tatſache, daß man Geld immer und überall ausgeben kann, um ſo mehr, als die verbotene Frucht doppelt ſo ſüß iſt. Im Oſtrogg aber

konnte man für Geld ſogar Branntwein erſtehen. Pfeifen waren ſtrengſtens verboten und doch wurden ſie von allen geraucht. Geld und Tabak bewahrten vor Skorbut und anderen Krankheiten, und die Arbeit bewahrte vor Verbrechen. Ohne Arbeit hätten die Sträflinge ſich gegenſeitig aufgefreſſen, wie die Spinnen im Glaſe.

Nichtsdeſtoweniger waren der Beſitz von Geld und Privatarbeit verboten, und nicht ſelten wurden mitten in der Nacht ganz plötzlich Durchſuchungen vorgenommen: alles Verbotene wurde beſchlagnahmt und ſelbſt das Geld, wie ſorgfältig es auch verſteckt werden mochte, fiel den Durchſuchenden bisweilen doch in die Hände. Das war auch teilweiſe der Grund, warum es nicht geſpart, ſondern baldmöglichſt vertrunken wurde, und aus demſelben Grunde kam denn auch der Branntwein in den Oſtrogg. Nach jeder Durchſuchung wurde der Schuldige, abgeſehen davon, daß er ſein ganzes Kapital verlor, auch noch ſchmerzhaft beſtraft. Aber nach jeder Durchſuchung wurde das Notwendigſte ſofort erſetzt und alsbald gab es neue Sachen und alles war wieder beim alten. Das wußten auch die Vorgeſetzten, doch nahmen ſie es ebenſo gleichmütig hin, wie die Sträflinge ihre Strafe, über die ſie nicht einmal murrten, obgleich ein ſolches Leben demjenigen von Anſiedlern auf dem Veſuv nicht unähnlich war.

Wer kein Handwerk verſtand, wählte ſich einen anderen Erwerbszweig, häufig einen ſehr originellen. Einige beſchäftigten ſich zum Beiſpiel nur mit Auf- und Verkauf, alſo mit Zwiſchenhandel, doch ihre Handelsobjekte waren meiſtens Sachen, bei deren Anblick einer, der außerhalb des Oſtrogg lebt, nie und nimmer auf die Idee käme – nicht etwa, daß man ſo etwas kaufen oder gar verkaufen könnte, ſondern

daß ſo etwas überhaupt ein Gegenſtand war. Aber man war eben ſehr arm und dabei ſehr auf Beſchäftigung aus. Selbſt die letzten Lumpen hatten noch ihren Wert und konnten, wie ſich zeigte, doch noch zu etwas verwandt werden. Infolge der Armut hatte auch das Geld einen ganz anderen Wert im Oſtrogg als draußen in der freien Welt. Eine große und komplizierte Arbeit wurde mit wenigen Kopeken bezahlt. Einige etablierten ſich als Kreditbanken und trieben ihren Wucher mit gutem Erfolg. Hatte ein Sträfling alles durchgebracht, oder hatte er nach einer Durchſuchung »bankrott gemacht«, wie es hieß, ſo trug er ſeine letzten Sachen zum Wucherer und erhielt von dieſem zu ungeheuren Prozenten nur wenige Kupferſtücke. Konnte er ſeine Sachen nicht vor dem Fälligkeitstermin einlöſen, ſo wurden ſie unverzüglich und unbarmherzig verkauft. Ja, der Wucher blühte dermaßen, daß ſelbſt dem Staate gehörende Gegenſtände, wie z. B. Wäſche, Stiefel uſw., verpfändet wurden, Sachen, die ein jeder Sträfling in jedem Augenblick brauchte. Doch geſchah es bisweilen, daß dieſe Verſatzgeſchäfte eine andere Wendung nahmen, die indes nicht ganz unerwartet kam. Der Sträfling, der ſeine letzten Sachen verpfändet und dafür Geld empfangen hatte, ging darauf unverweilt, und ohne ein Wort zu reden, zum älteſten Unteroffizier, dem nächſten Vorgeſetzten des Oſtrogg, und meldete ihm, daß er ſeine ſtaatlichen Kleidungsſtücke verſetzt habe, die dann von dieſem unverzüglich dem Wucherer wieder abgenommen wurden, ſogar ohne daß vorher die höheren Vorgeſetzten von dem Vorfall benachrichtigt worden wären. Intereſſant war, daß es dabei nicht einmal zu einem Streit kam: der Wucherer gab ſchweigend und verdroſſen das Betreffende zurück, und es hatte ſogar den Anſchein, als habe er ſelbſt einen

ſolchen Ausgang erwartet. Vielleicht geſtand er ſich unwillkürlich, daß er an Stelle des Verpfänders wohl ebenſo gehandelt haben würde. Und wenn er dann ſpäter auch einmal darüber ſchimpfte, ſo tat er es eigentlich ohne jeden Groll, er ſchimpfte ſich einfach aus, um ſich das Herz zu erleichtern.

Geſtohlen wurde entſetzlich viel. Faſt jeder beſaß ſeinen eigenen verſchließbaren Kaſten, in dem er die ihm zugeteilten Kleidungsſtücke aufbewahrte; das war erlaubt. Doch dieſe Käſten nützten nichts. Ich glaube, man wird ſich leicht denken können, wie geſchickt dieſe Diebe waren. Mir ſelbſt ſtahl ein Sträfling, der mir aufrichtig zugetan war (ich ſage es, ohne mir dabei etwas einzubilden), meine Bibel, das einzige Buch, das man im Oſtrogg beſitzen durfte. Er geſtand es mir noch am ſelben Tage ganz naiv, doch tat er dies nicht etwa aus Reue, ſondern nur aus Mitleid mit mir, da ich ſie lange vergeblich ſuchte.

Unter anderen gab es auch »Weinhändler«, die Branntwein verkauften und damit gute Geſchäfte machten. Auf dieſen Erwerbszweig werde ich noch beſonders zu ſprechen kommen, zumal er in ſeiner Art nicht unintereſſant war. Auch gab es viele wegen Schmuggels Verurteilte, und ſo braucht es einen denn auch nicht zu wundern, daß trotz aller Durchſuchungen, Schildwachen und Aufſeher dennoch Branntwein in den Oſtrogg gelangte. Der Schmuggel iſt ſeinem Charakter nach eine ganz beſondere Geſetzübertretung. Wird man mir glauben, daß das Geld, der Verdienſt, bei den meiſten Schmugglern eine ganz nebenſächliche Rolle ſpielt, oder wenigſtens erſt in zweiter Linie für ſie in Betracht kommt? Und doch verhält es ſich in den meiſten Fällen tatſächlich ſo. Der Schmuggler ſchmuggelt aus Leidenſchaft, weil der Hang dazu ihm angeboren iſt. In gewiſſer Beziehung iſt

er förmlich ein Dichter. Er riskiert alles, er begibt ſich in die größte Gefahr, er erfindet, er verſucht ſich aus der Schlinge zu ziehen, er ſtellt noch anderen Fallen – mitunter tut er es ſogar wie auf höhere Eingebung. Die Leidenſchaft des Schmugglers iſt nicht geringer als die des Kartenſpielers.

Ich kannte im Oſtrogg einen Sträfling von ungeheurem Körperbau, der aber ſo ſanft, ſo ſtill und beſcheiden war, daß man ſich erſtaunt fragte, für welches Vergehen ein ſolcher Menſch wohl zur Zwangsarbeit verurteilt ſein mochte. Er war dermaßen friedlich und gutmütig, daß er ſich während ſeiner ganzen Strafzeit im Oſtrogg mit keinem einzigen gezankt hat. Er ſtammte von der weſtlichen Grenze, war wegen Schmuggels verurteilt worden und konnte, verſteht ſich, auch im Oſtrogg nicht von ſeiner Leidenſchaft laſſen, und ſo ſchmuggelte er Branntwein. Wie oft war er dafür ſchon beſtraft worden und wie fürchtete er die Ruten! Und dabei brachte ihm dieſer Schmuggel nur ſehr wenig ein, ſogar lächerlich wenig. Der Branntwein machte nur den »Unternehmer« reich. Aber der Sonderling liebte die Kunſt um der Kunſt willen. Er war weinerlich wie ein Weib, und wie oft ſchwor er ſich nach einer neuen Strafe, nie wieder etwas durchzuſchmuggeln, und männlich bezwang er ſich zuweilen einen ganzen Monat, bis – bis er es doch nicht aushielt ... Dank ſolcher Käuze war der Oſtrogg ſtets mit Branntwein verſorgt.

Endlich gab es auch noch eine Einnahme, die die Sträflinge zwar nicht reich machte, dafür aber unverſiegbar und wohltuend war: die Almoſen. Die höheren Klaſſen unſerer Geſellſchaft können ſich keine Vorſtellung davon machen, wie die Kaufleute, Bürger und unſer ganzes Volk für die »Unglücklichen« ſorgt! Es werden faſt ununterbrochen milde

Gaben gegeben, die meiſtens in Brot, Semmeln, Kalatſchen beſtehen, ſelten in Geld. Ohne dieſe Gaben hätten es die Gefangenen, beſonders diejenigen, welche in Unterſuchungshaft ſind und die viel ſtrenger gehalten werden als die Verurteilten, an vielen Orten gar zu ſchwer. Das Geſchenkte wird von den Sträflingen gewiſſenhaft zu gleichen Teilen verteilt. Reicht es nicht für alle, ſo werden die einzelnen Kalatſchen in gleichgroße Stücke geſchnitten, zuweilen ſogar in ganze ſechs, aber jeder Gefangene erhält unbedingt ſeinen peinlich genau abgemeſſenen Teil.

Ich entſinne mich noch, wie ich zum erſtenmal ein Almoſen erhielt. Es war bald nach meiner Ankunft im Oſtrogg. Ich kehrte von der Morgenarbeit ganz allein mit einem Soldaten unſerer Wache zurück und da begegnete mir unterwegs eine Mutter mit ihrer kleinen Tochter, einem etwa zehnjährigen Mädchen, das wie ein Engel reizend war. Ich hatte beide ſchon einmal geſehen. Die Mutter war eine Soldatenwitwe. Ihr Mann, ein junger Soldat, war während ſeiner Unterſuchungshaft im Lazarett geſtorben, als auch ich dort in der Gefangenenabteilung lag. Die Frau und ſein Töchterchen waren zum Abſchied hingekommen, und beide hatten ſie herzbrechend geweint. Als nun die Kleine mich erblickte, errötete ſie und flüſterte der Mutter ſchnell etwas zu; die blieb ſogleich ſtehen, ſuchte ihr Schnupftuch hervor, löſte den Knoten und gab der Kleinen eine Viertelkopeke, mit der mir die Kleine ſogleich nachgelaufen kam: »Da, Unglücklicher, nimm um Chriſti willen dies Kopekchen!« ſagte ſie, indem ſie mir gerade vor die Füße lief und ſich bemühte, mir die kleine Münze in die Hand zu drücken. Ich nahm ihr »Kopekchen« und die Kleine kehrte vollauf befriedigt zu ihrer Mutter zurück. Ich habe lange die kleine Münze aufbewahrt.

II.

Die erſten Eindrücke

Der erſte Monat und überhaupt die erſte Zeit meines Aufenthaltes im Oſtrogg ſtehen ſelbſt jetzt noch wie lebendig vor mir. Alle meine ſpäteren Gefängnisjahre ſind mir viel verſchwommener, ungenauer in der Erinnerung geblieben. Einiger von ihnen kann ich mich faſt gar nicht mehr erinnern, ſie haben ſich gleichſam mit den anderen vermiſcht, als wären ſie ineinander gefloſſen, und alles, was mir von ihnen in der Erinnerung geblieben, iſt nur eine einzige große Empfindung: die der Schwere, Einförmigkeit, Bedrücktheit.

Aber alles, was ich in den erſten Tagen meiner Kátorga durchlebt habe, iſt mir, als wäre es geſtern geweſen. Und das iſt ja auch ganz verſtändlich.

Ich erinnere mich deutlich, daß mich ſchon beim erſten Schritt in dieſes Leben vor allem eines ſtutzig machte: daß ich, wie es mir ſchien, nichts beſonders Auffallendes, Ungewöhnliches, oder richtiger, Unerwartetes in ihm fand. Ich glaubte alles auch ſchon früher in der Phantaſie ſo erlebt zu haben, als ich noch auf dem Wege nach Sibirien mir mein Schickſal im voraus vorzuſtellen ſuchte. Doch das änderte ſich bald: eine Unmenge der allerunerwartetſten Seltſamkeiten, der ungeheuerlichſten Tatſachen machte mich bald bei jedem Schritt von neuem ſtutzig. Die ganze Eigenart

aber, dies ganze Ungeahnte eines ſolchen Lebens, ging mir erſt viel, viel ſpäter in ſeiner vollſtändigen Neuheit auf, nachdem ich ſchon lange im Oſtrogg gelebt hatte. Dann aber wunderte ich mich immer mehr darüber, und ich muß geſtehen, dieſe Verwunderung hat mich während der ganzen langen Zeit meiner Verbannung nicht verlaſſen; ich konnte mich niemals von ihr befreien.

Mein erſter Eindruck, nachdem ich den Oſtrogg betreten hatte, war im allgemeinen der des Ekels; aber nichtsdeſtoweniger ſchien es mir – ſo ſeltſam es auch klingen mag –, daß das Leben im Oſtrogg viel leichter ſei, als ich es mir unterwegs vorgeſtellt hatte. Die Sträflinge gingen – allerdings in Ketten – frei im ganzen Oſtrogg umher, ſchimpften ſich gegenſeitig, ſangen Lieder, arbeiteten für ſich, rauchten Pfeifen, tranken ſogar Branntwein (wenn auch nur verhältnismäßig wenige) und in der Nacht wurde Karten geſpielt. Die Arbeit ſelbſt erſchien mir durchaus nicht ſo ſchwer, durchaus nicht ſo »ſibiriſch«, und erſt nach ziemlich langer Zeit erriet ich, daß das »Sibiriſche« dieſer Arbeit nicht ſo ſehr in ihrer Schwere und ununterbrochenen Dauer beſtand, als vielmehr darin, daß ſie »Zwangsarbeit«, befohlene Arbeit, eiſernes Muß unter dem drohenden Stock war. Ein Bauer arbeitet zu Hauſe auf dem Felde oder ſonſtwo unvergleichlich mehr, im Sommer zuweilen ſogar noch in der Nacht; aber er arbeitet für ſich, er arbeitet zu einem vernünftigen Zweck, und die ſchwere Arbeit fällt ihm unvergleichlich leichter, als dem Zwangsarbeiter die viel geringere, doch erzwungene und für ihn völlig nutzloſe Arbeit. Es kam mir einmal folgender Gedanke: wollte man einen Menſchen mittels einer Strafe vollſtändig erdrücken, ihn völlig vernichten, ihm eine ſo grauenvolle Strafe auferlegen,

daß ſelbſt der ruchloſeſte Mörder vor ihr erbebte und ſich im voraus abſchrecken ließe, ſo würde es genügen, ſeiner Zwangsarbeit den Charakter einer vollkommenen Nutzloſigkeit und Sinnloſigkeit zu geben. Wenn die ſonſt übliche Zwangsarbeit für den Sträfling auch unintereſſant und langweilig iſt, ſo hat ſie doch als Arbeit immerhin einen Sinn: der Sträfling muß Ziegel brennen, Erde graben, Maurerarbeit machen, bauen; eine ſolche Arbeit hat, wie geſagt, Sinn und Zweck. Der Zwangsarbeiter läßt ſich zuweilen ſogar von ihr fortreißen, er will ſie gewandter, fixer, beſſer verrichten. Würde man ihn dagegen anſtellen, zum Beiſpiel Waſſer aus einem Kübel in einen anderen zu gießen, und dann wieder zurück in den erſten, oder Sand zu ſtoßen, einen Haufen Erde von einem Platz auf einen anderen, und von dort wieder zurückzukarren – ich glaube, der Sträfling würde ſich ſchon nach wenigen Tagen erhängen oder tauſend Verbrechen begehen, würde lieber ſterben, als in dieſer Erniedrigung, Schande und Qual weiterleben. Verſteht ſich, eine ſolche Strafe würde zur Folter, zur grauenvollſten Rache werden und wäre ſinnlos, denn ſie würde kein einziges vernünftiges Ziel erreichen. Da aber ein Teil einer ſolchen Folter, einer ſolchen Sinnloſigkeit, Erniedrigung und Schmach unbedingt in jeder erzwungenen Arbeit enthalten iſt, ſo iſt auch die ſibiriſche Zwangsarbeit gerade dadurch, daß ſie erzwungen iſt, unvergleichlich ſchwerer als jede freiwillige.

Ich kam übrigens im Winter in den Oſtrogg, im Dezember, und ſah und wußte daher noch nichts von der Sommerarbeit, die fünfmal ſchwerer iſt. Im Winter jedoch gab es in unſerer Feſtung nur wenig Arbeit. Die Sträflinge gingen an das Ufer des Irtyſch, um dort alte Barken, die Staatseigentum waren, abzubrechen, arbeiteten in den Werkſtätten,

ſchaufelten in der Stadt vor allen Staatsgebäuden den Schnee fort, der von den Stürmen immer wieder aufgeweht wurde, brannten und ſtießen Alabaſter und taten ähnliches mehr.

Der Wintertag war ſehr kurz, die Arbeit ſchnell zu Ende, und ſo kehrten denn die Sträflinge ſchon früh in den Oſtrogg zurück, wo ſie ſo gut wie nichts zu tun hatten, wenn ſie nicht für ſich ſelbſt etwas arbeiten wollten. Doch mit eigener Arbeit beſchäftigte ſich vielleicht nur ein Drittel aller Gefangenen; die übrigen ſchlugen die freie Zeit mit Müßiggang tot, ſchlenderten aus einer Kaſerne in die andere, ſchimpften, ſtritten, ſpannen Intrigen, verbreiteten Klatſchgeſchichten und betranken ſich, wenn ſie nur irgendwie ein paar Kopeken ergattert hatten; in der Nacht verſpielten ſie noch ihr letztes Hemd – und das alles nur aus Langeweile, aus Müßiggang, dem bevorzugten Nichtstun!

Mit der Zeit begriff ich, daß es außer dem Verluſt der Freiheit, außer der Zwangsarbeit im Leben des Sträflings noch eine Qual gibt, die faſt größer iſt als alle anderen: das iſt das erzwungene allgemeine Zuſammenleben. Allgemeines Zuſammenleben gibt es natürlich auch an anderen Orten, in den Oſtrogg aber kommen Menſchen, mit denen ſich nicht ein jeder gern einleben will, und ich bin überzeugt, daß jeder Sträfling dieſe Qual mehr oder weniger empfunden hat, wenn auch, verſteht ſich, größtenteils nur unbewußt.

Auch das Eſſen erſchien mir recht reichlich bemeſſen. Viele verſicherten, daß es in den Gefängniſſen des europäiſchen Rußland ſchlechter ſei. Darüber kann ich nicht urteilen: ich bin nicht in ihnen geweſen. Zudem konnten es ſich viele leiſten, beſonderes Eſſen für ſich zu beſtellen. Rindfleiſch

koſtete bei uns zwei Kopeken das Pfund, im Sommer drei Kopeken. Trotzdem aßen nur die wenigen, die beſtändig Geld beſaßen, eigenes Eſſen; die große Mehrzahl begnügte ſich mit der Staatskoſt. Übrigens meinten die Sträflinge, wenn ſie ihre Koſt lobten, damit nur das Brot, und vornehmlich ſegneten ſie den einen Vorzug desſelben: daß es uns gemeinſam und nicht pfundweis jedem einzelnen zugeteilt wurde, denn das wäre für ſie wahrhaft grauenvoll geweſen. Bei einer Verteilung nach dem Gewicht hätte ſich mindeſtens ein Drittel nicht ſatteſſen können, während es ſo für alle ausreichte.

Unſer Brot war in der Tat ganz beſonders ſchmackhaft und als ſolches in der ganzen Stadt berühmt. Man ſchrieb dieſen Vorzug dem beſonders gut gelungenen Bau unſerer Backöfen zu. Die Kohlſuppe war dagegen ſehr mangelhaft. Sie wurde in einem großen Keſſel gekocht, mit etwas Graupen verſehen, und ſo war ſie, beſonders an den Wochentagen, wäſſerig und mager. Mich entſetzte an ihr die große Menge Schwaben, die alle ruhig mitgekocht wurden. Die übrigen Sträflinge ſchenkten ihnen aber überhaupt keine Beachtung.

Die erſten drei Tage wurde ich noch nicht mit den anderen zur Arbeit geſchickt; ſo verfuhr man mit jedem Neuangekommenen: man ließ ihn nach der Reiſe ſich ein wenig ausruhen. Doch ſchon am nächſten Tage war ich gezwungen, auf kurze Zeit den Oſtrogg zu verlaſſen, da mir andere Feſſeln angeſchmiedet werden mußten. Meine Feſſeln waren noch nicht die vorſchriftsmäßigen, ſondern aus Ringen beſtehende, »Hellklingende«, wie die Gefangenen ſie nannten. Die hatte ich über den Kleidern getragen. Die vorſchriftsmäßigen Oſtroggfeſſeln, die auch bei der Arbeit nicht hinderlich waren, beſtanden nicht aus Ringen, ſondern aus vier

etwa fingerdicken eiſernen Stäben, die durch drei eiſerne Ringe miteinander verbunden waren. Dieſe Feſſeln trug man unter den Beinkleidern. An dem mittleren Ring war ein Riemen befeſtigt, der ſeinerſeits an dem Gürtelriemen, den man unmittelbar über dem Hemde tragen mußte, angebracht wurde.

Ich entſinne mich noch deutlich meines erſten Morgens in der Kaſerne.

Die Wache vor dem Tore des Oſtrogg hatte ſchon die Trommel geſchlagen. Nach ungefähr zehn Minuten kam der wachhabende Unteroffizier und ſchloß die Türen auf. Wir waren inzwiſchen aufgewacht. Beim glanzloſen Schein eines armſeligen Talglichts erhoben ſich, zitternd vor Kälte, die Arreſtanten von ihren Pritſchen. Faſt alle waren in der Verſchlafenheit ſchweigſam und mürriſch. Sie gähnten, ſtreckten die Glieder und runzelten die gebrandmarkten Stirnen. Einige bekreuzten ſich, andere fingen ſchon an zu ſtreiten. Die Luft war zum Erſticken. Sobald nur die Tür aufgemacht wurde, drang die friſche Winterluft wie Dampfwolken herein und verbreitet· ſich in der Kaſerne. An den Waſſereimern drängten ſich die Sträflinge: ſie nahmen der Reihe nach die Schöpfkelle, ſchöpften Waſſer aus den Eimern, nahmen das Waſſer in den Mund und wuſchen ſich Geſicht und Hände mit dem aus dem Munde fließenden Waſſer. Die Eimer werden ſchon am Abend von dem zum »Stubendienſt« beſtimmten Sträfling bereitgeſtellt. In jeder Kaſerne gab es einen, der von den anderen zum Stubendienſt gewählt war. Er wurde der Reinmacher genannt und ging nicht zur Arbeit. Seine Arbeit beſtand darin, daß er die Kaſerne an jedem Morgen aufräumte und überhaupt für ihre Reinlichkeit ſorgte, daß er die Pritſchen und den Fußboden

ſcheuerte und abſchabte, daß er den Nachtkübel hinaustrug und das Waſſer beſorgte, zwei Eimer voll – für den Morgen zum Waſchen und am Tage zum Trinken. Wegen der Schöpfkelle, wovon wir nur ein Exemplar beſaßen, kam es bald zum Streit.

»Wohin kraufſt du mit deiner verzierten Fratze!« brummte mürriſch ein hochgewachſener, hagerer Sträfling von dunkler Geſichtsfarbe, deſſen raſierter Schädel ganz eigentümliche Wölbungen aufwies, einen anderen Sträfling an, der etwas unterſetzt und wohlgenährt war und ein heiteres, friſches Geſicht hatte. – »Wart!«

»Was ſchreiſt du! Für ‚Wart' zahlt man Geld bei uns ... Pack dich lieber ſelber ... Seht doch, reckt ſich hier aus wie 'n Monument! Das heißt, Brüder, deswegen iſt er noch lange keins, iſt doch an ihm noch nichts Verſtümmeltes zu ſehen.«

Die letzte Bemerkung machte einen gewiſſen Eindruck: viele lachten. Das aber war wohl alles, was der luſtige Dicke haben wollte, der in der Kaſerne ſo etwas wie ein freiwilliger Poſſenreißer zu ſein ſchien. Der hochgewachſene Sträfling blickte ihn mit tiefer Verachtung von oben herab an.

»Sau!« ſagte er gleichſam nur ſo vor ſich hin, – »hat ſich am Oſtroggbrot ſo vollgefreſſen, daß man von ihm zum erſten Fleiſchtag nach den Faſten zwölf Ferkel erwarten könnte.«

Der Dicke wurde wütend.

»Was biſt du denn für ein Vogel?« ſchrie er plötzlich, puterrot im Geſicht.

»Das iſt's ja, daß ich 'n Vogel bin!«

»Was für einer denn?«

»Solch einer.«

»Was für ſolch einer?«

»Das iſt ſchon ſo 'n Wort: ſolch einer.«

»Aber ſo ſag doch, was für einer?«

Beide ſahen ſich an, als wollten ſie ſich mit ihren Blicken ineinander einhaken. Der Dicke wartete geſpannt auf die Antwort und ballte die Fäuſte, wie wenn er ſich ſofort auf den anderen zu ſtürzen beabſichtigte. Ich war überzeugt, daß es zu einer Rauferei kommen werde. Neugierig beobachtete ich ſie: alles, was ich hier ſah, war mir noch ſo neu. Später erfuhr ich, daß alle derartigen Szenen ganz harmlos waren und nur zur allgemeinen Unterhaltung und zum Ergötzen der anderen vorgeſpielt und friedlich wieder beigelegt wurden – ganz wie in der Komödie. Bis zum Handgemenge kam es faſt nie. Das war ziemlich charakteriſtiſch und bezeichnend für die Sitten und Bräuche des Oſtrogg.

Der hochgewachſene Sträfling ſtand ruhig und ſtolz da: er wußte, daß alle auf ihn ſahen und warteten, ob er ſich mit ſeiner Antwort blamieren werde oder nicht. Er mußte ſeine Stellung behaupten, mußte beweiſen, daß er tatſächlich ein Vogel war, und mußte ſagen, was für ein Vogel. Mit unbeſchreiblicher Verachtung blickte er über die Schulter auf ſeinen Gegner, bemüht, zur größeren Beleidigung möglichſt ſchräg, möglichſt von oben herab zu ſehen, indem er ihn wie einen Käfer unter der Lupe fixierte, und dann erſt ſagte er ebenſo langſam wie deutlich:

»Ein Reiher!«

Das hieß, er ſelbſt ſei ein Reiher. Eine laute Lachſalve war die Antwort auf die Findigkeit des Sträflings.

»Ein Spitzbube biſt du, aber kein Reiher!« brüllte ihn der Dicke wutſchnaubend an, da er fühlte, daß er in allen Punkten geſchlagen war.

Doch kaum nahm der Streit eine gefährlichere Wendung, da wurden die Kampfluſtigen auch ſchon zur Ruhe gewieſen.

»Was ſchreit ihr da! Haltet 's Maul!« rief ihnen die ganze Kaſerne zu.

»Haut euch doch lieber, als daß ihr da Zeter ſchreit!« rief ihnen einer aus der Ecke zu.

»Halt du ſie lieber feſt, damit ſie ſich nicht hauen!« war die Antwort der anderen. »Wir ſind ein flinkes Volk, ſind aber auch hitzig. Zu ſieben werden wir uns nicht vor einem fürchten und einzeln auch nicht vor ſieben ...«

»Sie ſind beide gut! ... Der eine iſt wegen eines Pfundes Brot in den Oſtrogg gekommen, und der andere, der O-beinige Weiberfreund, hat bei einem Weibe ſaure Milch gefreſſen und dafür ſich die Knute erworben ...«

»Nu–nu–nun, jetzt könnt ihr aufhören!« unterbrach ſie unſer Invalide, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Kaſerne lebte und in der Ecke auf einer beſonderen Pritſche ſchlief.

»Waſſer, Kinder! Unſer Invalid Petrowitſch iſt erwacht! Waſſer für Invalid Petrowitſch, unſeren leiblichen Bruder!«

»Bruder ... Was bin ich dir für ein Bruder? Haben noch keinen Rubel zuſammen vertrunken, und ſchon Bruder!« brummte der Invalide, indem er gemächlich die Arme in die Ärmel ſeines Uniformmantels ſchob und ſich ankleidete.

Man bereitete ſich zur Kontrolle vor; die Morgendämmerung nahm zu, es begann zu tagen. In der Küche drängte ſich die ganze Schar, in Halbpelzen, auf dem Kopf die zweiteiligen Mützen, um das Brot, das von einem der Maſſenköche geſchnitten wurde, in Empfang zu nehmen. Dieſe Köche wurden gleichfalls von der ganzen Abteilung gewählt, für jede Küche zwei. Von ihnen wurde auch das Küchenmeſſer

aufbewahrt, das man zum Fleiſch- und Brotſchneiden nötig hatte – das einzige Meſſer in der ganzen Küche.

In allen Ecken und an allen Tiſchen ſetzten ſich die Sträflinge nieder, alle in Mützen, Halbpelzen, gegürtet und bereit zum Aufbruch zur Arbeit. Vor mehreren ſtanden ſchon hölzerne Schüſſeln mit Kwas,* in die Brot hineingebröckelt und die dann ausgeſchlürft wurden. Der Lärm und das Geſchrei waren unerträglich; doch einige unterhielten ſich ganz ruhig und vernünftig in den Ecken.

»Wohl bekomm's, alter Antonytſch! – laß dich grüßen!« ſagte ein junger Sträfling zu einem mürriſchen, zahnloſen Alten, und ſetzte ſich neben ihn.

»Nu, ſchon gut, wenn du nicht ſpaßt«, ſagte jener, ohne auch nur den Blick zu erheben, und mühte ſich, mit ſeinen zahnloſen Kiefern ſein Brot zu zerkauen.

»Denk doch, Antonytſch, ich glaubte, daß du geſtorben ſeieſt, wahrhaftig!«

»Nein, ſtirb du zuerſt, dann werd' ich's dir nachmachen..«

Ich ſetzte mich neben ſie hin. Rechts von mir unterhielten ſich zwei ernſte Männer, die augenſcheinlich beſtrebt waren, ihre Würde vor einander zu wahren.

»... Mir wird niemand etwas ſtehlen,« ſagte der eine, »ich, Bruder, ich muß mich ſelbſt in acht nehmen, daß ich nicht anderen etwas ſtehle.«

»Nun, auch mich verſuch' nicht mit bloßer Hand anzufaſſen: ſieh dich vor, verbrennſt dich.«

»Wie ſoll ich mich an dir verbrennen? Biſt doch ebenſo ein Zuchthäusler... Sie aber... nimmt dir alles ab und dankt dir nicht einmal dafür. So ſind auch meine Kopeken

* Getränk aus geſäuertem Schwarzbrotteig und Malz. E. K. R.

dahingegangen. Vor kurzem kam ſie noch von ſelbſt. Aber wohin ſollte ich mit ihr? Ich wollte ſchon den Henker Fedjka um Unterkunft bitten: er hatte doch noch in der Vorſtadt ein Haus ſtehen, hatte es dem grindigen Salomon, dem Laufejuden, abgekauft, demſelben, der ſich dann ſpäter aufknüpfte...«

»Ich weiß. Er verkaufte bei uns ſchon das dritte Jahr Branntwein. Griſchka, ‚die dunkle Schenke', wurde er genannt. Ich weiß ſchon.«

»Da ſieht man gleich, daß du nichts weißt! Das war doch eine andere dunkle Schenke!«

»Was für eine andere! Du willſt immer allein alles wiſſen! Ich werde dir ſoviel Zeugen aufſtellen...«

»Wirſt aufſtellen? Wer biſt du, und wer bin ich?«

»Wer! Dich habe ich ſchon geſchlagen, prahle aber gar nicht damit. Du aber fragſt noch: wer!«

»Du und mich geſchlagen! Wer mich ſchlagen wollte, iſt noch nicht geboren, und wer mich geſchlagen hat, der liegt ſchon unter der Erde!«

»Daß dich die Peſt!...«

»Daß dich die ſibiriſche Seuche freſſe!«

»Daß dich ein Türkenſäbel —!«

Und das Schimpfen hub an.

»Nununu! Was zerreißt ihr eure Mäuler?« ſchrie man ſie rundum an. »Habt ihr nicht verſtanden, in der Freiheit zu leben, ſo dankt Gott, daß man euch hier noch ein gutes Brot gibt...«

Bei jedem Wortwechſel ſorgen die andern dafür, daß es nicht zu Tätlichkeiten kommt. Schimpfen, »mit der Zunge prügeln« — das war erlaubt, das konnte man nach Herzensluſt, denn ſo etwas war für alle eine kleine Zer-

ſtreuung. Bis zum Handgemenge aber ließen ſie es nur ſelten kommen, und nur in einem Ausnahmefall konnten ſich zwei Feinde wirklich raufen. Von jeder Rauferei muß dem Major Meldung gemacht werden; dann beginnen die Unterſuchungen, der Major kommt ſelbſt angefahren – mit einem Wort, das hat für alle ſein Unangenehmes, und darum beugt man vor. Und auch die Feinde ſelbſt ſchimpfen ſich mehr der Zerſtreuung halber, zur Ausbildung ihrer Redekunſt. Nicht ſelten machen ſie ſich gegenſeitig etwas vor, geraten in furchtbare Hitze, ereifern ſich entſetzlich... man glaubt: jetzt werden ſie ſofort aufeinander losſtürzen – das fällt ihnen aber gar nicht ein: ſie bringen es nur bis zu einem gewiſſen Höhepunkt und gehen dann plötzlich ganz ruhig auseinander. Das ſetzte mich anfangs nicht wenig in Erſtaunen. Ich habe hier abſichtlich die alltäglichſten Geſpräche als Beiſpiele angeführt. Früher hätte ich es mir nie vorſtellen können, daß man ſich nur zum Vergnügen ſchimpfen, darin eine beſondere Unterhaltung, eine angenehme Übung, kurz – etwas Angenehmes ſehen könnte. Übrigens darf man auch hierbei nicht die Ruhmſucht vergeſſen. Der ſchimpfende Dialektiker genoß große Achtung und Bewunderung. Es fehlte nur noch, daß man ihm Beifall klatſchte, wie einem guten Schauſpieler.

Schon am erſten Abend fiel es mir auf, daß man unfreundlich auf mich blickte. Ich hatte bereits etliche finſtere Blicke aufgefangen. Und andererſeits hielten ſich einige beſtändig in meiner Nähe auf, wohl in der Vermutung, ich könne Geld mitgebracht haben. Nach kurzer Zeit ſuchten ſie mir denn auch ſchon gewiſſe Dienſte zu erweiſen: ſie zeigten mir, wie man die ungewohnten Feſſeln am bequemſten trage, verſchafften mir – ſelbſtverſtändlich für mein Geld –

einen kleinen verſchließbaren Kaſten, damit ich die mir gelieferten Kleidungsſtücke und meine eigene Wäſche, die ich mitgebracht hatte, ſicher unterbringen könne. Doch ſchon am nächſten Tage hatten ſie mir dieſelbe geſtohlen und vertrunken. Einer von ihnen wurde ſpäter mein ergebener Anhänger, doch hinderte ihn das durchaus nicht, mich bei jeder ſich bietenden Gelegenheit zu beſtehlen. Er tat es ohne das geringſte Bedenken, faſt ſogar unbewußt oder als wäre es geradezu ſeine Pflicht, und man konnte ihm unmöglich böſe ſein.

Unter anderem belehrten ſie mich, daß ich meinen eigenen Tee haben müſſe, daß es auch nicht ſchlecht wäre, wenn ich mir gleich eine ganze Teekanne verſchaffte, ſtellten mir aber ſogleich eine andere bis dahin als Erſatz zur Verfügung und empfahlen mir beſonders den einen Koch, indem ſie noch beſonders hervorhoben, daß er mir für etwa dreißig Kopeken monatlich alles, was ich nur wollte, zubereiten werde, falls ich auf die Feſtungskoſt zu verzichten und mir eigenes Eſſen zu kaufen wünſchte... Natürlich liehen ſie ſofort von mir Geld und ein jeder von ihnen kam allein ſchon am erſten Tage mindeſtens dreimal zu mir, um mich anzuborgen.

Auf die ehemaligen Edelleute ſieht man in der Kátorga ganz allgemein feindſelig und nicht weniger als wohlwollend. Die Sträflinge erkennen ſie, ungeachtet deſſen, daß ſie aller Rechte beraubt und den übrigen Gefangenen vollſtändig gleichgeſtellt ſind, niemals als ihre Kameraden und Genoſſen an. Das geſchieht aber von ihnen nicht aus bewußtem Vorurteil, ſondern vollkommen unbewußt und aufrichtig. Der Grund hierfür mag wohl in einem beſtimmten Gefühl liegen. Sie ſahen uns nach wie vor für Edelleute an, verſpotteten uns aber ganz gern ob unſeres tiefen Falles.

»Nein, wart mal, jetzt hat ſich die Sache verändert! Einſtmals fuhr Peter ſtolz durch Moskau, heute dreht Peter kleinlaut das Schiffstau«, und noch eine Menge ähnlicher Liebenswürdigkeiten gingen an unſere Adreſſe.

Mit Hochgenuß beobachteten ſie unſere Qualen, wie ſehr wir uns auch bemühten, ſie zu verbergen. Die liebreichſten Bemerkungen bekamen wir in der erſten Zeit bei der Arbeit zu hören: ſie wurden uns verabfolgt, weil wir nicht ſo ſtark waren wie ſie und ihnen infolgedeſſen nicht genügend helfen konnten. Nichts iſt ſchwerer, als das Zutrauen des Volkes – beſonders noch eines ſolches Volkes – und ſeine Liebe zu gewinnen.

Im Oſtrogg gab es mehrere Edelleute. Zunächſt fünf Polen. Von dieſen werde ich ſpäterhin noch ausführlicher ſprechen. Alle Polen wurden von den Sträflingen äußerſt wenig geliebt, ſie waren ihnen noch viel verhaßter als die Sträflinge aus dem ruſſiſchen Adelſtande. Die Polen – ich ſpreche hier nur von den politiſchen Verbrechern – waren zu ihnen ganz beſonders, geradezu raffiniert, beleidigend höflich, hielten ſich möglichſt fern von ihnen und konnten es auf keine Weiſe verbergen, daß die Sträflinge ſie anekelten, was jene natürlich vorzüglich begriffen und wofür ſie mit derſelben Münze heimzahlten.

Ich mußte faſt ganze zwei Jahre im Oſtrogg leben, bis ich mir die Sympathie einiger weniger Sträflinge erworben hatte. Zuletzt gewann mich aber ein großer Teil derſelben lieb und hielt mich für einen »guten« Menſchen.

Von ruſſiſchen Edelleuten waren außer mir noch vier im Oſtrogg. Einer von ihnen, ein niedriges, gemeines Geſchöpf, war entſetzlich ausſchweifend und verkommen, dabei ein geborener Spion und Hinterbringer. Ich hatte von ihm

ſchon vor meinem Eintritt in den Oſtrogg gehört und gab ihm denn auch bald zu verſtehen, daß ich ſeine nähere Bekanntſchaft nicht wünſchte. Der zweite war jener Vatermörder, von dem ich ſchon geſprochen habe. Der dritte war Akim Akimytſch.

Ich weiß nicht, ob ich jemals einen ſo ſeltſamen Kauz wie Akim Akimytſch geſehen habe. Er iſt mir unvergeßlich in der Erinnerung geblieben: deutlich ſehe ich ihn noch vor mir. Er war groß von Wuchs, hager, ſchwachgeiſtig, unglaublich ungebildet, ein großer Klugredner, und gewiſſenhaft wie ein Deutſcher. Die Sträflinge lachten über ihn, viele aber fürchteten ſich ſogar davor, mit ihm etwas zu tun zu haben, wegen ſeines ſtreitſüchtigen, anmaßenden und unleidlichen Charakters. Er ſtellte ſich von vornherein wie ein alter Duzbruder zu ihnen, ſchimpfte und raufte ſich womöglich mit allen und jedem. Dabei war er phänomenal ehrlich. Sobald er nur irgendwo eine Ungerechtigkeit bemerkte, miſchte er ſich ohne weiteres ein, gleichviel, ob ihn die Sache anging oder nicht. Naiv war er bis zur Unglaublichkeit; ſo warf er den anderen im Wortſtreite nicht ſelten vor, daß ſie Diebe ſeien, und ſuchte ſie allen Ernſtes zu überreden, nicht mehr zu ſtehlen.

Er hatte im Kaukaſus als Fähnrich gedient. Wir traten uns ſchon am erſten Tage näher und er erzählte mir ungeſäumt ſeine ganze Lebensgeſchichte.

Seinen Dienſt hatte er im Kaukaſus begonnen, wo er als Junker in ein Linienregiment eingetreten war. Endlich war er befördert und als Befehlshaber nach irgendeiner kleinen Verſchanzung oder Feſtung verſetzt worden. Da hatte aber irgendein kleiner, Rußland ſonſt freundlich geſinnter Fürſt aus der Nachbarſchaft ſeine Feſtung in Brand geſteckt und

einen nächtlichen Überfall verſucht; der war ihm jedoch mißlungen. Akim Akimytſch dachte ſich nun folgende Liſt aus: er tat, als habe er keine Ahnung, wer der Feind geweſen war. Der Angriff wurde auf die aufſtändiſchen Bergvölker geſchoben und bald vergeſſen. Nach einem Monat aber lud Akim Akimytſch den kleinen Fürſten recht freundlich zu ſich zu Gaſte. Jener kam natürlich, ohne etwas zu ahnen. Akim Akimytſch ließ ſeine ganze Mannſchaft feierlichſt antreten, worauf er den Fürſten öffentlich überführte und ihm die Leviten las, indem er ihm vorhielt, daß es eine Schande ſei, Feſtungen in Brand zu ſtecken. Darauf belehrte er ihn ausführlich, wie ein friedlich geſinnter Fürſt ſich in Zukunft zu verhalten habe, und zum Schluß ſchoß er ihn nieder, wovon er dann ſelbſt ſeinen Vorgeſetzten mit allen Einzelheiten Meldung machte. Zur Belohnung für ſeine Heldentat wurde er dem Gericht überliefert, zum Tode verurteilt, doch wegen mildernder Umſtände auf zwölf Jahre in die zweite Abteilung nach Sibirien zur Feſtungsarbeit verſchickt.

Er gab ohne weiteres zu, daß er unrechtmäßig gehandelt hatte, er ſagte mir, daß er dies auch ſchon vor der Erſchießung des kleinen Fürſten gewußt habe; er habe es ganz genau gewußt, daß ein friedlicher Fürſt nur nach dem Geſetz verurteilt werden dürfe; aber wie genau er auch alles wußte, ſeine Schuld konnte er doch nicht recht einſehen – er begriff ſie einfach nicht.

»Aber ich bitt' Sie! Er hatte mir doch meine Feſtung in Brand geſteckt. Was, ſollte ich ihm dafür noch danke ſagen?« fragte er mich – und das war ſeine ganze Antwort auf alle meine Einwendungen.

Ich ſagte bereits, daß die Sträflinge ſich über Akim Akimytſch luſtig machten, aber nichtsdeſtoweniger achteten

ſie ihn wegen ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und ſeiner Geſchicklichkeit.

Es gab kein Handwerk, das Akim Akimytſch nicht verſtanden hätte. Er war Tiſchler, Schuſter, Maler, Vergolder, Schloſſer – und alles das hatte er erſt im Oſtrogg gelernt. Er machte alles, ohne daß es ihm beſonders gezeigt wurde: er ſah nur einmal hin und ſchon konnte er es ſelbſt machen. Er verfertigte verſchiedene kleine Käſtchen, Körbchen, Laternen, Kinderſpielzeug, und hatte ſeine Abnehmer in der Stadt. Die natürliche Folge davon war, daß er beſtändig Geld erhielt, für welches er ſich alsbald neue Wäſche, ein weicheres Kopfkiſſen, eine gute zuſammenlegbare Matratze erſtand. Er ſchlief in derſelben Kaſerne mit mir und war mir während der erſten Tage in mancher Beziehung ſehr nützlich.

Bevor die Sträflinge den Oſtrogg verließen, um zur Arbeit zu gehen, ſtellten ſie ſich vor der Wache in zwei Reihen auf; vor und hinter ihnen nahm die militäriſche Eskorte, unſer ſtändiges Begleitkommando, mit ſcharf geladenem Gewehr die übliche Stellung ein. Darauf erſchienen ein Offizier, der Aufſichtführende und einige ſubalterne Militärbeamte, die die Arbeit zu beaufſichtigen hatten. Der Aufſichtführende zählte die Sträflinge und ſchickte ſie in Abteilungen an verſchiedene Orte zur Arbeit.

Zuſammen mit anderen begab ich mich in unſere Werkſtätte. Das war ein niedriges Steingebäude mitten auf einem großen Hof, auf dem verſchiedenes Rohmaterial lag. Dort gab es eine Schmiede, eine Schloſſerei, eine Tiſchlerei, eine Malerwerkſtatt und noch anderes. In dieſer Malerwerkſtatt arbeitete Akim Akimytſch: er kochte Olivenöl, miſchte Farben und ſtrich kunſtvoll Tiſche und Stühle an, ſo daß ſie wie von Nußbaumholz ausſahen.

Während ich auf meine Einſchmiedung wartete, ſprach ich mit Akim Akimytſch über die erſten Eindrücke, die ich im Oſtrogg empfangen hatte.

»Ja, das iſt ſchon ſo, ſie mögen die Edelleute nicht,« bemerkte er, »beſonders die politiſchen nicht; die würden ſie am liebſten auffreſſen. Das iſt aber dumm von ihnen. Ihr ſeid doch ganz andere Menſchen, ſeid ihnen ganz unähnlich, denn ſie ſind doch früher alle nur Hörige geweſen oder Soldaten. Urteilen Sie nun ſelbſt, ob ſie euch da wohl lieben können. Hier iſt es ſchwer zu leben, ſage ich Ihnen. Aber in den ruſſiſchen Arreſtantenkompagnien iſt es noch ſchwerer... das iſt ſchon ſo. Wir haben ja auch welche von dort, die unſeren Oſtrogg nicht genug loben können, ganz als wären ſie aus der Hölle in den Himmel gekommen. Nicht die Arbeit iſt das Schlimme. Dagegen ſagt man, in der erſten Kategorie ſei das Kommando ſozuſagen nicht ganz militäriſch, wenigſtens gehe man dort anders vor als bei uns. Dort, ſagt man, kann der Verbannte in ſeinem eigenen Häuschen leben. Ich bin nicht dort geweſen, aber es wird ſo erzählt. Sie werden, wie man hört, auch nicht geſchoren und tragen keine Uniform. Übrigens iſt es beſſer ſo, daß ſie bei uns raſiert werden und gleichmäßig gekleidet ſind – es iſt doch etwas mehr Ordnung und auch fürs Auge iſt es angenehmer. Den Leuten ſelbſt aber gefällt es nicht. Aber Sie ſehen doch, was das hier für ein Geſindel iſt! Der eine iſt Ruſſe, der andere Tſcherkeſſe, der dritte iſt Sektierer, der vierte ein rechtgläubiger Landbauer, hat ſeine Familie, hat ſeine lieben Kinderchen in der Heimat zurückgelaſſen, der fünfte iſt Jude, der ſechſte Zigeuner, der ſiebente weiß Gott wer – und ſie alle müſſen jetzt hier an einem Ort zuſammenleben, ob ſie wollen oder nicht, aber ſie müſſen miteinander

auskommen, müſſen aus derſelben Schüſſel eſſen, auf derſelben Pritſche ſchlafen. Und wo iſt denn hier Freiheit: ſelbſt einen überflüſſigen Biſſen kann man nur heimlich eſſen und jede Kopeke muß man im Stiefel verſtecken, und was man ſieht und hat, iſt immer nur Oſtrogg und abermals Oſtrogg ... Da muß man ja ganz unwillkürlich dumm werden.«

Doch was er da ſagte, wußte ich bereits. Ich wollte ihn jedoch über unſeren Major ausfragen. Akim Akimytſch war nicht zurückhaltend, und ich weiß noch, daß der Eindruck, den ich von ſeiner Schilderung empfing, nicht gerade angenehm war.

Noch ganze zwei Jahre war es mir beſtimmt, unter dem Kommando eben dieſes Majors zu leben.

Alles, was mir Akim Akimytſch von ihm erzählte, war, wie ſich ſpäter zeigte, vollkommen richtig und gerecht, nur mit dem einen Unterſchied, daß der Eindruck der Wirklichkeit immer ſtärker iſt, als der, den man aus einer gewöhnlichen Erzählung erhält.

Er war ein furchtbarer Menſch, und furchtbar gerade dadurch, daß er, als dieſer Charakter, der er war, faſt unumſchränkte Macht über zweihundertfünfzig Seelen beſaß. An ſich war er nur ein unordentlicher und böſer Menſch, und weiter nichts. Auf die Sträflinge ſah er wie auf ſeine natürlichen Feinde, und das war ſein erſter und größter Fehler. Er beſaß in der Tat einige Fähigkeiten, nur war alles an ihm, ſelbſt das Gute, irgendwie entſtellt. Zuweilen ſtürzte er mitten in der Nacht in unſeren Oſtrogg, und wenn er bemerkte, daß ein Sträfling auf der linken Seite oder auf dem Rücken ſchlief, ſo beſtrafte er ihn am nächſten Morgen: »Du ſollſt auf der rechten Seite ſchlafen, wie ich es befohlen habe.«

Im Oſtrogg wurde er gehaßt und gefürchtet wie die Peſt. Er hatte ein rotes, böſes Geſicht. Dabei war er, wie alle wußten, ganz und gar in den Händen ſeines Burſchen Fedjka. Doch am meiſten auf der ganzen Welt liebte er ſeinen Pudel Treſorka, und als der einmal erkrankt war, ſoll er vor Kummer beinahe den Verſtand verloren haben. Man ſagt, er habe über ihn geweint, als wäre der Hund ſein leiblicher Sohn geweſen. Den Tierarzt hatte er alsbald zum Teufel gejagt, und es hieß, viel habe nicht gefehlt, daß er ihn ſeiner Gewohnheit gemäß noch verprügelt hätte. Darauf hätte er von ſeinem Fedjka gehört, daß im Oſtrogg ein Sträfling »ſelbſtgelernter« Tierarzt ſei, ein Bauer, der aus praktiſcher Erfahrung Tiere mit gutem Erfolg zu heilen wiſſe. Den mußte Fedjka unverzüglich zur Stelle ſchaffen.

»Hilf mir! Ich werde dich vergolden, wenn du mir Treſorka retteſt!« ſchrie er dem Sträfling entgegen.

Das war ein ſibiriſcher Bauer, ſchlau, klug und in der Tat ſehr geſchickt als Tierarzt, aber immerhin ein echter Bauer.

»Da blickte ich denn Treſorka an,« hatte er ſpäter den anderen Sträflingen erzählt – übrigens erſt nach langer Zeit, als der ganze Vorfall ſchon vergeſſen war –, »ſehe: der Köter liegt auf dem Diwan, liegt auf einem weißen Kiſſen; ich ſehe auch deutlich, daß er Fieber hat; ein Aderlaß und er wäre geſund – das wußte ich. Da aber denke ich ſo bei mir: wie, wenn ich ihn nicht kuriere, wenn ich ihn krepieren laſſe? ‚Nein, Euer Gnaden,‘ ſagte ich, ‚ich bin zu ſpät gerufen worden, hätte man es geſtern oder vorgeſtern getan, ſo würde ich den Hund geheilt haben; jetzt aber kann ich es nicht, es iſt zu ſpät...‘«

Und ſo krepierte denn Treſorka.

Auch erzählte man mir ausführlich von einem Anſchlag auf das Leben unſeres Majors.

Es hatte im Oſtrogg mehrere Jahre lang ein Sträfling gelebt, der allen durch ſeine große Sanftmut auffiel. Desgleichen war es aufgefallen, daß er faſt nie ſprach. Daher war er alsbald für etwas geiſtesſchwach gehalten worden. Er verſtand zu leſen und zu ſchreiben, und im ganzen letzten Jahre hatte er beſtändig in der Bibel geleſen, Tag und Nacht. Wenn die anderen ſchon ſchliefen, erhob er ſich um Mitternacht, zündete ein Kirchenwachslicht an, kletterte auf den Ofen, ſchlug die Bibel auf und las bis zum Morgen.

Eines ſchönen Tages war er zum Unteroffizier gegangen und hatte ihm gemeldet, daß er nicht mehr zur Arbeit gehen wolle. Der Major wurde ſofort benachrichtigt: er ſchäumte vor Wut und kam unverzüglich angefahren. Da ſtürzte ſich der Sträfling mit einem ſchon in Bereitſchaft gehaltenen Ziegelſtein auf ihn, ſchleuderte den Stein – traf ihn jedoch nicht. Er wurde ergriffen, verurteilt und beſtraft. Es ging alles ſehr ſchnell vor ſich. Nach drei Tagen ſtarb er im Lazarett. Kurz vor dem Tode ſoll er noch geſagt haben, daß er keinem Menſchen Böſes gewollt, er habe nur leiden wollen. Er war übrigens kein Sektierer. Im Oſtrogg gedachte man ſeiner ſtets mit Achtung.

Endlich wurde ich umgeſchmiedet. Inzwiſchen waren in der Werkſtätte mehrere Semmelverkäuferinnen erſchienen, eine nach der anderen. Einige von ihnen waren noch ganz kleine Mädchen. Solange ſie noch nicht erwachſen ſind, gehen ſie umher und verkaufen Semmeln, die zu Hauſe von den Müttern gebacken werden. Sind ſie erwachſen, ſo gehen ſie gleichfalls umher, dann jedoch ohne Semmeln. Das war

ſchon lange ſo Sitte. Es waren aber auch andere, nicht gerade Mädchen, mit ihnen gekommen. Eine Semmel koſtete eine halbe Kopeke, ein Kalatſch zwei Kopeken und von den Sträflingen kaufte faſt jeder einen.

Bei der Gelegenheit fiel mir beſonders ein Sträfling auf, ein Tiſchler mit ſchon leicht ergrautem Haar, doch noch recht friſchem Geſicht, der lächelnd mit den Semmelverkäuferinnen ſchäkerte. Kurz bevor ſie gekommen waren, hatte er ſich noch ſchnell ein rotes, baumwollenes Halstuch umgeſchlungen.

Das eine dicke, pockennarbige Weiblein ſetzte ſich auf ſeine Hobelbank, und zwiſchen ihnen entſpann ſich folgendes Geſpräch:

»Warum ſeid Ihr denn geſtern nicht dorthin gekommen?« fragte der Sträfling mit ſelbſtzufriedenem Lächeln.

»Nun hört aber! Ich war doch da, Ihr aber hießt Mitjka«, entgegnete keck das Weiblein.

»Man hatte uns nötig, ſonſt wäre ich beſtimmt dageweſen ... Vorgeſtern waren alle Eure gekommen.«

»Wer denn das?«

»Marjaſchka war gekommen, Chawroſchka war gekommen, die Tſchekunda war gekommen, die Einkopekige war gekommen...«

»Was hat denn das zu bedeuten?« fragte ich Akim Akimytſch, »iſt's möglich?...«

»Es kommt vor«, ſagte er ſtill, die Augen niederſchlagend, denn er war ein äußerſt keuſcher Menſch.

Es kam tatſächlich vor, aber immerhin ſehr ſelten, denn es galt große Schwierigkeiten zu überwinden. Im allgemeinen gab es mehr Liebhaber für Branntwein, als für ſo etwas, trotz der ganzen und nur zu natürlichen Qual dieſes

Lebens. Es war zu ſchwierig, mit einem Frauenzimmer zuſammenzukommen. Man mußte die Zeit abpaſſen, den Ort beſtimmen, ſich verabreden, die Einſamkeit ſuchen, was ſchon ſchwierig, mußte die betreffende Eskorte ſich geneigt machen, was noch viel ſchwieriger war, und überhaupt mußte man eine Unmenge Geld verſchwenden – verſteht ſich, im Verhältnis geſprochen. Aber nichtsdeſtoweniger bin ich ſpäterhin ſelbſt Zeuge von Liebesſzenen geweſen. Ich erinnere mich noch, wie wir einmal im Sommer zu dreien am Ufer des Irtyſch in einem Schuppen waren und dort irgendeinen Brennofen anheizten. Die Wachen waren gutmütige Burſchen. Endlich erſchienen auch die erwarteten »Souffleuſen«, wie die Sträflinge ſie nannten.

»Nanu, wo ſeid ihr denn ſolange kleben geblieben? Wohl wieder bei den Swerkoffs?« begrüßte ſie der Sträfling, zu dem ſie kamen und der ſie ſchon lange erwartet hatte.

»Ich ſei kleben geblieben? Da ſitzt ja ſelbſt eine Elſter länger auf dem Zaunpfahl, als wie ich bei ihnen geſeſſen habe«, antwortete munter das Mädchen.

Sie war das ſchmutzigſte Mädchen der Welt. Das war die ſogenannte Tſchekunda. Mit ihr zuſammen war auch die Einkopekige gekommen. Die war aber ſchon außerhalb jeder Beſchreibungsmöglichkeit.

»Und auch Euch haben wir lange nicht geſehen,« fuhr der Don Juan, ſich zur Einkopekigen wendend, verbindlich fort. »Ihr ſeid ja, wie mir ſcheinen will, bedeutend magerer geworden?«

»Kann ſchon ſein. Früher war ich weiß Gott wie dick, jetzt aber, ſeht – ganz als hätte ich eine Nadel verſchluckt.«

»Und geht's immer noch mit den Soldaten – hn?«

»Nu nein, das haben Euch nur gemeine Menſchen von

uns vorgeklatſcht. Aber – warum auch nicht! Lieber ohne Rippen ſein, als keinen Soldaten frein!«

»Ach was, gebt ihnen den Laufpaß und liebt uns... Wir haben Geld...«

Zur Vollendung des Bildes denke man ſich den Don Juan mit zur Hälfte kahlraſiertem Kopf, in Ketten, in zweifarbig geteilten Sträflingskleidern und unter der Aufſicht der Eskorte. –

Ich verabſchiedete mich von Akim Akimytſch, und als ich hörte, daß ich in den Oſtrogg zurückkehren durfte, ging ich mit einem Soldaten wieder heim.

Die Sträflinge kamen auch ſchon in verſchiedenen Trupps von der Arbeit. Früher als alle anderen kommen die, welche »Aufgaben« abarbeiten, in den Oſtrogg zurück. Das einzige Mittel, den Sträfling zu ſtrammer Arbeit anzuhalten, iſt, ihn »Aufgaben« abarbeiten zu laſſen. Mitunter ſind dieſe »Aufgaben« rieſengroß, und doch wird die Arbeit zweimal ſo ſchnell verrichtet, wie wenn der Sträfling bis zum Trommelzeichen arbeiten muß. Hat er die ihm aufgegebene Arbeit beendet, ſo kehrt der Sträfling ohne Verzug in den Oſtrogg zurück und niemand hält ihn auf.

Gegeſſen wird im Oſtrogg nicht zu gleicher Zeit, ſondern wie man gerade kommt, die einen eſſen früher, die anderen ſpäter; auch würde die Küche nicht alle auf einmal faſſen. Ich verſuchte die Kohlſuppe zu eſſen, vermochte es aber doch nicht, da ich mich noch nicht an ſie gewöhnt hatte, und ſo kochte ich mir Tee. Wir ſetzten uns an das eine Tiſchende, ich und ein Gefährte von mir, der gleichfalls dem Adelsſtande angehört hatte.

Die Sträflinge kamen und gingen. Die Küche war noch ziemlich leer, da die meiſten noch nicht von der Arbeit zu-

rückgekehrt waren. Eine Gruppe von fünf Mann ſetzte ſich etwas abſeits von uns an den großen Tiſch. Der Koch gab ihnen zwei Schüſſeln voll Kohlſuppe und ſtellte dann noch eine ganze tönerne Bratpfanne mit geſottenem und ſpäter übergebratenem Fiſch vor ſie hin. Sie aßen zur Feier irgendeiner Begebenheit eigene Koſt. Da trat ein Pole herein und ſetzte ſich neben uns. Ihm folgte bald ein hochgewachſener Sträfling, der mit einem einzigen Blick alle Anweſenden überflog.

»Bin nicht zu Hauſe geweſen, weiß aber alles!« rief er mit lauter Stimme. Er ſchien ungefähr fünfzig Jahre alt zu ſein, war muskulös und hager. In ſeinem Geſicht lag etwas Liſtiges und gleichzeitig auch Luſtiges. Am auffallendſten war an ihm ſeine dicke, herabhängende Unterlippe. Sie verlieh ihm etwas überaus Komiſches.

»Na, ſo ſagt doch, habt ihr gut geſchlafen? Warum begrüßt ihr einen denn gar nicht? Geſegnete Mahlzeit unſeren Kurskern!« fügte er hinzu und ſetzte ſich zu den fünf, die ihr Eſſen verzehrten. »Na, ſo empfangt doch den Gaſt!«

»Wir, Bruder, wir ſind ja gar nicht aus Kursk!«

»Ah ſo, dann alſo aus Tambowsk?«

»Sind auch nicht aus Tambowsk. Bei uns, Freund, iſt nichts zu holen; ſchieb mal ab zu reichen Leuten, dort kannſt du anfragen.«

»In meiner Leibesmitte, Brüder, ſitzen heute Iwan Taskun und Marja Skotiſchna: ſie iſt nämlich erbärmlich leer... Aber wo lebt er denn, der reiche Mann?«

»Geh mal zu Gaſin, der iſt reich, verſuch bei dem dein Glück.«

»Ach, Bruderherz, mit Gaſin fängſt du heute nichts mehr an, der macht heute blau: vertrinkt ſein ganzes Kapital.«

»Er hat ſeine zwanzig Rubel,« bemerkte ein anderer. »Wie man ſieht, iſt es kein übles Geſchäft, Schankwirt zu ſein.«

»Na was, werdet ihr denn wirklich den Gaſt nicht einladen?... Was machſt du, Menſch – na, gebt mir dann die Staatskoſt her.«

»So geh doch und bitt' um Tee; da ſitzen ja Herren, die welchen trinken.«

»Was für Herren, hier gibt's keine Herren; ſind jetzt ganz, was wir auch ſind«, brummte mürriſch einer in der Ecke. Bis dahin hatte er noch kein Wort geſprochen.

»Trinken würde ich ſchon, aber ich ſchäme mich, zu bitten: wir haben doch auch ſo etwas wie ein Ehrgefühl!« entgegnete der Sträfling mit der dicken Unterlippe und blickte uns gutmütig an.

»Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen gern welchen geben,« ſagte ich auffordernd zu ihm – »iſt es gefällig?«

»Gefällig? Wie ſoll's denn nicht gefällig ſein?«

Er trat an den Tiſch.

»Sieh mal einer an, zu Hauſe kannte er nichts als Kohl, hier kennt er ſchon den Tee – hier will er ſchon Herreneſſen haben«, brummte wieder der Mürriſche in der Ecke.

»Trinkt denn hier ſonſt niemand Tee?« fragte ich, mich ſpeziell an ihn wendend. Er würdigte mich jedoch keiner Antwort.

»Ah, da werden grad auch Kalatſchen gebracht! Wenn Ihr ſchon ſo gnädig ſeid, dann ſpendet mir auch gleich einen Kalatſch dazu!«

Ein junger Sträfling trat mit einem ganzen Bund* Kalatſchen herein und bot ſie zum Kauf an. Die Aufkäuferin

* Das kringelartige Weizengebäck wird von den Aufkäufern gewöhnlich auf eine Schnur gereiht. E. K. M.

überließ ihm dafür den zehnten; auf dieſen Kalatſch nun rechnete er.

»Kalatſchi, Kalatſchi–i–i!« rief er, in die Küche tretend, »direkt aus Moskau, glühend heiß! Würde ſie ſelbſt eſſen, brauch' aber Geld. Nun, Kinder, es iſt nur noch einer da – wer hat eine Mutter gehabt?«

Dieſer Appell an die Mutterliebe erheiterte alle und man kaufte ihm mehrere ab.

»Aber wißt ihr, Brüder,« fuhr der Lange fort, »der Gaſin der treibt es heute denn doch ſchon bis zur Sünde! Bei Gott! Wenn's dem einmal einfällt, durchzugehen! Wenn heute nur unſer Achtäugiger nicht hereinſchneit!«

»Dann wird Gaſin ſchon verſteckt werden. Was – iſt er ſteif beſoffen?«

»Was – ſteif! Noch längſt nicht! Wild iſt er geworden, zudringlich, gefährlich.«

»Nun, dann wird er noch an manche Fäuſte anrennen...«

»Von wem ſprechen ſie?« fragte ich den Polen, der neben mir ſaß.

»Von Gaſin, einem Arreſtanten. Er handelt hier mit Branntwein. Hat er genug verdient, ſo vertrinkt er ſofort das ganze Geld an einem Tage. Er iſt grauſam und böſe – übrigens in nüchternem Zuſtande iſt er ganz friedlich. Sobald er ſich aber angetrunken hat, iſt er total verrückt: wirft ſich mit dem Meſſer auf die anderen... Dann wird er aber ſofort gebändigt.«

»Wie wird denn das angeſtellt?«

»Etwa zehn Arreſtanten ſtürzen ſich zu gleicher Zeit auf ihn und ſchlagen ihn entſetzlich – ſo lange, bis er beſinnungslos liegen bleibt, ſie ſchlagen ihn halbtot. Dann wird er auf ſeine Pritſche gehoben und mit dem Halbpelz zugedeckt.«

»Aber ſie könnten ihn doch auf dieſe Weiſe völlig totſchlagen!«

»Einen anderen gewiß, ihn aber nicht. Er iſt unglaublich ſtark, der ſtärkſte von allen in unſerem Oſtrogg, und iſt herkuliſch gebaut. Am nächſten Morgen iſt er wieder vollſtändig geſund.«

»Sagen Sie doch, bitte,« fuhr ich fort, den Polen auszufragen, »jene dort haben doch auch ihr eigenes Eſſen, und ich trinke nur Tee – und doch ſehen ſie mich alle an, als wenn ſie mich deswegen beneideten. Was hat das zu bedeuten?«

»Das iſt nicht wegen des Tees,« ſagte der Pole. »Sie ärgern ſich über Sie vielmehr deswegen, weil Sie Edelmann ſind und ihnen nicht gleichen. Manche würden gern mit Ihnen anbinden: ſie hätten gar zu große Luſt, Sie zu beleidigen und zu erniedrigen. Sie werden hier noch viel Unangenehmes erleben. Es iſt hier für uns alle entſetzlich ſchwer. Wir haben es in jeder Beziehung am ſchwerſten von allen. Man muß viel Gleichmut beſitzen, um ſich daran zu gewöhnen. Sie werden noch oft Unannehmlichkeiten wegen Tee oder eigenem Eſſen haben, wenn auch von den anderen ſehr viele und manche ſogar ſehr oft ſich eigenes Eſſen leiſten und einige ſogar beſtändig ihren Tee trinken. Sie dürfen es, aber wir dürfen es nicht.«

Darauf erhob er ſich und ging hinaus. Schon nach wenigen Minuten geſchah, was er geſagt hatte.

III.

Die erſten Eindrücke. Fortſetzung

Kaum war M–zkij, der Pole, mit dem ich geſprochen hatte, hinausgegangen, als der betrunkene Gaſin in die Küche ſtürzte.

Mitten am hellen Tage ein berauſchter Sträfling, noch dazu am Wochentage, wenn alle zur Arbeit gehen mußten, ein betrunkener Sträfling in einem Oſtrogg, deſſen Vorgeſetzter ein ſo ſtrenger Major war, der überdies noch jeden Augenblick in eigener Perſon eintreffen konnte, von dem Unteroffizier, dem nächſten Vorgeſetzten, der ganz im Oſtrogg lebte, und den Invaliden ganz zu ſchweigen – ein betrunkener Sträfling trotz aller Wachen und Aufſeher, kurz, trotz aller ſtrengſten Maßregeln: der warf alle in mir ſich bildenden Begriffe vom Sträflingsleben über den Haufen. Und ich mußte noch lange Zeit im Oſtrogg leben, bevor ich die Erklärung für Tatſachen fand, die mir in den erſten Tagen meiner Katorga ſo unbegreiflich erſchienen.

Ich ſagte bereits, daß die Sträflinge ſtets noch eine eigene Arbeit hatten, und daß dieſe Art von Beſchäftigung ein natürliches Bedürfnis im Sträflingsleben ſei, daß der Sträfling, ganz abgeſehen von dieſem Bedürfnis, leidenſchaftlich Geld liebte und Geld höher als alles andere ſchätzte, faſt ſogar ſo hoch wie die Freiheit, und daß er bereits getröſtet

ſei, wenn er es in ſeiner Taſche klingen hörte. Hat er es dagegen nicht, ſo iſt er wehmütig, traurig, unruhig und mutlos, und dann iſt er zu allem, zu jedem Diebſtahl bereit, wenn er dafür nur Geld erhält. Doch ungeachtet deſſen, daß das Geld im Oſtrogg ſo wertvoll war, blieb es nie ſehr lange im Beſitze des Glücklichen, der es beſaß. Erſtens war es ſehr ſchwer, dasſelbe ſo aufzubewahren, daß es nicht geſtohlen oder bei den Durchſuchungen gefunden werden konnte. Wenn der Major welches aufſtöberte, ſo wurde es ohne weiteres beſchlagnahmt. Vielleicht verwandte er es tatſächlich zur Verbeſſerung der Sträflingskoſt, wie es hieß; wenigſtens wurde es jedesmal ihm ausgeliefert. Doch gewöhnlich wurde das Geld geſtohlen: es war darin auf keinen einzigen Verlaß. Erſt in der Folge fand man bei uns eine Möglichkeit, das Geld mit voller Sicherheit aufzubewahren: man gab es einem alten Mann, einem Altgläubigen, der aus den Dörfern von Starodubowo, die einmal einer Sekte der Abtrünnigen gehört hatten, zu uns gekommen war.

Ich kann nicht umhin, einige Worte über ihn zu ſagen, wenn es mich auch vom Thema abbringt.

Er war ein Greis von ſechzig Jahren, klein von Wuchs und mit grauem Haar. Schon bei der erſten Begegnung fiel er mir auf. Er glich ſo wenig den anderen Sträflingen: in ſeinem Blick war etwas dermaßen Ruhiges und Stilles, daß ich – ich erinnere mich deſſen noch deutlich – mit einem ganz beſonderen Wohlgefallen in ſeine klaren hellen Augen blickte, die von vielen, vielen ſtrahlenförmigen kleinen Runzeln umgeben waren. Ich habe oft mit ihm geſprochen und ſelten nur iſt mir in meinem Leben ein ſo guter, ſo großmütiger Menſch begegnet. Er war wegen eines ſehr ſchweren Verbrechens ver-

ſchickt worden. Von den Altgläubigen von Starodubowo hatten einige ſich bekehren laſſen. Die Regierung hatte dieſelben eifrig unterſtützt und alles verſucht, um noch mehr der Andersgläubigen zu bekehren. Dieſer Greis nun hatte, zuſammen mit anderen Fanatikern, beſchloſſen, »für den Glauben einzuſtehen«, wie er ſich ausdrückte. Es war von der Regierung der Bau einer neuen Kirche begonnen worden, ſie aber hatten ſie niedergebrannt. Und als einer der Anſtifter war der Alte zur Zwangsarbeit verſchickt worden. Er war ein wohlhabender Bürger geweſen und hatte Handel getrieben; Frau und Kinder hatte er zurückgelaſſen, war aber trotzdem ungebeugt in die Verbannung gegangen, denn er glaubte, daß ſie ein »Kreuztragen für den Glauben« ſei. Ein jeder, der eine Zeitlang mit ihm zuſammengelebt, hätte ſich unwillkürlich gefragt, wie dieſer ſtille, kindlich fromme Greis ein Aufrührer ſein konnte? Ich habe mehrere Male mit ihm über »den Glauben« geſprochen. Er gab nicht das geringſte von ſeinen Überzeugungen auf, doch niemals habe ich irgendeine Mißſtimmung oder einen Haß in ſeinen Entgegnungen wahrnehmen können. Und dennoch hatte er die Kirche in Brand geſteckt, was er ganz ruhig eingeſtand. Nach ſeinen Überzeugungen zu urteilen, konnte man glauben, daß er ſein Verbrechen und das dafür auf ſich genommene »Kreuz« für eine rühmliche Tat hielt. Doch wie ſehr ich ihn auch zu erforſchen und zu erkennen ſuchte, niemals habe ich auch nur das geringſte Anzeichen von Stolz oder Ruhmſucht entdecken können. Es waren daſelbſt auch noch andere Altgläubige, meiſtenteils Sibiren: ein ungemein entwickeltes Volk, ſcharfſinnige Bauern, ungeheuer bibelkundig, furchtbare Buchſtabenfreſſer und, in ihrer Art, große Dialektiker — kurz, ein von ſich eingenommenes, anmaßendes, verſchlage-

nes und im höchſten Grade unduldſames Volk. Der Alte dagegen war ganz anders. Er war vielleicht noch bibelkundiger als ſie, vermied aber jeden Disput. Dem Charakter nach war er ein ſehr geſelliger Menſch. Er hatte ein heiteres Gemüt, lachte häufig – nicht das rohe, zyniſche Lachen der übrigen Sträflinge, ſondern ein helles und ruhiges, in dem viel kindliche Gutmütigkeit lag und das ſich ſo gut zu ſeinem grauen Haar ausnahm. Vielleicht täuſchte ich mich, aber es will mir ſcheinen, daß man am Lachen den Menſchen erkennen kann, und wenn einem bei der erſten Begegnung das Lachen irgendeines fremden Menſchen angenehm iſt, ſo kann man ruhig ſagen, daß er ein guter Menſch iſt. Im Oſtrogg hatte der Alte ſich bald allgemeine Achtung erworben, warf ſich aber deswegen durchaus nicht in die Bruſt. Die Gefangenen nannten ihn »Großvater« und taten ihm nie etwas zuleide. Ich begriff zum Teil, was für einen Einfluß er auf ſeine Glaubensgenoſſen gehabt haben mußte. Doch bei all der ſcheinbaren Feſtigkeit, mit der er ſeine Verbannung als Zwangsarbeiter ertrug, ſaß in ihm ein tiefer, unheilbarer Schmerz, den er aber vor allen verbarg. Ich lebte mit ihm in derſelben Kaſerne. Einmal, es war in der Nacht, etwa um drei Uhr, erwachte ich plötzlich, und da vernahm ich ein ſtilles, halb unterdrücktes Schluchzen. Der Alte ſaß auf dem Ofen (auf demſelben, wo vor ihm der andere gottesfürchtige Sträfling nachts geſeſſen und in der Bibel geleſen hatte, jener, von dem das Attentat auf den Major verübt worden war), ſaß auf dem Ofen und betete nach ſeinem handgeſchriebenen alten Gebetbuch. Er ſchluchzte verhalten und ich hörte nur, wie er von Zeit zu Zeit betete: »Mein Gott, verlaß mich nicht! Gott, ſtärke du mich, gib mir Kraft! Meine kleinen Kinderchen, meine lieben Kin-

derchen, niemals mehr werden wir uns wiederſehn!« Ich kann gar nicht ſagen, wie traurig mich das ſtimmte. Dieſem Greiſe nun gaben die Arreſtanten mit der Zeit ihr Geld zum Aufbewahren. Im Oſtrogg war faſt ein jeder ein Dieb, plötzlich aber waren alle aus irgendeinem Grunde überzeugt, daß der Greis unmöglich ſtehlen könne. Man wußte, daß er das ihm eingehändigte Geld irgendwo verbarg, doch geſchah das an einem ſo verborgenen Ort, daß niemand das Verſteckte zu finden vermochte. Zu guter Letzt deckte er mir und einem Polen ſein Geheimnis auf. In einem der Pfähle unſeres Gefängniszaunes war ein Aſtauge, das feſt im Baumſtamm eingewachſen zu ſein ſchien, in Wirklichkeit ſich aber leicht herausnehmen und wieder hineinſchieben ließ. Und hinter dieſem Aſtſtück war eine große Aushöhlung, in die der Greis das Geld hineinlegte, worauf er das Aſtſtück wieder vorſchob, ſo daß keinem etwas auffallen konnte.

Doch ich bin von meinem Gegenſtande abgekommen.

Ich ſprach zuletzt von den Gründen, warum der Sträfling das Geld nicht lange in der Taſche behielt. Abgeſehen von der Schwierigkeit, es vor Dieben ſicher zu bewahren, gab es im Oſtrogg ſo viel Sehnſucht und Harm, der Gefangene aber iſt naturgemäß ein Weſen, das dermaßen nach Freiheit lechzt, und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung gemäß dermaßen leichtſinnig und unordentlich iſt, daß es uns nur zu begreiflich erſcheint, wenn ihn plötzlich die Luſt packt, einmal zu »ſpendieren«, glänzend aufzutreten, das ganze Kapital draufgehen zu laſſen, mit Spektakel und Muſik ein Feſt zu feiern, um ſeine Sehnſucht zu vergeſſen, und ſei es auch nur auf einen Augenblick. Es war ſeltſam anzuſehen, wie manch einer von ihnen mit tief geſenktem Kopf, ohne auch nur einmal den Nacken gerade zu biegen, ganze Monate

lang arbeitete, einzig und allein zu dem Zwecke, um dann eines ſchönen Tages alles Erſparte durchzubringen, alles bis aufs letzte, und dann von neuem monatelang zu arbeiten – bis zu einem neuen Feſttage. Viele liebten es, ſich etwas Neues zu kaufen, und zwar unbedingt etwas ganz Apartes, wie zum Beiſpiel irgendwelche total unförmige ſchwarze Beinkleider, oder ein beſonderes Wams, oder einen kurzen ſibiriſchen Pelz. Sehr beliebt waren farbige Kattunhemden und Gürtel mit ſchönen Kupferplattenbeſchlägen. An den Feiertagen zogen ſie ſich zum erſtenmal die erſtandenen ſchönen Sachen an, und der feſtlich Gekleidete ging dann ſtolz in alle Kaſernen, um ſich den anderen zu zeigen. Die Zufriedenheit des gut Gekleideten grenzte ans Kindiſche, und überhaupt waren die Sträflinge in vielen Dingen richtige Kinder. Aber alle dieſe ſchönen Sachen verſchwanden dann ganz plötzlich von ihrem Beſitzer, nicht ſelten wurden ſie ſchon am nämlichen Abend verſetzt oder zu einem Spottpreis losgeſchlagen. Übrigens nahm bei ſolchen Gelegenheiten alles ſeinen bekannten Verlauf. Gewöhnlich wurde das Vergnügen auf die Feſttage hinausgeſchoben oder auf den Namenstag des Betreffenden. Wenn der Arreſtant ſich dann an ſeinem Namenstage erhob, war das erſte, was er tat, daß er ein Wachslicht vor das Heiligenbild ſtellte und betete; darauf kleidete er ſich feſtlich an und beſtellte ſich ein Eſſen. Er ließ Rindfleiſch und Fiſch kaufen und ſibiriſche Paſteten backen; darauf aß er ſich ſo voll wie ein Ochſe, gewöhnlich aber ganz allein, ſelten nur forderte er ſeine Kameraden auf, an ſeinem Mahle teilzunehmen. Darauf kam der Branntwein an die Reihe: der Feiernde ſoff ſich toll und voll und ging dann wieder in alle Kaſernen, diesmal wankend und ſtolpernd, um allen zu zeigen, daß

er betrunken war, daß er »durchging«, und um dafür allgemeine Achtung zu erwerben. Im ruſſiſchen Volke findet man überall eine gewiſſe Sympathie für die Betrunkenen; im Oſtrogg aber benahm man ſich ſogar reſpektvoll gegen ſie.

In der Schlemmerei der Oſtroggbewohner lag etwas durchaus Ariſtokratiſches. War der Arreſtant ſchon ein wenig angeheitert, ſo beſtellte er ſofort Muſik. Es war da ein kleiner Pole, ein entlaufener Soldat, ein elendes Kerlchen, der auf der Geige zu ſpielen verſtand und ſein Inſtrument, das ſein ganzes Kapital war, auch im Oſtrogg bei ſich hatte. Ein Handwerk verſtand er nicht, und ſo war ſein einziger Verdienſt, daß er den »Feiernden« für Geld muntere Tanzſtücke aufſpielte. Seine Aufgabe beſtand in ſolchem Falle darin, daß er ſeinem betrunkenen Gönner aus einer Kaſerne in die andere folgte und mit aller Ellbogenkraft auf ſeiner Fiedel fiedelte. Oft ſah ich auf ſeinem Geſicht Langeweile und Sehnſucht, doch der barſche Befehl: »Spiel, biſt bezahlt!« trieb ihn an, immer weiter zu fiedeln.

Jeder Arreſtant, der »durchzugehen« begann, konnte feſt überzeugt ſein, daß man ihn, wenn er ſich ſtark angetrunken hatte, gut beaufſichtigen, zur rechten Zeit auf ſeine Pritſche bringen und ſicherlich irgendwo verſtecken werde, falls einer von den Vorgeſetzten kommen ſollte. Alle dieſe Liebesdienſte wurden unentgeltlich verrichtet. Andererſeits konnten auch die Invaliden, die der Ordnung halber beſtändig in den Kaſernen lebten, und der Unteroffizier der Torwache gleichfalls vollkommen beruhigt ſein: der Betrunkene vermochte auf keine Weiſe Unordnung zu verurſachen. Die ganze Kaſerne bewachte ihn, und ſobald er laut wurde oder ſonſtwie die Abſicht bekundete, Unfrieden zu ſtiften, wurde er ſogleich gebändigt; ja nötigenfalls hätte man ihn ſogar geknebelt.

Und ſo ſahen denn die Wachen und das ſubalterne Aufſichtsperſonal den Betrunkenen gegenüber ein wenig durch die Finger, oder wollten ſie überhaupt nicht bemerken. Sie wußten recht wohl, daß ein noch ſtrengeres Verbot des Branntweins die Sache nur ſchlimmer gemacht hätte. Aber woher bekam man denn den Branntwein?

Er wurde im Oſtrogg ſelbſt verkauft, von den ſogenannten Schankwirten, deren es mehrere bei uns gab. Sie betrieben ihren Handel ununterbrochen und mit gutem Gewinn, obgleich es im allgemeinen nicht viel Trinkende und »Durchgehende« gab, da dieſes Vergnügen Geld erforderte, der Sträfling aber nur ſchwer Geld erwarb.

Der Branntweinhandel wurde in einer recht originellen Weiſe betrieben, nämlich folgendermaßen:

Nehmen wir an, ein Sträfling hat keine Beſchäftigung und will auch kein Handwerk erlernen (ſolche gab es), will aber Geld haben, und da er ein ungeduldiger Menſch iſt, will er es möglichſt ſchnell verdienen. Um anzufangen, hat er nur wenige Kopeken, aber das genügt, und er beſchließt, mit Branntwein zu handeln – ein gewagtes Unternehmen, bei dem man ſich großer Gefahr ausſetzt: man kann die Ware und das ganze Kapital verlieren und außerdem muß dann noch der Rücken herhalten. Aber der Sträfling iſt auf alles gefaßt. Da er nur ein kleines Betriebskapital hat, ſo bringt er das erſtemal ſelbſt den Branntwein in den Oſtrogg, wo er ihn natürlich vorteilhaft verkauft. Darauf wiederholt er dasſelbe noch ein zweites und drittes Mal, und wenn er von der Wache nicht abgefaßt wird, nimmt ſein Geſchäft in kürzeſter Zeit einen großen Aufſchwung. Dann beginnt er ſeinen Branntweinhandel auf großem Fuß: er wird Unternehmer, Kapitaliſt, hält Agenten und Gehilfen, ſetzt viel weniger

aufs Spiel und verdient immer mehr. Dann riskieren für ihn seine Gehilfen.

In einem Ostrogg gibt es jederzeit eine Menge Leute, die alles bis auf die letzte Kopeke verzettelt, verspielt, durchgebracht haben, Leute ohne Handwerk, armseliges, heruntergekommenes Volk, das aber in gewissem Maße doch mit Mut und Entschlossenheit begabt ist. Diesen Leuten ist als einziges Kapital nur noch ihr Rücken verblieben, der aber kann doch noch zu irgend etwas dienen. Und so entschließt sich denn der ruinierte Arrestant, dieses letzte Kapital in Umsatz zu bringen und mit ihm, so gut es eben geht, zu spekulieren.

Er geht zum Unternehmer und verdingt sich bei ihm, um den Branntwein in den Ostrogg durchzuschmuggeln. Ein reicher Branntweinhändler hat mehrere solcher Schmuggler. Irgendwo außerhalb des Ostrogg befindet sich ein Mensch – ein Soldat vielleicht, mitunter sogar ein Mädchen oder ein Bauer –, der für das Geld des Unternehmers und für eine bestimmte Vergütung, die verhältnismäßig nicht gering ist, in der Schenke Branntwein aufkauft, den er dann an einem geheimen Ort, in der nächsten Nähe der Arbeitsstellen eines Arrestantentrupps, sorgfältig versteckt. Gewöhnlich probt der Lieferant zunächst die Güte des Branntweins und ersetzt dann das Ausgetrunkene in unmenschlicher Weise durch Wasser. Der Arrestant darf nicht allzu wählerisch sein, es heißt da: nimm ihn oder nimm ihn nicht, anderer ist nicht zu haben; und auch das ist schon gut, daß er sein Geld nicht ganz verloren hat und Branntwein zur Stelle geschafft ist, gleichviel was für einer, aber schließlich doch Branntwein. Zu diesem Lieferanten kommen dann die ihm schon früher von dem Branntweinverkäufer bezeichneten Leute, die Ochsendärme mitbringen. Diese Därme werden gut ausgewaschen

und dann mit Waſſer gefüllt, damit ſie nicht eintrocknen und ſich in ihrer urſprünglichen Weichheit und Dehnbarkeit erhalten, um zur Aufnahme des Branntweins geeignet zu ſein. Hat der Arreſtant den Branntwein in die Därme gefüllt, ſo wickelt er ſie um ſeinen Körper, nach Möglichkeit an den diskreteſten Stellen desſelben. Verſteht ſich, bei dieſem Verfahren beweiſt er die ganze Geſchicklichkeit, die ganze diebiſche Schlauheit des Schmugglers. Es handelt ſich um ſeine Ehre: er muß ſowohl die Soldaten der Eskorte wie die Wache betrügen. Und er betrügt ſie. Von einem geſchickten Diebe wird die Eskorte – bisweilen nur ein einziger Soldat, irgendein junger Rekrut – immer betrogen. Der betreffende Arreſtant iſt z. B. Ofenſetzer und kriecht auf den Ofen. Wer kann ſehen, was er dort macht? Die Wache kann ihm doch nicht nachkriechen. Bei der Rückkehr in den Oſtrogg nimmt der Arreſtant kurz vor dem Tor ein Silberſtück, fünfzehn oder zwanzig Kopeken, auf alle Fälle in die Hand und wartet auf den Gefreiten, der jeden in den Oſtrogg zurückkehrenden Arreſtanten rundum muſtert und befühlt, bevor er ihm das Tor aufſchließt. Der Branntweinträger hofft in der Regel, daß der wachhabende Gefreite ſich ſchließlich ſchämen wird, ihn an gewiſſen Stellen gar zu gewiſſenhaft zu befühlen. Mitunter aber dringt der naſeweiſe Gefreite im Befühlen auch bis zu dieſen Körperteilen vor und entdeckt den Wein. Dann bleibt dem Arreſtanten nur noch ein Rettungsmittel übrig; er drückt dem Gefreiten, unbemerkt von der Eskorte, die bereitgehaltene Münze in die Hand. Nun kommt es zuweilen vor, daß er infolge dieſes Manövers glücklich in den Oſtrogg hineingelangt und ſein Branntwein gerettet iſt. Aber es kommt auch vor, daß das Manöver ihm mißlingt, und dann muß ſein letztes Kapital

herhalten: ſein Rücken. Der Vorfall wird ſofort dem Major gemeldet, das Kapital wird gedroſchen, und zwar ſchmerzhaft gedroſchen, der Branntwein wird konfisziert, und der Schmuggler nimmt alles auf ſich, ohne den Branntweinhändler im Oſtrogg anzugeben, tut das aber, wohlgemerkt, nicht aus dem Grunde, weil er das Angeben verabſcheute, ſondern einzig und allein deswegen, weil die Angabe für ihn ſelbſt unvorteilhaft wäre: ihn wird man ſowieſo durchpeitſchen, und der ganze Troſt beſtände darin, daß ſie dann beide durchgepeitſcht werden würden. Er aber iſt vom anderen abhängig, er braucht ihn, und ſo gibt er ihn nicht an, obgleich er, der Schmuggler, nach alter Sitte und vorhergegangener Abmachung, für den durchgepeitſchten Rücken von dem Händler keine Kopeke erhält.

Sonſt aber, ſo im allgemeinen, kann man ſagen, daß die Angeberei geradezu blühte. Im Oſtrogg wurde der Angeber nicht im geringſten verachtet. Unwille gegen ihn war ſogar undenkbar. Man meidet ihn durchaus nicht, man ſchließt ſogar Freundſchaft mit ihm, ſo daß einer, der im Oſtrogg anfangen wollte, die ganze Niedrigkeit der Angeberei zu erklären, überhaupt nicht verſtanden werden würde. So pflog z. B. jener ausſchweifende, in jeder Beziehung niedrige Arreſtant, der früher Edelmann geweſen war, und deſſen Bekanntſchaft ich abgelehnt hatte, mit Fedjka, dem Burſchen des Majors, innige Freundſchaft und diente ihm als Spion, während jener alles Gehörte wiederum ſeinem Herrn hinterbrachte. Das wußten bei uns alle, doch niemand ließ es ſich einfallen, das verächtliche Subjekt zu beſtrafen oder ihm ſeine Handlungsweiſe auch nur vorzuhalten.

Doch da bin ich ſchon wieder von meiner Erzählung abgewichen.

So kam es denn nicht ſelten vor, daß der Branntwein glücklich in den Oſtrogg gelangte. Hat der Branntweinhändler die durchgeſchmuggelten Därme empfangen und bezahlt, ſo überſchlägt er ſeine Koſten. Es ſtellt ſich heraus, daß die Ware ihm teuer zu ſtehen kommt, und darum miſcht er den Branntwein noch einmal mit Waſſer, faſt zur Hälfte, und iſt das geſchehen, hat er alles vorbereitet, dann erwartet er den Käufer. Am nächſten Feiertage, zuweilen aber auch an einem Wochentage – erſcheint der Käufer: ein Arreſtant, der mehrere Monate lang wie ein Büffel gearbeitet und jede Kopeke geſpart hat, um dann an dem ſchon früher feſtgeſetzten Tage alles zu vertrinken. Von dieſem Tage hat dem Armen ſchon lange vorher im Schlaf geträumt, und auch in den Stunden der Arbeit hat er von ihm geträumt, wie von einem Glück, und dieſer ferne Tag mit ſeinem Zauber hat ſeinen Geiſt in dem öden Sträflingsleben aufrechterhalten. Endlich, endlich erſteht im Oſten die Morgenröte des hellen Tages! Das Geld iſt zuſammengeſcharrt, iſt nicht geſtohlen und nicht konfisziert worden, und er kann es zum Branntweinhändler bringen. Jener gibt ihm anfangs möglichſt reinen Branntwein, d. h. nur zweimal mit Waſſer vermiſchten, doch je mehr der Inhalt der Flaſche abnimmt, um ſo mehr wird er durch Nachgießen von Waſſer erſetzt. Für einen Becher Branntwein wird im Oſtrogg fünfmal, ſechsmal mehr bezahlt als in der Schenke. Man kann ſich nun vorſtellen, wie viele ſolcher Becher man austrinken und wieviel man für ſie bezahlen muß, bevor man berauſcht iſt. Aber infolge der Entwöhnung vom Trunk und der langen Enthaltſamkeit wird der Sträfling verhältnismäßig ſchnell betrunken, fährt aber im Trinken ſo lange fort, bis ſein letztes Geld alle iſt. Dann kommen die neuen Sachen an die

Reihe – der Branntweinverkäufer iſt gleichzeitig auch Pfandleiher. Zuerſt werden die neuangeſchafften praktiſchen Sachen verſetzt, allmählich geht man von den älteren zu den älteſten Sachen über und ſchließlich zu dem Staatseigentum. Iſt alles, auch der letzte Lumpen vertrunken, ſo legt ſich der Berauſchte auf die Pritſche und ſchläft, und am nächſten Morgen, wenn er mit dem unfehlbaren Brummſchädel erwacht, bittet er vergeblich ſeinen »Schankwirt«, ihm nur einen einzigen Schluck für den Kater zu geben. Traurig trägt er ſein Mißgeſchick, aber ſchon am ſelben Tage macht er ſich von neuem an die Arbeit und arbeitet wieder mehrere Monate, ohne den Nacken gerade zu biegen, träumt von dem glücklichen freien Tag, der unwiderruflich in die Vergangenheit verſunken iſt, bis er mit der Zeit wieder munterer wird und einen neuen ähnlichen Tag zu erwarten anfängt, einen Tag, der noch fern in der Zukunft liegt, aber trotzdem irgend einmal doch anbrechen wird.

Was nun den »Schankwirt« betrifft, ſo kauft er, wenn er nach gutem Geſchäfte eine große Summe erſpart hat, ungefähr einige Zehnrubelſcheine, zum letztenmal Branntwein an, gießt dann aber kein Waſſer hinzu, da er ihn für ſich ſelbſt beſtimmt. Er hat genug verdient: es iſt Zeit, auch ſelber einmal zu feiern! Und er beginnt ein Schlemmerleben, es wird getrunken, gegeſſen, und Muſik iſt die Hauptbedingung. Die Mittel ſind bedeutend und ſelbſt die untere Oſtroggbeamtenſchaft wird bewirtet. Das zieht ſich dann oft durch mehrere Tage hin. Natürlich iſt der vorrätige Branntwein bald ausgetrunken: dann geht der Schwelger zu den anderen »Schankwirten«, die darauf nur warten, und trinkt ſolange weiter, bis er nichts mehr hat. Wie ſorgfältig nun die übrigen Arreſtanten den Durchgänger auch bewachen

mögen, er fällt zuweilen doch den höheren Vorgeſetzten auf, dem Major oder dem wachhabenden Offizier. Er wird dann auf die Wache gebracht, ſein Geld wird ihm abgenommen, falls man welches bei ihm findet, und zum Schluß wird er noch geknutet. Iſt das vorüber, ſchüttelt er ſich, kehrt in den Oſtrogg zurück und nach ein paar Tagen macht er ſich von neuem an ſeine Tätigkeit als Branntweinverkäufer.

Einige der Praſſer – ſelbſtverſtändlich nur die reicheren – denken auch an das ſchöne Geſchlecht. Für viel Geld gelangen ſie bisweilen heimlich, ſtatt zur Arbeit zu gehen, aus der Feſtung an irgendeinen Ort in der Vorſtadt, natürlich in Begleitung eines beſtochenen Eskorteſoldaten. Dort wird dann in irgend ſo einem kleinen, unſcheinbaren Häuschen, gewöhnlich am äußerſten Rande der Stadt, ein rauſchendes Feſt gefeiert und werden in der Tat große Summen verjubelt. Für Geld verachtet man ſelbſt einen Arreſtanten nicht; der eskortierende Soldat aber iſt wohlweislich ausgeſucht und in alles eingeweiht. In der Regel ſind ſolche Soldaten ſelbſt Kandidaten für den Oſtrogg – zukünftige Verbrecher. Übrigens kann man für Geld alles tun und ähnliche Vergehen werden faſt nie aufgedeckt. Nur muß ich hinzufügen, daß ſie ſehr ſelten ſind; zu ſolchen Unternehmungen iſt viel Geld erforderlich und die Liebhaber des ſchönen Geſchlechts bedienen ſich meiſtens anderer Mittel, die ganz ungefährlich ſind.

Schon in den erſten Tagen meines Oſtrogglebens erweckte ein junger Arreſtant, ein reizender, ich möchte ſagen, Knabe, beſonderes Intereſſe in mir. Er hieß Sſirotkin und war in vieler Beziehung ein recht rätſelhaftes Weſen. Zuerſt frappierte mich nur ſein außerordentlich ſchönes Geſicht; er war höchſtens dreiundzwanzig Jahre alt. Er war Zwangs-

arbeiter der »beſonderen« Abteilung, d. h. ein »ewiger«, deſſen Strafzeit nicht feſtgeſetzt war, folglich mußte er ein ſchwerer militäriſcher Verbrecher ſein. Ein ſtiller, ſanfter Junge war er, der wenig ſprach und nur ſehr ſelten lachte. Er hatte blaue Augen, regelmäßige Züge, ein zartes, ganz ſauberes Geſicht und hellbraunes Haar. Selbſt der nur zur Hälfte kahlraſierte Kopf verunſtaltete ihn nicht; ein ſo hübſcher Junge war er. Ein Handwerk verſtand er nicht und er ſuchte ſich auch keine Beſchäftigung, Geld aber verſchaffte er ſich, wenn auch nicht viel, ſo doch oft. Er war auffallend faul und ging nachläſſig und unſauber gekleidet, es ſei denn, daß ein anderer ihn einmal hübſch einkleidete, ihn womöglich in ein rotes Hemd ſteckte – dann war Sſirotkin ſichtlich froh darüber: ging in die Kaſernen und zeigte ſich. Er trank weder, noch ſpielte er Karten, noch fing er mit einem Menſchen Streit an. Zuweilen ſah man, wie er hinter den Kaſernen umherging, die Hände in den Hoſentaſchen, friedlich, nachdenklich ... Worüber er nachdenken mochte, war ſchwer ſich vorzuſtellen. Rief ihn jemand an, ſo antwortete er ſofort und ſogar gewiſſermaßen ehrerbietig, jedenfalls nicht nach Arreſtantenart, aber immer kurz, ungeſprächig, nicht mitteilſam wie die anderen; und anſehen tat er einen, als wäre er ein zehnjähriges Kind. Hatte ſich etwas Geld bei ihm eingefunden, ſo kaufte er ſich niemals etwas Notwendiges – z. B. hätte er nie ſeine Joppe ausbeſſern laſſen oder neue Stiefel ſich angeſchafft, ſondern er kaufte ſich ſtets ein Semmelchen, einen Kalatſch oder einen Pfefferkuchen und aß ihn auf – ganz als wäre er ſieben Jahre alt.

»Ach du, Sſirotkin!« ſagten die Sträflinge nicht ſelten zu ihm, »du Kaſaner Waiſenknabe!« In der arbeitsfreien Zeit hielt er ſich gewöhnlich in fremden Kaſernen auf. Alle

waren mit einer eigenen Arbeit beſchäftigt, nur er allein hatte nichts zu tun. Sagte man etwas zu ihm, gewöhnlich um ſich über ihn luſtig zu machen (über ihn lachten ſelbſt ſeine Freunde) – ſo wandte er ſich ab und ging, ohne ein Wort zu ſagen, in eine andere Kaſerne, zuweilen aber, wenn man ihn ſchon gar zu ſehr verſpottete, errötete er. Oftmals fragte ich mich: für welches Vergehen mag wohl dieſes friedſame, gutmütige Weſen in den Oſtrogg gekommen ſein?

Einmal lag ich im Hoſpital, im Arreſtantenſaal. Sſirotkin war gleichfalls krank und lag neben mir. Gegen Abend kamen wir ins Geſpräch: ich glaube, es kam ganz zufällig; er wurde plötzlich geſprächig und ſo erzählte er mir denn, wie man ihn unter die Soldaten geſteckt hatte, wie ſeine Mutter, von der er noch begleitet worden war, geweint habe und wie ſchwer es unter den Rekruten geweſen ſei. Er ſagte, er habe das Rekrutenleben auf keine Weiſe ertragen können, weil alle dort ſo böſe und ſtreng ausgeſehen hätten, und die Kommandeure ſeien immer unzufrieden mit ihm geweſen.

»Wie endete es denn?« fragte ich. »Weswegen biſt du denn hierher geſchickt worden? Und noch in die beſondere Abteilung... Ach du Sſirotkin, Sſirotkin!«

»Ja, ich war im ganzen nur ein Jahr im Bataillon, Alexander Petrowitſch; hierher aber kam ich dafür, daß ich Grigorij Petrowitſch, meinen Kompagniechef, getötet habe.«

»Das habe ich ſchon gehört, Sſirotkin, aber ich glaube es nicht. Nun ſag doch, wie haſt du wohl zu töten vermocht?«

»Es kam ſo – Alexander Petrowitſch. Es wurde mir gar zu ſchwer.

»Aber wie leben denn die anderen Rekruten? Natürlich – anfangs fällt es ſchwer, dann aber gewöhnt man ſich,

und ehe du dich deſſen verſiehſt, haſt du einen prächtigen Soldaten vor dir. Dich hat wahrſcheinlich deine Mutter zu ſehr verhätſchelt, mit Pfefferkuchen und Milch bis zum achtzehnten Jahre gefüttert.«

»Mein Mutterchen hat mich wohl ſehr geliebt, das iſt wahr. Als ich unter die Rekruten ging, da hat ſie ſich hingelegt, und wie ich hörte, iſt ſie nicht mehr aufgeſtanden... Bitter wurde es mir zum Schluß bei den Rekruten. Der Kommandeur liebte mich nicht, für alles beſtrafte er – und für was? Ich gehorchte allen, lebte akkurat, trank kein Gläschen, eignete mir nichts Fremdes an, denn das iſt eine ſchlimme Sache, Alexander Petrowitſch, wenn der Menſch etwas Anſtößiges tut. Alle um mich herum ſind ſolche Hartherzige – nirgends einer, dem man ſein Leid hätte klagen können! Dann geht man einmal hinter eine Ecke und weint ſich da aus ... Und einmal ſtand ich Wache. Es war ſchon Nacht. Ich hatte den anderen Poſten abgelöſt und ſtand neben dem Schildwachhäuschen. Der Wind ging: es war Herbſt und die Nacht war ſo finſter, daß du dir die Augen zerreißen konnteſt und doch nichts geſehen hätteſt. Und da wurde mir ſo traurig ums Herz! Da nahm ich mein Gewehr, nahm das Bajonett ab, legte es neben mich; zog den rechten Stiefel aus, ſetzte das Gewehr gerade vor mich hin, beugte mich mit der Bruſt auf die Mündung und drückte mit der großen Zehe auf den Hahn. Was aber ſehe ich? – ich bin nicht erſchoſſen! Das Gewehr hat verſagt. Ich unterſuchte alles ganz genau, reinigte das Zündloch, ſchüttete neues Pulver dazu, ſchlug den Feuerſtein etwas ab, und ſetzte die Mündung wieder auf die Bruſt. Aber was? Das Pulver flammte auf, aber der Schuß verſagte wieder! Was iſt das, denke ich! Nahm und zog mir den Stiefel an, ſetzte wieder

das Bajonett auf, ſchweige und gehe wieder auf und ab. Und da beſchloß ich denn: einerlei wohin, aber nur heraus aus den Rekruten. Nach einer halben Stunde kommt der Kommandeur; er machte die Runde. Er kommt gerade auf mich zu: ‚Steht man ſo auf Poſten?‘ ſchreit er. Da nahm ich das Gewehr und ſtieß ihm das Bajonett bis an den Lauf in die Bruſt ... Viertauſend Spießruten und dann hierher, in die beſondere Abteilung ...«

Er log nicht. Aus welchem Grunde wäre er auch ſonſt in die beſondere Abteilung gekommen? Gewöhnliche Verbrecher werden nicht ſo ſchwer beſtraft. Sſirotkin war übrigens der einzige unter ſeinen Schickſalsgenoſſen, der ſo hübſch war. Die übrigen, etwa fünfzehn an der Zahl – die anzuſehen war geradezu ſonderbar: nur zwei oder drei Geſichter waren erträglich; die anderen dagegen alle ſo ſchlafmützig, ſo häßlich, ſchmutzig; einige von ihnen waren ſchon ergraut. Wenn es die Umſtände erlauben, werde ich noch einmal bei Gelegenheit ausführlicher auf dieſe Leute zu ſprechen kommen. Sſirotkin ſtand ſich oft ſehr gut mit Gaſin, demſelben, von dem ich zu Anfang dieſes Kapitels erzählte, wie er betrunken in die Küche geſtürzt kam – was meine anfängliche Vorſtellung vom ſibiriſchen Sträflingsleben ſo gänzlich verwirrte.

Dieſer Gaſin war eine grauenvolle Kreatur. Auf alle machte er einen entſetzlichen, quälenden Eindruck. Es ſchien mir immer, daß es nichts geben könne, das tieriſcher, ungeheuerlicher wäre, als er. Ich habe in Tobolsk den berüchtigten Verbrecher Kamenjeff geſehen und ſpäter den entlaufenen Soldaten und Raubmörder Sſokoloff, doch keiner von ihnen hat einen ſo abſtoßenden Eindruck auf mich gemacht wie Gaſin. Es ſchien mir zuweilen, wenn ich ihn ſah,

als hätte ich eine ungeheure Rieſenſpinne vor mir, ein Inſekt von Menſchengröße.

Er war Tatar, war unheimlich ſtark, der ſtärkſte von allen im Oſtrogg; mittelgroß, von herkuliſcher Geſtalt mit einem ſcheußlichen, unverhältnismäßig großen Kopf; er ging gebückt und blickte abſonderlich unter der Stirn hervor, durch die ſtruppigen Augenbrauen. Im Oſtrogg erzählte man ſeltſame Geſchichten über ihn: man wußte, daß er früher Soldat geweſen war, doch die Sträflinge ſprachen untereinander – ich weiß nicht, ob es wahr iſt –, er ſei ein Entſprungener aus Nertſchinsk; nach Sibirien ſei er nicht nur einmal verſchickt worden, entſprungen ſei er gleichfalls nicht nur einmal, und auch ſeinen Namen habe er ſchon oft gewechſelt. Jedenfalls war er ſchließlich in unſeren Oſtrogg, in die beſondere Abteilung, gekommen – das war Tatſache. Außerdem erzählte man ſich, daß er früher mit beſonderer Vorliebe kleine Kinder erdroſſelt habe, einzig zu ſeinem Vergnügen: er habe das Kind irgendwohin an einen paſſenden Ort gelockt, habe es zuerſt geängſtigt, gequält und erſt dann, nachdem er ſich genügend an dem Entſetzen und den Qualen ſeines armen kleinen Opfers geweidet, habe er es ruhig, langſam und mit Hochgenuß ermordet. Ich weiß nicht, ob alle dieſe Erzählungen auf Wahrheit beruhten oder im Oſtrogg unter dem ſchweren, unheimlichen Eindruck, den dieſer Menſch auf alle und jeden machte, erfunden worden waren; jedenfalls paßten ſie zu ihm und ſchienen glaubwürdig, wenn man ihn und ſein Geſicht kannte. Indeſſen führte er ſich im Oſtrogg, wenn er nicht betrunken war, alſo an allen Tagen mit Ausnahme ſeiner Trinkzeit oder ſeines »Feſtes«, ſehr vernünftig auf. Er war immer ſehr ſtill, ſchimpfte niemals und vermied jeden Streit, tat dies aber gleichſam aus

Verachtung der anderen, weil er ſich für höher hielt als alle. Und auch ſeine Schweigſamkeit war gleichſam vorſätzlich, er ſchien mit Abſicht unmitteilſam zu ſein. Alle ſeine Bewegungen waren langſam, ruhig, ſelbſtbewußt. An ſeinen Augen ſah man, daß er nichts weniger als dumm, ſondern ſogar ungewöhnlich ſchlau war; doch ſtets lag etwas hochmütig Spöttiſches und Grauſames in ſeinem Geſicht und in ſeinem Lächeln. Er handelte mit Branntwein und war einer der reichſten »Schankwirte« im Oſtrogg. Doch zweimal im Jahre pflegte er ſich ſelbſt zu betrinken, und dann erſt, wenn er betrunken war, zeigte ſich die ganze Beſtialität ſeiner Natur. Sein Rauſch nahm nur langſam zu, und das erſte war dann, daß er die anderen zu necken anfing, und zwar nach und nach mit den boshafteſten Spötteleien, die alle wohl erwogen und gleichſam ſchon vorher von ihm erdacht worden waren. Mit der Zeit aber geriet er in furchtbare Wut, die ſich mit der zunehmenden Trunkenheit ſo weit ſteigerte, daß er plötzlich ſein Meſſer hervorzog und ſich auf die Menſchen ſtürzte. Die anderen, die ſeine ungeheure Kraft kannten, liefen vor ihm fort und verſteckten ſich, denn er ſtürzte ſich auf jeden, der ihm entgegenkam. Bald aber fand man ein Verfahren, ihn zu bewältigen. Ungefähr zehn Mann ſtürzten ſich alle gleichzeitig auf ihn und begannen ihn mit den Fäuſten zu bearbeiten. Grauſameres als dieſe Schläge kann man ſich nicht gut denken: man ſchlug ihn auf die Bruſt, den Kopf, den Magen, in die Herzgrube, man ſchlug lange und mit aller Kraft und hörte nicht eher auf, als bis er bewußtlos wie ein Toter am Boden lag. Einen anderen Menſchen ſo zu ſchlagen, würde man niemals gewagt haben, denn das wäre mit totſchlagen gleichbedeutend geweſen — nur bei Gaſin war es das nicht. Hatte man es endlich ſo

weit mit ihm gebracht, daß er bewußtlos war, ſo wurde er in ſeinen Halbpelz eingewickelt und auf ſeine Pritſche getragen. – »Wird ſich ſchon ausliegen«, hieß es, d. h. durch das Liegen wieder erholen. Und in der Tat, am nächſten Morgen erhob er ſich ſo gut wie geſund und begab ſich wieder ſchweigend und mürriſch zur Arbeit. Und jedesmal, wenn Gaſin ſich betrank, wußte der ganze Oſtrogg, daß der Tag für ihn mit Schlägen enden werde. Das wußte er übrigens auch ſelbſt, aber – trotzdem betrank er ſich.

So vergingen mehrere Jahre; ſchließlich bemerkte man, daß Gaſin ein wenig zuſammenſank. Bald klagte er auch über verſchiedene Schmerzen und magerte ſichtlich ab; immer häufiger kam er ins Lazarett ... »Hat ſich endlich ergeben«, ſagten die Arreſtanten unter ſich ...

Damals, als ich ihn zum erſtenmal ſah, trat er in die Küche, begleitet von jenem kleinen, häßlichen Polen, der von ihm als »Muſikkapelle« gemietet war, um noch das Seine zur Fülle des Genuſſes beizutragen – trat ein und blieb mitten in der Küche ſtehen, während er ſtumm und aufmerkſam alle Anweſenden muſterte. Alles verſtummte. Da erblickte er mich und meinen Kameraden: er ſah uns gehäſſig und ſpöttiſch an, lächelte ſelbſtzufrieden, ſchien einen Augenblick zu überlegen und plötzlich trat er ſtark wankend an unſeren Tiſch:

»Darf ich fragen,« begann er – er ſprach Ruſſiſch und ſogar gutes Ruſſiſch, obgleich er Tatar war –, »welche Einkünfte es euch geſtatten, hier Tee zu trinken?«

Ich tauſchte mit meinem Kameraden einen Blick aus und verſtand ihn ſofort: daß es am ratſamſten war, zu ſchweigen und ihm nichts zu antworten. Schon das erſte Wort hätte ihn raſend gemacht.

»Alſo habt ihr Geld?« fuhr er fort zu fragen. »Alſo einen ganzen Haufen Geld – wie? Seid ihr alſo deswegen in die Kátorga gekommen, um hier in Tee zu ſchlemmen? Ihr ſeid alſo nur zum Teetrinken hergekommen? So antwortet doch, daß euch der! ...«

Als er aber begriff, daß wir uns entſchloſſen hatten, zu ſchweigen und ihn nicht zu bemerken, wurde er rot vor Wut und erbebte am ganzen Körper. Nicht weit von ihm ſtand in der Ecke ein großer Brotkaſten etwa von der Form eines Troges, in den das ganze aufgeſchnittene Brot für das Mittag- und Abendeſſen der Sträflinge hineinkam. Er war ſo groß, daß das Brot für den halben Oſtrogg in ihn hineinpaßte, war aber in dem Augenblick leer. Dieſen Kaſten ergriff nun Gaſin mit beiden Händen und erhob ihn über uns – noch ein Augenblick, und er hätte uns die Schädel zerſchmettert.

Doch ungeachtet deſſen, daß ein Totſchlag oder der Verſuch eines ſolchen für den ganzen Oſtrogg ſehr unangenehme Folgen hatte – Unterſuchungen, Durchſuchungen, ſtrengere Aufſicht uſw. – und es im Intereſſe eines jeden lag, derlei zu verhüten, blieben diesmal alle ſtumm und rührten ſich nicht. Kein Wort zu unſerer Verteidigung! Kein Warnungsruf an Gaſin! – ſo groß war ihr Haß gegen uns. Unſere gefährliche Situation war ihnen offenbar ſehr angenehm... Aber die drohende Gefahr ging noch glücklich vorüber: im Augenblick, da er den Kaſten auf uns niederſchleudern wollte, ſchrie plötzlich jemand aus dem Flur ihm zu:

»Gaſin! Dein Branntwein iſt geſtohlen!«

Er ſchleuderte den Kaſten zu Boden und ſtürzte wie ein Irrſinniger hinaus.

»Nun, diesmal hat Gott selbst euch gerettet!« sagten die Sträflinge.

Und noch lange sagten sie es immer wieder.

Leider konnte ich nicht erfahren, ob die Sache mit dem gestohlenen Branntwein ihre Richtigkeit hatte oder rechtzeitig zu unserer Rettung erfunden worden war.

Am Abend, als es bereits dunkel war, ging ich noch, kurz bevor die Kasernen zugeschlossen wurden, am Palisadenzaun umher und eine tiefe Schwermut legte sich auf meine Seele. Nie wieder habe ich während meines ganzen Gefängnislebens eine so große Schwermut empfunden. Der erste Tag der Gefangenschaft ist überall schwer: gleichviel ob im Ostrogg, in der Kasematte oder in der Katorga ... Aber – ich erinnere mich – mehr als alles andere beschäftigte mich ein Gedanke, der mich auch später während der ganzen Zeit im Ostrogg unablässig verfolgt hat – ein teilweise unlösbares Problem, das auch jetzt noch für mich unlösbar ist, und das doch einmal gelöst werden muß: das ist die notwendige Ungleichheit der Strafen für ein und dasselbe Verbrechen.

In der Regel läßt sich kein einziges Verbrechen mit einem anderen vergleichen, nicht einmal annähernd. Zum Beispiel: dieser und jener haben einen Menschen ermordet; alle Umstände beider Verbrechen sind erwogen worden; und für dieses wie jenes Verbrechen wird fast dieselbe Strafe auferlegt. Indessen aber – sehe man doch nur genauer hin – welch ein Unterschied zwischen diesem und jenem Verbrechen ist. Der eine zum Beispiel hat einen Menschen um nichts und wieder nichts ermordet, sagen wir, um eine Zwiebel: er ging auf die Landstraße, ermordete einen vorüberfahrenden Bauer, der aber hatte im ganzen nur eine Zwiebel bei sich.

»Was nun, Väterchen,« sagt der Verbrecher zum Geist-

lichen, »du haſt mich zum Erwerb ausgeſandt, da habe ich nun einen Bauer erſchlagen und dafür nur eine Zwiebel gefunden.« – »Dummkopf! Eine Zwiebel iſt eine Kopeke, hundert Seelen machen hundert Zwiebeln aus – da haſt du einen Rubel weg.« (Eine Oſtrogglegende.)

Der andere aber hat gemordet, um die Ehre ſeiner Braut, ſeiner Schweſter oder ſeiner Tochter vor einem wollüſtigen Schurken zu ſchützen. Ein dritter hat als Vagabund erſchlagen, verfolgt von einer ganzen Schar von Häſchern, hat erſchlagen, um ſeine Freiheit, ſein Leben zu verteidigen, nicht ſelten angeſichts des Hungertodes. Und ein vierter mordet kleine Kinder aus bloßer Luſt am Morden, um ihr warmes Blut über ſeine Hände fließen zu fühlen, um ſich an ihrer Angſt, an ihrem Zittern unter dem Meſſer – zu ergötzen. Und? Dieſer wie jener kommen in dieſelbe Kátorga.

Allerdings: es gibt Unterſchiede in der Zeitlänge der Strafe. Aber dieſe Unterſchiede ſind verhältnismäßig gering – bei ein und derſelben Art von Verbrechen dagegen iſt der Unterſchied oft ſo groß, daß man ſie überhaupt nicht miteinander vergleichen kann. Jeder Charakter enthält ſchon den Unterſchied. Doch nehmen wir an, daß es unmöglich wäre, dieſen Unterſchied auszugleichen, daß die Feſtſtellung dieſes Unterſchiedes in ihrer Art eine ebenſo unlösbare Aufgabe ſei, wie die Quadratur des Kreiſes – nehmen wir an, daß es ſo ſei. Aber ſelbſt wenn es dieſen Unterſchied nicht gäbe – ſo betrachte man doch den anderen Unterſchied: den in den Folgen der auferlegten Strafe ...

Da haben wir einen Menſchen, der in der Kátorga hinſiecht, der geradezu wie ein Licht verbrennt; und da haben wir einen anderen, der vor ſeinem Eintritt in die Kátorga überhaupt nicht gewußt hat, daß es in der Welt ein ſo

luſtiges Leben, einen ſo angenehmen Klub verwegener Geſellen gibt. Ja, auch ſolche kommen in den Oſtrogg ... Da haben wir zum Beiſpiel einen gebildeten Menſchen mit entwickeltem Bewußtſein, Herzen und Gewiſſen. Schon der Schmerz ſeines eigenen Herzens bringt ihn bereits vor jeder Strafe durch ſeine Qualen um. Er wird ſich für ſein Verbrechen ſchonungsloſer, unbarmherziger ſelbſt verurteilen, als es jedes ſtrafende Geſetz tun könnte. Und neben ihm ein anderer, der während ſeiner ganzen Zwangsarbeit auch nicht ein einziges Mal an den von ihm begangenen Mord denkt. Er hält ſich womöglich für völlig ſchuldlos. Und es gibt auch ſolche, die abſichtlich Verbrechen begehen, um nur in einen Oſtrogg zu gelangen und auf dieſe Weiſe von der verhältnismäßig viel größeren Zwangsarbeit in der Freiheit erlöſt zu ſein. Dort hat er in der größten Erniedrigung gelebt, nie ſich ſatteſſen können und für ſeinen Arbeitgeber vom Morgen bis zum Abend gearbeitet; im Oſtrogg aber iſt die Arbeit leichter, zu eſſen hat er ſo viel er will, und noch dazu ein Eſſen, wie er es früher nie geſehen hat; an Feiertagen Rindfleiſch, oft milde Gaben; und außerdem die Möglichkeit, ſich immer noch ein paar Kopeken zu verdienen.

Und die Geſellſchaft, in die er kommt? Ein in allem beſchlagenes, gewandtes, alles kennendes und könnendes Volk: er ſieht mit der reſpektvollſten Verwunderung zu ſeiner neuen Umgebung empor; er hält ſie für die beſte Geſellſchaft, die es in der Welt nur geben kann!

Sollte nun wirklich die Beſtrafung für dieſe zwei Menſchen in gleichem Maße fühlbar ſein?

Doch übrigens, wozu ſich mit unlösbaren Problemen abgeben! Die Trommel ertönt, es iſt Zeit, in die Kaſerne zu gehen.

IV.

Die erſten Eindrücke. Fortſetzung

Die letzte Reviſion. Dann geht es in die Kaſernen. Jede Tür hat ein beſonderes Schloß und die Arreſtanten ſind bis zum nächſten Morgenrot eingeſchloſſen.

Die Reviſion wird von einem Unteroffizier und zwei Soldaten vorgenommen. Zuweilen wurden alle Arreſtanten auf dem Hof aufgeſtellt und dann wohnte der wachhabende Offizier der Zählung bei. Meiſtens aber wurde dieſe Zeremonie unzeremonieller erledigt: man revidierte jede Kaſerne einzeln. So war es auch an jenem Tage. Die Soldaten verzählten ſich mehr als einmal, gingen und kehrten von neuem zurück. Endlich, nachdem ſie die gewünſchte Anzahl zuſammengezählt hatten, wurde die Tür der Kaſerne zugeſchloſſen. In ihr blieben an dreißig Menſchen, die alle ziemlich eng auf der langen Pritſche zuſammengepfercht waren. Zum Schlafen war es noch zu früh. So mußte ſich ein jeder mit irgend etwas beſchäftigen.

Von Beamten oder Wachen blieb in der Kaſerne nur ein Invalide zurück. Außerdem gab es in jeder Kaſerne noch einen Älteſten von den Arreſtanten, der von dem Major perſönlich eingeſetzt war, ſelbſtverſtändlich als Belohnung für gute Aufführung. Es kam aber nicht ſelten vor, daß auch die Älteſten an gefährlichen Streichen mitbeteiligt

waren; dann wurden ſie geknutet, ohne weiteres zu Gemeinen degradiert und durch andere, würdigere erſetzt.

In unſerer Kaſerne war der Älteſte Akim Akimytſch, der zu meiner nicht geringen Verwunderung von Zeit zu Zeit die Sträflinge zur Ruhe verwies, wofür jene ihn in der Regel mit ſpöttiſchen Bemerkungen bedachten. Der Invalide war klüger als er und miſchte ſich in nichts ein, kam es aber einmal dazu, daß er ſeine Zunge in Bewegung ſetzte, ſo ſagte er gewiſſermaßen nur anſtandshalber ein paar Worte, um vor ſeinem Gewiſſen ſeine Pflicht zu erfüllen. Schweigend ſaß er ſonſt auf ſeinem Lager und nähte an einem Stiefel.

An jenem erſten Tage meines Oſtrogglebens machte ich eine Beobachtung, von deren Richtigkeit mich völlig zu überzeugen, ich ſpäterhin Zeit und Gelegenheit hatte. Nämlich: daß alle Nichtarreſtanten, wer ſie auch ſein mögen, ſelbſt die, welche mit den Arreſtanten in unmittelbarer Verbindung ſtehen (wie zum Beiſpiel die Eskorteſoldaten, die Wachen und Schildwachen), bis zu allen, die nur irgendwelche Beziehungen zum Oſtroggleben haben – daß alle übertrieben mißtrauiſch auf die Arreſtanten ſehen, ganz als erwarteten ſie jeden Augenblick, daß der Arreſtant ſich ſogleich mit einem Meſſer auf einen von ihnen ſtürzen werde. Doch das Bemerkenswerteſte dabei war – die Arreſtanten wußten es ſelbſt, daß man ſie fürchtete –, daß dieſes Bewußtſein ihnen ſo etwas wie größeren Mut verlieh. Indeſſen iſt der beſte Kommandeur für ſie gerade ein ſolcher, der ſie nicht fürchtet. Ja, und überhaupt iſt es ihnen viel angenehmer, wenn man Zutrauen zu ihnen hat – ſogar trotz des wachſenden Mutes im anderen Fall. Damit kann man ſogar ihre Neigung erwerben.

Es kam zuweilen auch zu meiner Zeit vor, wenn auch nur ſehr ſelten, daß einer der Offiziere den Oſtrogg ohne Begleitmannſchaft betrat. Da hätte man ſehen ſollen, wie das den Arreſtanten imponierte, wie verwundert ſie zuerſt waren, und einen wie guten Eindruck es auf ſie machte. Ein ſolch furchtloſer Beſucher erweckte ſtets Achtung für ſich, und ſelbſt wenn etwas Schlimmes ſich hätte ereignen können — in ſeiner Gegenwart wäre es nicht geſchehen. Die Arreſtanten flößen überall Angſt ein, wo ſie auch ſein mögen, und ich weiß wirklich nicht, was im Grunde die Veranlaſſung dazu gibt. Natürlich liegt einige Veranlaſſung dazu ſchon allein in der äußeren Erſcheinung des gekennzeichneten Verbrechers. Außerdem fühlt ein jeder, der ſich dem Oſtrogg nähert, daß dieſer ganze Menſchenhaufe nicht aus eigenem Willen an dieſem Ort zuſammenlebt, und daß man einen lebendigen Menſchen ungeachtet aller Vorkehrungen und Gewalt nicht zu einem lebendigen Leichnam machen kann: er behält trotz allem Gefühle, Rachedurſt und Lebensdurſt, behält Leidenſchaften und mit dieſen auch das Bedürfnis, ſie zu befriedigen. Aber nichtsdeſtoweniger bin ich überzeugt, daß man die Arreſtanten ganz grundlos fürchtet. Ein Menſch wirft ſich nicht ſo leicht und nicht ſo ſchnell mit einem Meſſer auf einen anderen Menſchen. Mit einem Wort, ſelbſt wenn auch Gefahr vorhanden wäre, ſelbſt wenn ſie mitunter auch in der Tat vorhanden iſt, ſo kann man doch bereits aus der Seltenheit ſolcher Vorfälle erſehen, wie gering ſie in Wirklichkeit iſt. Verſteht ſich, ich rede hier nur von verurteilten Arreſtanten, von denen viele ſogar froh zu ſein ſcheinen, daß ſie endlich in den Oſtrogg gelangt ſind — ſo ſchön iſt bisweilen ein neues Leben! — und folglich ruhig und friedlich leben; außerdem würden ſie auch den wirklich

unruhigen Elementen unter ſich nicht gar zu viel Sprünge erlauben. Jeder Zwangsarbeiter fürchtet die Geſamtheit – gleichviel wie furchtlos und unbekümmert um die anderen er auch ſein mag. Mit dem unter Anklage ſtehenden Sträfling dagegen verhält es ſich ganz anders. Dieſer iſt tatſächlich fähig, ſich auf einen Menſchen zu ſtürzen, der ihm nichts getan hat, und zwar einzig aus dem Grunde, weil er morgen für irgendein Vergehen beſtraft werden ſoll, der neue Frevel aber die Strafe hinausſchiebt, bis die Sache unterſucht iſt. Hier aber gibt es doch eine Urſache und einen Zweck, warum er einen anderen anfällt – das iſt: »ſein Schickſal zu verändern«, wie ſie ſagen, was es auch koſte, und zwar möglichſt ſchnell. Ich erinnere mich eines pſychologiſch ſehr ſeltſamen Vorfalls dieſer Art.

In der Militärabteilung unſeres Oſtrogg gab es einen Arreſtanten, einen von den Soldaten, der nicht ſeiner bürgerlichen Rechte beraubt und nur auf zwei Jahre verſchickt war – ein entſetzlicher Prahler und ein auffallender Feigling. Im allgemeinen trifft man Prahlſucht und Feigheit äußerſt ſelten beim ruſſiſchen Soldaten. Unſer Soldat ſieht immer ſo beſchäftigt aus, daß er, ſelbſt wenn er prahlen wollte, keine Zeit dazu hätte. Iſt er aber einmal ein Prahler, ſo iſt er ſicherlich auch faul und feige.

Dutoff – ſo hieß der Arreſtant – hatte endlich ſeine kurze Strafzeit »abgelebt« und war darauf wieder in ſein Linienbataillon zurückgekehrt. Da aber alle gleich ihm in den Oſtrogg zur Beſſerung geſchickten Soldaten in der Gefangenſchaft endgültig verderben, ſo kommt es gewöhnlich ſo, daß ſie nach zwei bis drei Wochen Freiheit für ein neues Vergehen wiederum verurteilt werden und wieder in den Oſtrogg zurückkehren, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dann nicht

auf zwei oder drei Jahre, ſondern in die »ewige« Abteilung, auf fünfzehn bis zwanzig Jahre kommen.

So geſchah es auch hier.

In der dritten Woche nach ſeinem Austritt aus dem Oſtrogg hatte Dutoff einen Diebſtahl begangen; außerdem hatte er einem Offizier grob geantwortet und in der Kaſerne Unfug getrieben. Er kam vors Gericht und wurde zu einer ſchweren Strafe verurteilt. Die bevorſtehenden Spießruten flößten ihm aber einen ſolchen Schrecken ein, er fürchtete ſich wie der jämmerlichſte Feigling dermaßen vor ihnen, daß er ſich am Tage vor dem Spießrutenlaufen mit einem Meſſer auf den die Strafzelle betretenden wachhabenden Offizier ſtürzte. Natürlich wußte er ſehr gut, daß er durch ein ſolches Vergehen ſeine Strafe um ein Bedeutendes erſchweren und die Dauer ſeiner Zwangsarbeit verlängern werde. Aber ſeine ganze Berechnung lief darauf hinaus: wie er den furchtbaren Augenblick der Spießrutenſtrafe wenigſtens auf ein paar Tage, oder auch nur auf ein paar Stunden hinausſchieben könnte! Er war dermaßen feige, daß er den Offizier nicht einmal mit dem Meſſer verletzte, ſondern den ganzen Überfall nur pro forma machte, nur zu dem Zweck, um eines neuen Vergehens ſchuldig zu ſein, für das man ihn vorläufig in ſtrenge Unterſuchungshaft nehmen würde, durch die dann die andere Strafe noch hinausgeſchoben werden mußte.

Der Augenblick vor dem Spießrutenlaufen iſt natürlich entſetzlich für den Verurteilten. Ich habe in den Jahren meines Oſtrogglebens oft genug Gelegenheit gehabt, Verurteilte am Tage vor ihrer Beſtrafung zu ſehen. Und gewöhnlich traf ich mit den Beſtraften im Lazarett zuſammen, wenn ich wieder einmal krank war, was ziemlich oft vorkam. In

ganz Rußland weiß jeder Arreſtant, daß die mitfühlendſten Menſchen für ihn die Ärzte ſind. Niemals machen ſie mit den Verbrechern einen Unterſchied, wie es ſonſt faſt alle Menſchen tun, ausgenommen das einfache Volk. Dieſes wird niemals den Arreſtanten wegen ſeines Verbrechens tadeln, wie entſetzlich das Begangene auch ſein mag, und verzeiht ihm alles für die empfangene Strafe und überhaupt für ſein Unglück. Nicht umſonſt nennt das Volk in ganz Rußland das Verbrechen »Unglück« und den Verbrecher einen »Unglücklichen«. Das iſt eine tiefbedeutſame Bezeichnung für ſeine Auffaſſung des Verbrechens, und ſie iſt um ſo wichtiger, als ſie ganz unbewußt, ganz inſtinktiv gebraucht wird. Die Ärzte ſind in vielen Fällen die einzige Zuflucht der Arreſtanten, beſonders aber derjenigen von ihnen, die wegen eines neuen Vergehens vor Gericht ſtehen und die viel ſtrenger gehalten werden, als die bereits Beſtraften ... So ging denn der Arreſtant, wenn er den vorausſichtlichen Termin des furchtbaren Tages berechnet hatte, zum Unteroffizier und meldete ſich krank, damit man ihn ins Lazarett führe und der ſchwere Augenblick noch etwas hinausgeſchoben werde – wenn auch nur auf ein paar Tage. Ließ er ſich dann wieder ausſchreiben und kehrte er in den Oſtrogg zurück, ſo konnte er faſt mit Sicherheit annehmen, daß die verhängnisvolle Stunde ihn am nächſten Tage erwartete, und war daher die ganze Zeit mächtig erregt. In der Regel ſind die Arreſtanten bemüht, ihre Gefühle aus Stolz zu verbergen, doch vermag ihr ungeſchickt zur Schau getragener Mut ihre Kameraden nicht zu täuſchen. Dieſe begreifen nur zu gut, um was es ſich handelt, und ſchweigen aus Nächſtenliebe. Ich kannte einen jungen Mörder, einen ehemaligen Soldaten, der zur vollen Anzahl Hiebe verurteilt war. Seine

Angſt war aber ſo groß, daß er ſich am Abend vorher entſchloß, einen Krug Branntwein, in den er Schnupftabak hineingetan hatte, auszutrinken. (Übrigens muß ich hier noch bemerken, daß der vor der Beſtrafung ſtehende Arreſtant ſich unbedingt Branntwein verſchafft; dieſer wird ſchon lange vor dem Termin beſorgt und mit ſchwerem Gelde bezahlt. Der Verurteilte würde ſich eher ein halbes Jahr lang das Allernotwendigſte verſagen, doch unbedingt die erforderliche Summe für einen halben Liter Branntwein zuſammenſparen, um ſich eine Viertelſtunde vor der Beſtrafung ein wenig betrinken zu können. Die Arreſtanten waren der Meinung, daß ein Betrunkener die Knute oder den Stock nicht ſo ſchmerzhaft fühle wie ein Nüchterner.) Der arme Teufel trank alſo tatſächlich ſeinen Krug mit Branntwein und Schnupftabak aus und wurde dann auch richtig krank: er begann entſetzlich zu erbrechen, erbrach Blut und Galle und wurde halb beſinnungslos ins Lazarett geſchafft. Dieſes Erbrechen hatte aber ſeine Bruſt ſo angegriffen, daß ſchon nach wenigen Tagen Anzeichen einer richtigen Schwindſucht konſtatiert wurden, an der er nach ſechs Monaten ſtarb. Die Ärzte, die ihn während ſeiner Schwindſucht behandelten, wußten nicht, wie er zu ihr gekommen war.

Da ich von dem ſo häufig bemerkten Kleinmut der Verbrecher vor der Beſtrafung ſchon geſprochen habe, muß ich hier noch hinzufügen, daß andere den Beobachter wiederum durch ihre außerordentliche Furchtloſigkeit in Erſtaunen ſetzten. Ich entſinne mich einiger Beiſpiele von Kühnheit, die geradezu an abſolute Gefühlloſigkeit grenzten, und ſolche Beiſpiele waren nicht ganz ſelten. Beſonders erinnerlich iſt mir meine Begegnung mit einem ganz berüchtigten Verbrecher.

An einem Sommertage verbreitete ſich in der Arreſtantenabteilung des Lazaretts das Gerücht, daß am Abend der »große Mörder« Orloff, ein entlaufener Soldat, beſtraft und nachher ins Lazarett gebracht werden würde. Die kranken Arreſtanten ſprachen, in der Erwartung Orloffs, viel von ihm und waren überzeugt, daß man ihn grauſam prügeln werde. Alle waren gewiſſermaßen erregt und ich muß geſtehen, daß auch ich dem Erſcheinen des berüchtigten Räubers mit großer Spannung entgegenſah.

Lange ſchon hatte ich wahre Wunder von ihm erzählen hören. Er war ein Verbrecher, wie es deren nicht viele gibt, einer, der kaltblütig Greiſe und Kinder erdroſſelte, ein Menſch von ungeheurer Willensſtärke und mit ſtolzem Bewußtſein ſeiner Kraft. Er hatte viele Morde geſtanden und war jetzt zu Spießruten verurteilt worden. Man brachte ihn erſt abends. Im Krankenraum war es bereits dunkel und man zündete das Nachtlicht an. Orloff ſchien völlig bewußtlos zu ſein, er ſah unheimlich bleich aus. Er hatte dichtes, ganz zerzauſtes, pechſchwarzes Haar. Sein Rücken war geſchwollen und war dunkelrotblau von unterlaufenem Blut. Die ganze Nacht pflegten ihn die anderen, ſie erneuerten die kalten Umſchläge, kehrten ihn von der einen Seite auf die andere, gaben ihm Medizin, ganz als wäre er ihr Blutsverwandter oder ihr größter Wohltäter. Schon am nächſten Tage kam er völlig zu ſich, erhob ſich und ging zweimal durch den ganzen Raum! Das wunderte mich: er war gar zu entkräftet und abgemagert ins Lazarett gebracht worden. Er hatte die volle Hälfte der ihm beſtimmten Spießruten durchlaufen. Der Arzt hatte erſt dann Einhalt geboten, als die Fortſetzung des Strafvollzuges dem Arreſtanten unvermeidlich den Tod gebracht haben würde. Außerdem

war Orloff klein von Wuchs und von ſchwächlicher Konſtitution und hinzu kam noch, daß die lange Unterſuchungshaft ihn bedeutend entkräftet hatte. Wer jemals in Unterſuchungshaft gehaltene Arreſtanten geſehen hat, wird ſich wahrſcheinlich noch lange Zeit ihrer ausgemergelten, elenden, bleichen Geſichter, ihrer fiebernden, kranken Blicke entſinnen. Nichtsdeſtoweniger erholte ſich Orloff ſehr bald. Augenſcheinlich wurde ſeine Natur von ſeiner inneren, geiſtigen Energie mächtig unterſtützt. Er war in der Tat kein gewöhnlicher Menſch. Aus Neugier und auch aus aufrichtigem Intereſſe machte ich mich näher mit ihm bekannt und ſtudierte ihn eine ganze Woche. Ich kann mit aller Beſtimmtheit verſichern, daß ich in meinem ganzen Leben keinen Menſchen mit einem ſtärkeren, eiſerneren Charakter geſehen habe. Ich hatte ſchon früher in Tobolsk eine ähnliche Berühmtheit dieſer Art geſehen, einen ehemaligen Räuberhauptmann. Der war nichts als ein wildes Tier und man brauchte nur neben ihm zu ſtehen, ſo fühlte man ſchon inſtinktiv, ſelbſt wenn man ſeinen Namen nicht kannte und nichts von ihm wußte, daß man ein Entſetzen erregendes Geſchöpf neben ſich hatte. Vor allem entſetzte mich ſeine geiſtige Stumpfheit. Die Sinnlichkeit hatte dermaßen alle ſeine ſeeliſchen Eigenſchaften überwuchert, daß man bereits nach dem erſten Blick in dieſes Geſicht ſah, wie hier nur die eine wilde Gier nach fleiſchlichen Genüſſen, Wolluſt und ſinnlicher Befriedigung vorhanden war. Ich bin überzeugt, daß Koreneff – ſo hieß dieſer Räuberhauptmann – vor der Beſtrafung allen Mut verloren und am ganzen Körper gezittert hat, wenn er auch tauſendmal fähig war, Menſchen zu ermorden, ohne dabei mit der Wimper zu zucken. Der größte Gegenſatz zu ihm war Orloff: der war die Ver-

körperung der denkbar größten Selbſtbeherrſchung. Man ſah es ihm ſofort an, daß dieſer Menſch unbegrenzt über ſich gebieten konnte, daß er alle Qualen und Strafen verachtete und überhaupt nichts fürchtete in der Welt. Man erkannte in ihm unbegrenzte Energie und das unbedingte Verlangen, das ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen. Unter anderem ſetzte er mich auch durch ſeinen maßloſen Hochmut in Erſtaunen. Auf alles ſah er bis zur Unglaublichkeit »von oben herab«, doch bemühte er ſich dabei durchaus nicht, ſich gleichſam auf Stelzen zu erheben, ſondern – es geſchah von ihm vollſtändig natürlich. Ich glaube, es gab kein einziges Weſen, das auf ihn mit Autorität allein einen Eindruck hätte machen können. Zu allem pflegte er ſich geradezu unglaublich ruhig zu ſtellen, als gäbe es überhaupt nichts in der Welt, das ihn in Erſtaunen ſetzen könnte. Und obwohl er vollkommen begriff, daß die anderen Arreſtanten mit Achtung auf ihn ſahen, ſo tat er doch nie groß vor ihnen, während gerade Ruhmſucht und Eigendünkel allen Sträflingen, faſt ohne Ausnahme, eigen ſind. Er war auffallend klug und auf eine beſondere Art aufrichtig, wenn auch durchaus nicht ſehr geſprächig oder gar ſchwatzhaft. Auf meine Frage antwortete er mir ohne weiteres, daß er nur ſeine Wiederherſtellung abwarte, um ſich ſo bald wie möglich der zweiten Hälfte der Strafe unterziehen zu können, und daß er zuerſt, vor dem Spießrutenlaufen, gefürchtet habe, er würde es vielleicht nicht überleben. »Jetzt aber«, fuhr er fort, indem er mir zublinzelte, »iſt die Sache überſtanden. Ich erhalte noch die übrigen Hiebe und werde dann mit dem nächſten Transport nach Nertſchinsk abgeſchickt, unterwegs aber entfliehe ich. Das werde ich unbedingt! Wenn nur der Rücken ſchneller heilte!«

Und in dieſen ganzen fünf Tagen wartete er krampfhaft

auf den Augenblick, wann er aus dem Lazarett entlassen werden könnte. Inzwischen aber war er mitunter sehr witzig und heiter. Ich versuchte mit ihm ein Gespräch über seine Abenteuer anzuknüpfen. Er wurde etwas ungehalten bei diesem Ausfragen, antwortete jedoch ganz offen. Als er aber erriet, daß ich zu seinem Gewissen vordringen wollte und nach irgendeiner, wenn auch noch so geringen Reue forschte, da blickte er mich dermaßen verächtlich und hochmütig an, als wäre ich in seinen Augen plötzlich zu einem ganz kleinen dummen Knäblein geworden, mit dem man nicht wie mit großen Menschen reden konnte. Ja, in seinem Gesicht drückte sich sogar so etwas wie Mitleid mit mir aus. Nach einem Augenblick aber brach er in das allergutmütigste Gelächter über mich aus, in ein Gelächter ohne jegliche Ironie, und ich bin überzeugt, daß er, als er allein zurückgeblieben war und vielleicht meiner Worte gedachte, noch mehrere Male über mich gelacht hat. Endlich ließ er sich mit noch nicht ganz geheiltem Rücken ausschreiben; auch ich wurde entlassen, und so kam es, daß wir zusammen aus dem Lazarett zurückkehrten – ich in den Ostrogg, er nach der Wache neben demselben, wo er auch früher in Haft gewesen war. Beim Abschied drückte er mir die Hand, und das war seinerseits ein Zeichen großen Zutrauens. – Ich glaube, er tat es nur deshalb, weil er in dem Augenblick mit sich selbst sehr zufrieden war. Im Grunde konnte er mich wohl unmöglich nicht verachten, und zweifellos mußte er auf mich wie auf ein sich unterwerfendes, schwaches, armseliges und ein im Vergleich zu ihm in jeder Beziehung niedrigeres Wesen herabsehen. Am nächsten Tage wurde er zum abermaligen Spießrutenlaufen herausgeführt ...

Nachdem der Unteroffizier die Kaserne verschlossen hatte,

veränderte ſich im Augenblick ihr Ausſehen: ſie erinnerte mit einem Male an ein Heim. Jetzt erſt konnte ich die Arreſtanten, meine Kameraden, gleichſam in ihrem Hauſe ſehen. Tagsüber konnte der Unteroffizier, konnten die Wachen oder der Major und die Offiziere jeden Augenblick im Oſtrogg erſcheinen, und darum halten ſich dann alle ganz anders, als wären ſie nicht ganz ruhig, als erwarteten ſie in begreiflicher Erregung jeden Augenblick irgend etwas Unvorhergeſehenes. Kaum aber war die Tür zugeſchloſſen, da machte es ſich ein jeder auf ſeiner Pritſche bequem und faſt alle hatten dann eine eigene Arbeit. Die Kaſerne wurde plötzlich hell. Ein jeder beſaß ſein Licht und ſeinen Leuchter, gewöhnlich einen aus Holz. Der eine näht an einem Stiefel, der andere an einem Kleidungsſtück. Die verpeſtete Luft der Kaſerne wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Eine kleine Gruppe Faulenzer hockte ſich in einer Ecke hin, rund um einen kleinen, auf dem Fußboden ausgebreiteten Teppich, und begann Karten zu ſpielen. Faſt in jeder Kaſerne gab es einen Arreſtanten, der einen etwa metergroßen alten Teppich, ein Licht und ein bis zur Unkenntlichkeit ſchmutziges, fettiges Spiel Karten bei ſich hielt. Alles zuſammen wurde »die Spielhölle« genannt. Der Beſitzer erhielt von den Spielern fünfzehn Kopeken für eine Nacht – das war ſein Erwerb. Geſpielt wurde gewöhnlich Dreiblatt oder Gorka, jedenfalls nur Haſardſpiele. Jeder Spieler ſchüttete einen ganzen Haufen Kupfermünzen vor ſich aus – ſein ganzes Kapital – und erhob ſich nicht eher, als bis er entweder alles verſpielt oder den anderen das Letzte abgenommen hatte. Das Spiel zog ſich bis in die Nacht hinein oder dauerte bis zum nächſten Morgen, nicht ſelten bis zu dem Augenblick, wo die Kaſerne wieder aufgeſchloſſen wurde.

In unſerer wie in jeder anderen Kaſerne gab es beſtändig Bettelarme, die entweder alles verſpielt und vertrunken hatten, oder die einfach von Natur Bettler waren. Ich ſage »von Natur« und betone beſonders dieſes Wort. In der Tat gibt es überall in unſerem Volke, gleichviel in welcher Umgebung oder unter welchen Verhältniſſen, gewiſſe ſonderbare Menſchen, die gewöhnlich äußerſt friedlich und nicht ſelten durchaus nicht faul ſind, denen es aber vom Schickſal vorherbeſtimmt zu ſein ſcheint, ewig Bettler zu bleiben. Sie ſind immer »obdachlos«, ſie ſind immer ſchmutzig, ſie ſehen immer verſchüchtert und etwas blöde aus, durch irgend etwas bedrückt, und ewig ſind ſie bei irgend jemand Laufburſche, gewöhnlich bei den Praſſern und Faulenzern oder auch bei einem plötzlich Reichgewordenen und Emporgeſtiegenen. Jede Beachtung oder gar Ehrenbezeigung, jede Initiative – iſt für ſie Pein und Plage. Sie ſind gleichſam mit der Bedingung geboren, daß ſie ſelbſt nichts anfangen dürfen, ſondern nur gehorchen, nur dienen, nicht nach eigenem Willen leben, ſondern nach fremder Pfeife tanzen müſſen – kurz, ihre Beſtimmung iſt: nur für andere zu leben. Und zur Vollendung des Ganzen kommt noch hinzu, daß keine einzige Schickſalsveränderung ſie reich machen kann. Sie ſind und bleiben immer Bettler. Ich habe aber bemerkt, daß es ſolche Menſchen nicht nur im einfachen Volk allein, ſondern in allen Geſellſchaftsſchichten, Ständen, und überhaupt unter Menſchen aller Richtungen gibt. So war es auch in jeder Kaſerne, in jedem Oſtrogg, und kaum erſchien die »Spielhölle«, da erſchien auch ſchon einer von dieſen Leuten, um ſich zu einem Dienſt verwenden zu laſſen. Und überhaupt konnte ohne einen ſolchen Menſchen kein Spielchen gemacht werden. Er wurde gewöhnlich von

den Spielern gemeinſam für die ganze Nacht gemietet und erhielt fünf Kopeken in Silber. Seine Hauptpflicht war, die ganze Nacht Wache zu ſtehen. Größtenteils fror er ſechs bis ſieben Stunden lang draußen im Flur bei einer Kälte von dreißig Grad Reaumur und lauſchte auf jedes Geräuſch, jeden Ton, jeden Schritt auf dem Hofe. Der Major oder die Wachhabenden kamen zuweilen noch ſehr ſpät in den Oſtrogg, traten leiſe ein und überraſchten dann Spielende, Arbeitende und beſchlagnahmten die überzähligen Kerzen, die man ſchon vom Hofe aus bemerken konnte. Jedenfalls war es, wenn plötzlich das Türſchloß kreiſchte, ſchon zu ſpät, die Kerzen zu verlöſchen, die Karten zu verſtecken und ſich auf den Pritſchen ſchlafend zu ſtellen. Da es aber in ſolchen Fällen dem gemieteten Wächter von ſeiten der ganzen Spielergeſellſchaft ſehr ſchlecht erging, ſo kamen ſie auch nur ſehr ſelten vor. Fünf Kopeken für das Aufpaſſen war natürlich eine lächerlich geringe Bezahlung — ſelbſt für einen Oſtrogg; aber mich frappierte dort immer die Strenge und Unbarmherzigkeit derjenigen, die einen anderen für Geld zu etwas angeſtellt hatten. »Haſt Geld genommen, ſo diene jetzt!« Das war ein Argument, das keinen Widerſpruch zuließ. Für die gezahlten Kopeken wurde vom anderen alles herausgeſchlagen, was nur herauszuſchlagen war, wenn möglich, auch noch ſoundſo viel obendrein, und dabei glaubte man noch, daß man dem anderen eine große Gnade erweiſe. Der betrunkene Praſſer, der ſein Geld nach allen Seiten ungezählt verſchleuderte, nutzte ſeinen Mietling für weniges Geld bis aufs letzte aus und feilſchte noch bei der Bezahlung. Dieſen Charakterzug habe ich aber nicht nur im Oſtrogg und nicht nur bei den Spielern daſelbſt wahrgenommen.

Ich ſagte ſchon, daß faſt die ganze Kaſerne ſich abends mit eigener Arbeit beſchäftigte: außer den Spielern waren an jenem erſten Abend nur noch fünf unbeſchäftigt: das waren die einzigen, die ſich ſogleich hinlegten und einſchliefen. Mein Platz auf der Pritſche war an der Tür. Auf der anderen Seite der Pritſche, Kopf an Kopf mit mir, war Akim Akimytſchs Platz. Er arbeitete regelmäßig bis zehn oder elf Uhr nachts. Damals klebte er gerade aus buntem Papier eine chineſiſche Laterne, die man in der Stadt für recht gute Bezahlung bei ihm beſtellt hatte. Solche Laternen verfertigte er meiſterhaft, und er arbeitete ohne Unterlaß. War die Arbeit beendet, ſo räumte er ſorgfältig alles auf, breitete ſeine kleine Matratze aus, betete zu Gott und legte ſich artig auf ſein Bett. Wohlanſtändigkeit und Ordnung trieb er, wie man ſah, bis zur kleinlichſten Pedanterie. Erſichtlich hielt er ſich für einen außerordentlich klugen Menſchen, wie das ja ſchließlich alle ſtumpfen und beſchränkten Leute tun. Schon von dieſem erſten Tage an gefiel er mir nicht, obgleich ich – deſſen entſinne ich mich noch – an dieſem Tage viel über ihn nachdachte und mich am meiſten darüber wunderte, daß ein ſolcher Menſch, anſtatt im Leben Karriere zu machen, in den Oſtrogg geraten war. Ich werde hier noch des öfteren auf Akim Akimytſch zu ſprechen kommen.

Doch jetzt will ich in aller Kürze die ganze Einwohnerſchaft unſerer Kaſerne ſchildern. Viele Jahre mußte ich dort leben und alle dieſe Menſchen ſollten in Zukunft meine Hausgenoſſen und Kameraden ſein. So wird man wohl auch die geſpannte Neugier begreifen, mit der ich jeden einzelnen von ihnen anblickte und beobachtete.

Links von meinem Pritſchenplatz befand ſich eine Gruppe

Kaukaſier, die den verſchiedenſten kaukaſiſchen Bergvölkern angehörten und größtenteils wegen Diebſtahls zu mehr oder weniger Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden waren. Es waren zwei Lesghier, ein Tſchetſchener und drei dagheſtaniſche Tataren. Der Tſchetſchener war ein finſterer, mürriſcher Menſch, der faſt nie ſprach und beſtändig unter der Stirn hervor haßerfüllt auf ſeine Umgebung ſah und dazu widerlich boshaft und höhniſch lächelte. Der eine von den Lesghiern war ein ſchon alter Mann, hatte eine lange, dünne Naſe und war dem Ausſehen nach ein typiſcher Räuber. Dafür machte der andere, Nurra, ſchon am erſten Tage einen ganz prächtigen Eindruck auf mich. Nurra war noch nicht alt, auch nicht groß, doch gebaut wie ein Athlet, hochblond mit hellblauen Augen, einer Habichtsnaſe, mit der Geſichtsform eines Finnländers, und da er von Jugend auf nur auf dem Pferde geſeſſen hatte, waren ſeine Beine krummgebogen. Sein ganzer Körper war zerhauen, mit Narben von Bajonettſtichen und Kugeln bedeckt. Im Kaukaſus hatte er zu den Botmäßigen gehört, die ſich Rußland unterworfen hatten, war aber immer wieder heimlich zu den aufſtändiſchen Bergvölkern geritten und hatte an ihren Angriffen auf die ruſſiſchen Truppen teilgenommen. Im Oſtrogg wurde er von allen geliebt. Er war immer heiter, zu jedermann freundlich, arbeitete ſtill, war ruhig und wohlgemut, obgleich er oft mit Unwillen auf die Schändlichkeit und den Schmutz des Arreſtantenlebens blickte und über jeden Diebſtahl, jede Schurkerei und jeden Betrunkenen in fürchterliche Wut geraten konnte, ſowie über alles, war unehrenhaft war, doch ſtiftete er nie Streit an, ſondern wandte ſich ſtets ab. Er ſelbſt hat nie etwas geſtohlen, und während ſeines ganzen Aufenthaltes im Oſtrogg

hat er nie etwas Schlechtes getan. Er war ungewöhnlich fromm, und seine Gebete verrichtete er streng nach der Vorschrift. In der Fastenzeit vor den mohammedanischen Festtagen fastete er fanatisch und verbrachte ganze Nächte im Gebet. Alle liebten ihn und glaubten an seine Ehrlichkeit. »Nurra ist ein Löwe«, sagten die Arrestanten, und so wurde er später nur noch der Löwe genannt. Er war fest überzeugt, daß er nach Ablauf seiner Strafzeit wieder nach Haus, in den Kaukasus geschickt werden würde, und lebte nur in dieser Hoffnung. Ich glaube, er wäre gestorben, hätte man ihm diese Hoffnung genommen. Gleich am ersten Tage im Ostrogg war er mir sehr angenehm aufgefallen. Es wäre aber auch unmöglich gewesen, sein gutes, sympathisches Gesicht unter all den bösen, finsteren und höhnischen Gesichtern der anderen gebrandmarkten Sträflinge nicht zu bemerken. In der ersten halben Stunde nach meinem Eintritt in den Ostrogg klopfte er mir im Vorübergehen auf die Schulter und blickte mir gutmütig in die Augen. Zuerst konnte ich nicht begreifen, was das zu bedeuten hatte. Russisch sprach er nur sehr schlecht. Bald darauf kam er wieder auf mich zu, lächelte mich an und klopfte mir nochmals freundlich auf die Schulter. Und dasselbe wiederholte er in den ersten drei Tagen unzählige Male. Das sollte bedeuten, wie ich später erriet und auch erfuhr, daß ich ihm leid täte, daß er fühle, wie schwer es mir werde, mich im Ostrogg einzuleben, daß er mir seine Freundschaft beweisen, mich ermuntern und seines Schutzes versichern wolle. Guter, treuherziger Nurra!

Die drei daghestanischen Tataren waren leibliche Brüder. Zwei von ihnen waren schon bejahrt, aber der dritte, Alei, war erst zweiundzwanzig Jahre alt, und sah dabei noch

jünger aus. Sein Pritſchenplatz war neben mir. Sein ſchönes, offenes, kluges und gleichzeitig gutherzig naives Geſicht eroberte ſich ſofort mein Herz, und ich freute mich, daß das Schickſal gerade ihn und nicht einen anderen mir zum Nachbar gegeben hatte. Seine ganze Seele ſah man ſich widerſpiegeln auf ſeinem hübſchen, ja ſogar ſchönen Geſicht. Sein Lächeln war ſo zutraulich, ſo kindlich gutmütig, ſeine großen dunklen Augen waren ſo... ich möchte ſagen – weich, ſo freundlich, daß ſein Anblick mir ein ganz beſonderes Vergnügen, ſogar eine Erleichterung in den Stunden der Sehnſucht und Trauer war. Ich ſage das ohne jede Übertreibung. In der Heimat hatte ſein älteſter Bruder – er hatte fünf ältere Brüder, von denen zwei in ein Hüttenwerk gekommen waren – ihm eines Tages befohlen, ſeine Flinte zu nehmen und ſich aufs Pferd zu ſetzen, um mit den anderen irgendeine Unternehmung mitzumachen. Die Ehrfurcht vor dem Älteren iſt bei jenen Bergvölkern ſo groß, daß der Jüngling nicht etwa keinen Mut gehabt, zu fragen, wohin es denn gehe, ſondern nicht einmal an die Möglichkeit einer ähnlichen Frage gedacht hatte. Die anderen aber hatten es nicht für nötig befunden, ihn über das Reiſeziel aufzuklären. Sie zogen auf Raub aus und hatten es auf einen reichen armeniſchen Kaufmann abgeſehen. Und richtig, ſie hatten ihn überfallen, ihn und die Begleitmannſchaft umgebracht und die Ware geraubt. Die Sache war aber herausgekommen: alle ſechs wurden ſie verhaftet, verurteilt und nach Sibirien verſchickt. Für Alei beſtand die ganze Milderung ſeiner Strafe nur darin, daß er auf eine kürzere Zeit zur Zwangsarbeit verurteilt wurde: auf nur vier Jahre. Seine Brüder liebten ihn ſehr, und zwar eher mit einer väterlichen als brüderlichen Liebe. Er war ihr Troſt in der Verbannung,

und ſie, die ſonſt ſtets finſter und verdrießlich waren, lächelten ihm jedesmal zu, wenn ſie ihn ſahen; und wenn ſie ihn anredeten – was nur äußerſt ſelten geſchah, ganz als wenn ſie ihn immer noch für einen kleinen Knaben gehalten hätten, mit dem man doch eigentlich nichts Ernſtes reden könne –, ſo glätteten ſich ihre mürriſchen harten Geſichter und ich erriet, daß ſie etwas Scherzhaftes, faſt Kindliches mit ihm ſprachen, wenigſtens tauſchten die Älteren untereinander lächelnde Blicke aus und lachten gutmütig, wenn ſie ſeine Antwort anhörten. Alei dagegen wagte ſo gut wie überhaupt nicht, ſeine älteren Brüder als erſter anzureden: ſo groß war ſeine Ehrfurcht vor ihnen. Es iſt ſchwer, zu verſtehen, wie dieſer Junge es fertig brachte, ſich während der ganzen Zeit ſeiner Katorga ſeine Herzensweichheit zu erhalten, eine ſo ſtrenge Ehrlichkeit in ſich zu entwickeln, eine ſolche Herzlichkeit, ſo viel Sympathiſches zu bewahren und nicht zu verrohen, nicht zu verderben. Übrigens war er eine ſtarke und aufrechte Natur, trotz all ſeiner ſcheinbaren Weichheit. Späterhin lernte ich ihn näher kennen und durchſchaute ihn ganz. Er war keuſch wie ein unberührtes Mädchen, und jede gemeine, zyniſche, ſchmutzige und jede ungerechte, gewalttätige Handlung im Oſtrogg ließ ſeine ſchönen Augen vor Unwillen erglühen, wodurch ſie noch ſchöner wurden. Aber auch er miſchte ſich nicht in das Geſchimpfe ein und vermied jeden Streit, wenn er auch nicht zu jenen gehörte, die ſich ungeſtraft beleidigen ließen. Im Gegenteil, er verſtand es ſogar ſehr gut, ſeinen Mann zu ſtehen. Aber es kam nie zu einem Streit zwiſchen ihm und irgendeinem anderen Sträfling: ihn hatten alle gern und von allen wurde er verhätſchelt. Anfangs war er zu mir nur ſehr höflich. Mit der Zeit aber fing ich an mit ihm mich abzugeben und in

drei Monaten hatte er ſchon fließend Ruſſiſch ſprechen gelernt, wozu es ſeine Brüder in ihrer ganzen Strafzeit nicht zu bringen vermochten. Er ſchien mir ein ungewöhnlich kluger Junge zu ſein, ſehr beſcheiden und zartfühlend, und ſchien ſogar ſchon viel nachgedacht zu haben. Überhaupt muß ich eines vorausſchicken: ich halte Alei für ein durchaus ungewöhnliches Weſen und denke an die Begegnung mit ihm als an eine der beſten und ſchönſten in meinem Leben zurück. Es gibt Charaktere, die von Natur ſo ſchön, die von Gott ſo beſchenkt ſind, daß ſchon die bloße Vorſtellung, der Betreffende könnte ſich zum Schlechten verändern, einem ganz unmöglich ſcheint. Wegen ſolcher Menſchen braucht man ſich keine Sorge zu machen, wie auch ich mir wegen Alei keine Sorge mache. Wo mag er jetzt wohl ſein?...

Einmal, es war ſchon längere Zeit nach meiner Ankunft im Oſtrogg, lag ich auf der Pritſche und hing einer ſehr drückenden Erinnerung nach. Alei, der ſonſt immer fleißig arbeitete, war gerade unbeſchäftigt, obwohl es zum Schlafen noch zu früh war. Sie hatten ihren mohammedaniſchen Feſttag und arbeiteten daher nicht. Er lag auf dem Rücken, hatte die Hände unter den Kopf geſchoben und ſchien in Gedanken verſunken zu ſein. Plötzlich fragte er mich:

»Dir iſt wohl ſchwer zumute?«

Ich betrachtete ihn neugierig, und dieſe plötzliche, offene Frage ſchien mir ſonderbar, da Alei ſonſt immer ſo zartfühlend, ſo taktvoll und höflich war und mich niemals als erſter anredete. Als ich aber aufmerkſam hinblickte, gewahrte ich ſo viel Kummer in ſeinem Geſicht, ſo viel Qual der Erinnerungen, daß ich ſofort erriet, warum er die Frage geſtellt hatte: weil es ihm ſelbſt gerade in dieſem Augenblick ſehr ſchwer zumute war. Und ich ſagte ihm, was ich dachte.

Er ſeufzte und lächelte traurig. Ich liebte ſein Lächeln, das immer zärtlich und herzlich war. Außerdem zeigte er beim Lächeln ſeine wundervollen Zähne, die buchſtäblich wie zwei Perlenreihen waren und um deren Schönheit ihn die ſchönſte Frau der Welt hätte beneiden können.

»Nun, Alei, du haſt ſoeben ſicherlich daran gedacht, wie man bei euch in Dagheſtan dieſes Feſt feiert? Schön muß es dort ſein.«

»Ja«, antwortete er begeiſtert, und ſeine Augen leuchteten auf. »Aber woher weißt du, daß ich daran dachte?«

»Das iſt nicht ſchwer zu erraten! Nun, iſt es dort ſchöner als hier?«

»Oh, warum ſagſt du das!...«

»Welch eine Blumenpracht, welch ein Paradies jetzt dort ſein muß!«

»O—oh! ſprich lieber nicht davon!«

Er war mächtig erregt.

»Sag mal, Alei, hatteſt du nicht auch eine Schweſter?«

»Ja – aber warum fragſt du?«

»Dann war ſie wohl eine Schönheit, wenn ſie dir ähnlich ſah?«

»Was mir! Sie iſt ſo ſchön, daß es in ganz Dagheſtan keine ſchönere gibt! Ach, wenn du wüßteſt, was für eine Schönheit meine Schweſter iſt! Du haſt ein ſolches Mädchen noch nie geſehen! Auch meine Mutter war eine Schönheit.«

Und liebte dich deine Mutter?«

»Ach! wie du ſprichſt! Sie iſt jetzt beſtimmt vor Kummer um mich geſtorben. Ich war ihr Lieblingskind. Sie liebte mich mehr als meine Schweſter, als alle... Heute nacht kam ſie im Traume zu mir und weinte über mich.«

Er verſtummte, und an jenem Abend habe ich kein Wort mehr von ihm gehört. Seit dieſem Geſpräch aber ſuchte er immer mit mir zu ſprechen, wenn auch ſeine Ehrfurcht vor mir ihm nach wie vor verbot, mich als erſter anzureden. Um ſo freudiger war er überraſcht, wenn ich ſelbſt mich an ihn wandte. Ich fragte ihn über den Kaukaſus aus und ſein früheres Leben. Seine Brüder verboten ihm nicht, mit mir zu reden, es ſchien ihnen ſogar angenehm zu ſein, daß er es tat. Und als ſie ſahen, daß ich ihren Alei immer lieber gewann, da wurden auch ſie viel freundlicher zu mir.

Alei half mir bei der Arbeit, half mir, womit er nur konnte, auch in der Kaſerne, und man ſah es ihm an, daß es ihm angenehm war, mir gefällig zu ſein; aber in ſeinen Bemühungen lag nicht die geringſte Selbſterniedrigung oder gar ein Suchen nach einem Vorteil, ſondern nur ein warmes, freundſchaftliches Gefühl, das er denn auch nicht mehr vor mir verbarg. Er war ſehr geſchickt, lernte Wäſche nähen, Stiefel ausbeſſern und zum Schluß erlernte er noch, ſoweit es ging, das Tiſchlerhandwerk. Seine Brüder lobten ihn und waren ſtolz auf ihren Jüngſten.

»Hör' mal, Alei,« ſagte ich eines Tages zu ihm, »warum lernſt du nicht ruſſiſch leſen und ſchreiben? Weißt du denn nicht, wie ſehr dir das ſpäterhin hier in Sibirien zuſtatten kommen könnte?«

»Ich will es ſehr gern. Aber bei wem ſoll ich es erlernen?«

»Als ob es hier wenige gäbe, die dich unterrichten könnten! Willſt du, daß ich es tue?«

»Ach, tu's, bitte!« und er ſtand ſogleich von der Pritſche auf, faltete bittend die Hände vor mir und ſah mich flehend an.

Wir fingen gleich am nächſten Abend an. Ich beſaß die ruſſiſche Überſetzung des Neuen Teſtaments – das einzige Buch, das im Oſtrogg nicht verboten iſt. Nach dieſem Buch, ohne Abcbücher, lernte Alei binnen weniger Wochen fließend leſen. Nach drei Monaten war er durchaus feſt in der Schriftſprache. Er lernte mit unermüdlichem Eifer und rieſiger Begeiſterung.

Eines Abends hatten wir die ganze Bergpredigt durchgeleſen. Es war mir aufgefallen, daß er einige Stellen mit ganz beſonderem Ausdruck vortrug. Ich fragte ihn, ob es ihm gefallen habe, was er geleſen?

Er blickte ſchnell auf und errötete.

»Ach, ja!« antwortete er – »ja. Iſſa (Jeſus) iſt ein großer Prophet, Iſſa hat Gottes Wort geſprochen. Wie ſchön er ſpricht!«

»Was hat dir denn am meiſten daraus gefallen?«

»Ach, das, wo er ſagt: ‚Liebet eure Feinde, tuet wohl denen, die euch haſſen.‘ Wie ſchön er ſpricht!«

Er wandte ſich zu ſeinen Brüdern, die uns während des Geſprächs beobachtet hatten, und begann ihnen eifrig etwas zu erzählen. Sie ſprachen lange und ernſt miteinander und nickten zuſtimmend mit den Köpfen. Darauf wandten ſie ſich mit einem ernſten, wohlwollenden, d. h. echt muſelmänniſchen Lächeln (das ich über alles liebe, und zwar gerade wegen des Ernſtes) zu mir und ſagten, Iſſa (Jeſus) ſei ein großer Prophet Gottes geweſen und er habe große Wunder getan; er habe ſogar aus Lehm Vögel geformt, ſie angeblaſen und dieſelben ſeien dann geflogen... dieſes ſtehe auch in ihren Büchern geſchrieben. Als ſie das geſagt hatten, waren ſie feſt überzeugt, mir ein großes Vergnügen bereitet zu haben, indem ſie Iſſa lobten, und Alei war reſtlos

glücklich darüber, daß ſeine Brüder geruht hatten, mir dieſes Vergnügen zu bereiten.

Auch mit dem Schreiben ging es bei uns gut vorwärts. Alei hatte ſich Papier verſchafft (er wollte unter keiner Bedingung dulden, daß ich es von meinem Gelde kaufte), dazu Federn, Tinte, und in kaum zwei Monaten hatte er vorzüglich ſchreiben gelernt. Das ſetzte ſogar ſeine Brüder in Erſtaunen. Ihr Stolz und ihre Freude kannten keine Grenzen und ſie wußten nicht, wie ſie mir danken ſollten. Bei der Arbeit, wenn wir einmal zuſammen in einem Trupp abgeſchickt waren, halfen ſie mir wetteifernd und ſchätzten ſich noch glücklich, wenn ſie mir helfen konnten. Von Alei ſelbſt gar nicht zu reden! Er liebte mich vielleicht ebenſoſehr wie ſeine Brüder. Niemals werde ich vergeſſen, wie er den Oſtrogg verließ. Er führte mich hinter die Kaſerne, warf ſich dort an meinen Hals und ſchluchzte. Niemals früher hatte er mich geküßt und noch niemals hatte ich ihn weinen geſehen.

»Du haſt ſo viel für mich getan, ſo viel getan,« ſagte er, »wie ſelbſt mein Vater und meine Mutter nicht getan haben: du haſt mich zum Menſchen gemacht. Gott wird es dir lohnen, ich aber werde dich nie vergeſſen!...«

Wo mag er jetzt ſein, mein lieber, herzensguter Alei?

Außer den Tſcherkeſſen und Tataren gab es in unſerer Kaſerne noch eine ganze Geſellſchaft Polen, die eine Familie für ſich bildeten und mit den übrigen Arreſtanten faſt überhaupt nicht ſprachen. Ich ſagte ſchon, daß ſie für ihre Abſonderung, für ihren Haß auf die gefangenen Ruſſen ſich wiederum den Haß aller anderen zuzogen. Es waren ihrer im ganzen ſechs: kranke, ausgemergelte Geſchöpfe. Einige von ihnen waren Gebildete; von denen werde ich in

der Folge noch beſonders und ausführlich zu berichten haben. Von ihnen erhielt ich in den letzten Jahren meines Oſtroggebens einige Bücher. Das erſte Buch, das ich nach ſo langer Zeit las, machte einen mächtigen und eigenartigen Eindruck auf mich. Auch von dieſen Eindrücken werde ich noch ausführlicher ſprechen. Für mich waren ſie gar zu intereſſant, doch bin ich überzeugt, daß ſie vielen ganz unverſtändlich ſein werden. Ohne eigene Erfahrung kann man über manche Dinge nicht urteilen. Ich will vorläufig nur ſagen, daß geiſtige Entbehrungen, ſittliche Einbußen ſchwerer zu ertragen ſind als alle phyſiſchen Qualen. Der einfache Menſch, der in die Kátorga kommt, findet dort ſeinesgleichen vor, oder ſogar eine noch viel entwickeltere Geſellſchaft. Selbſtverſtändlich hat er viel verloren, Heimat, Familie, alles was ſein war, aber das Milieu iſt für ihn dasſelbe geblieben. Der Gebildete dagegen, der nach dem Geſetz derſelben Strafe unterliegt, wie der Einfache, verliert unvergleichlich mehr als dieſer. Er muß alle vornehmeren Bedürfniſſe, alle Angewohnheiten in ſich unterdrücken, er muß in einer Umgebung leben, die tief unter ihm ſteht, er muß ſich daran gewöhnen, andere Luft zu atmen... Er iſt wie ein Fiſch, den man aus dem Waſſer auf den Sand geworfen hat... Und häufig wird für ihn die dem Geſetz nach gleiche Strafe zu einer zehnmal qualvolleren. Das iſt Tatſache... ſelbſt wenn es ſich nur um materielle Angewohnheiten, die man opfern muß, handelte.

Die Polen bildeten eine beſondere abgeſchloſſene Clique. Es waren ihrer ſechs, und ſie hielten alle zuſammen.

Von allen übrigen Sträflingen mochten ſie nur einen Juden leiden, und vielleicht einzig aus dem Grunde, weil er ſie beluſtigte. Dieſes Jüdchen wurde übrigens auch von

den anderen Sträflingen gern geſehen, wenn ſie auch alle ohne Ausnahme über ihn lachten. Er war bei uns der einzige Jude, und auch jetzt noch überkommt mich das Lachen, wenn ich an ihn denke. Jedesmal wenn ich ihn anſah, mußte ich an Gogols Jankel in ſeinem »Taras Bulba« denken, der, wenn er ſich zur Nacht entkleidete, um ſich mit ſeiner Jüdin in eine gewiſſe Schlafkommode zu begeben, ſogleich einem gerupften Küchlein auffallend ähnlich wurde. Auch Iſſai Fomitſch Bummſtein (ſo hieß unſer Jüdchen) glich, wie ein Tropfen Waſſer dem anderen, einem gerupften Küchlein. Er war nicht mehr jung, etwa fünfzigjährig, klein von Wuchs und äußerſt ſchwächlich, ſchlau und dabei doch unbedingt dumm. Er war frech und anmaßend, dabei aber entſetzlich feig. Sein ganzes Geſicht beſtand aus Runzeln und auf der Stirn und den Wangen war er gebrandmarkt, was auf dem Schafott geſchehen war, nachdem er ſechzig Peitſchenhiebe erhalten hatte. Noch jetzt verſtehe ich nicht, wie er ſoviel auszuhalten vermocht hatte. Er war wegen Mordes verſchickt worden. Sorgfältig bewahrte er ein Rezept auf, das ſeine Glaubensgenoſſen ſich von einem Doktor verſchafft und ihm bald nachher zugeſtellt hatten. Nach dieſem Rezept konnte man eine Salbe zubereiten, von der die Brandmale binnen zwei Wochen vergingen. Im Oſtrogg wagte er natürlich nicht, dieſe Salbe anzuwenden, wartete aber ſehnſüchtig auf den Ablauf ſeiner zwölfjährigen Friſt, um ſie dann, wenn er zur Anſiedlung weitergeſchickt würde, ſofort zu benutzen. »Denn anders kann ich nich aheiraten,« ſagte er mir einmal, »ich aber will aheiraten beſtimmt.« Wir beide verſtanden uns ſehr gut. Er war beſtändig in der beſten Laune und hatte ein leichtes Leben in der Kátorga: er war von Beruf Juwelier und mit Arbeiten aus der Stadt

überhäuft, da es dort keinen Juwelier gab. So befreite er ſich zugleich von der ſchweren Zwangsarbeit. Außerdem war er, verſteht ſich, noch Wucherer und verſah für hohe Prozente den ganzen Oſtrogg mit Geld. Er war ſchon vor mir angekommen, und einer der Polen beſchrieb mir ausführlich ſeine Ankunft. Es iſt das eine höchſt amüſante Geſchichte, die ich ſpäterhin zum beſten geben will, denn von unſerem Iſſai Fomitſch Bummſtein werde ich noch mehr als einmal zu erzählen haben.

Das übrige Volk in unſerer Kaſerne beſtand aus vier Altgläubigen, lauter alten und bibelkundigen Leuten, zu denen auch der Greis aus Starodubowo gehörte; aus zwei oder drei Kleinruſſen, finſteren Menſchen; aus einem jungen Sträfling mit einem ſchmalen Geſichtchen und feinen Näschen, im Alter von erſt dreiundzwanzig Jahren, der indeſſen ſchon acht Menſchen umgebracht hatte; aus einer kleinen Geſellſchaft Falſchmünzer, von denen einer der Spaßvogel der ganzen Kaſerne war; und endlich aus mehreren düſteren, mürriſchen und verunſtalteten, ſchweigſamen und neidiſchen, alle Welt mißtrauiſch anſehenden Individuen, die allem Anſchein nach die Abſicht hatten, noch lange Jahre ſo darein zu ſehen, mürriſch zu ſein, zu ſchweigen und zu haſſen – ſolange wie ſie in der Kátorga bleiben mußten.

Alle dieſe Geſtalten ſah ich an jenem erſten freudloſen Abend meines neuen Lebens nur wie durch einen Nebel – inmitten der von Rauch und Ruß und anderen Dünſten geſchwängerten, nicht atembaren Luft, unter Geſchimpf und nicht wiederzugebenden Witzen, unter Kettengeklirr und -geraſſel, unter Flüchen und ſchamloſem Gelächter. Ich legte mich auf die unbedeckte Pritſche, ſchob meine Kleider unter

den Kopf – ein Kiſſen hatte ich noch nicht – und deckte mich mit meinem Pelz zu. Aber lange noch konnte ich nicht einſchlafen, obwohl ich völlig erſchöpft und ganz gebrochen war von all den ungeheuerlichen und unerwarteten Eindrücken dieſes erſten Tages. Mein neues Leben begann ja erſt. Vieles noch ſtand mir bevor, was ich nie gedacht, was ich nicht einmal geahnt hatte...

V.

Der erſte Monat

Am vierten Tage nach meiner Ankunft im Oſtrogg wurde ich zur Arbeit befohlen. Dieſer erſte Arbeitstag iſt mir noch deutlich in der Erinnerung, wenn auch im Verlauf gerade dieſes Tages nichts gar zu Ungewöhnliches mit mir geſchah – abgeſehen von dem ohnehin ſchon Ungewöhnlichen meiner Lage. Aber die Zwangsarbeit war doch etwas Neues für mich und ich blickte immer noch mit der größten Neugier um mich.

Dieſe erſten drei Tage hatte ich mit den ſchwerſten Empfindungen verbracht. »Das iſt jetzt das Ende meiner Wanderſchaft: ich bin im Oſtrogg!« dachte ich immer wieder, »das iſt nun mein Hafen für viele lange Jahre, mein Winkel, den ich mit ſo mißtrauiſchem, krankhaftem Empfinden betrete ... Doch wer weiß? Vielleicht werde ich, wenn ich ihn nach vielen Jahren verlaſſe, noch mit Bedauern von ihm ſcheiden? ...« fügte ich hinzu, nicht ohne eine Beimiſchung jenes Gefühls der Schadenfreude, das zuweilen zu dem Bedürfnis wird, abſichtlich den Schmerz ſeiner Wunde durch Berühren derſelben zu erneuen, ganz als wollte man ſich an ſeinem Schmerz ergötzen, ganz als läge in der Erkenntnis der ganzen Größe des eigenen Unglücks tatſächlich ein Genuß. Der Gedanke, daß ich einmal mit Bedauern dieſen

Winkel verlaſſen könnte, traf mich mit Entſetzen: ſchon damals fühlte ich voraus, bis zu welch einer Ungeheuerlichkeit der Menſch ſich an alles gewöhnen kann. Aber all das lag noch in der Zukunft, vorläufig war alles um mich herum feindlich und – furchtbar ... oder wenn auch nicht alles ſo war, ſo mußte mir doch ſelbſtverſtändlich alles ſo erſcheinen. Dieſe wilde Neugier, mit der mich meine neuen Lebensgefährten betrachteten, dieſe verſtärkte Feindſeligkeit in ihrem Verhalten zu dem Neuling aus dem Adelſtande, der plötzlich in ihre Gemeinſchaft eindrang, dieſe ſichtbare Abneigung, die mitunter faſt an Haß grenzte – all das quälte mich dermaßen, daß ich ſelbſt ſo bald wie möglich zur Arbeit geſchickt zu werden wünſchte, nur um ſchneller mein ganzes Elend kennenzulernen und ermeſſen zu können, nur um dasſelbe Leben zu führen, das ſie alle führten, nur um möglichſt bald mit den anderen im gleichen Gleiſe zu gehen.

Natürlich bemerkte und vermutete ich damals vieles nicht, was dicht vor meinen Augen lag: unter dem Feindlichen hatte ich das Tröſtliche noch nicht entdeckt. Übrigens richteten mich ſchon die wenigen freundlichen, wohlwollenden Menſchen, die mir in dieſen drei Tagen entgegengetreten waren, bedeutend auf. Am freundlichſten und wohlwollendſten zu mir war Akim Akimytſch. Und doch konnte ich nicht umhin, auch unter den übrigen düſteren und gehäſſigen Geſichtern der Sträflinge einige gute und heitere zu bemerken.

»Überall gibt es ſchlechte Menſchen, und unter den ſchlechten auch gute,« beeilte ich mich, zu meiner Beruhigung zu denken – »und, wer weiß, dieſe Menſchen ſind vielleicht gar nicht ſo viel ſchlechter als jene, als die anderen, die dort zurückgeblieben ſind, hinter den Paliſaden.«

Und während ich das dachte, ſchüttelte ich ſelbſt mein

Haupt ob meines Gedankens, und doch – mein Gott! – wenn ich damals nur geahnt hätte, wie, wie richtig dieſer Gedanke war!

Da habe ich zum Beiſpiel einen Menſchen, der während der ganzen Zeit meiner Katorga beſtändig bei mir war, erſt nach vielen, vielen Jahren völlig kennen gelernt. Das war der Arreſtant Sſuſchiloff. Als ich ſoeben von den Arreſtanten ſprach, die nicht ſchlechter waren als die anderen Menſchen, tauchte er ſofort in meiner Erinnerung auf. Er bediente mich. Aber außer ihm hatte ich noch einen anderen Diener. Akim Akimytſch hatte mir gleich in den erſten Tagen einen Arreſtanten, Oſſip mit Namen, ganz beſonders empfohlen, und geſagt, er werde mir für dreißig Kopeken Monatsgehalt täglich beſonderes Eſſen zubereiten, falls mir die Staatskoſt ſo zuwider ſei und ich die Mittel zu dieſem Luxus hätte. Oſſip war einer von den vier Köchen, die von den Arreſtanten für unſere zwei Küchen gewählt wurden, wobei es dieſen vollkommen frei ſtand, die Wahl anzunehmen oder nicht; und hatte man ſie angenommen, ſo konnte man, wenn man wollte, ſchon am nächſten Tage ſein Amt und ſeine Würde wieder niederlegen. Die Köche gingen nicht zur Zwangsarbeit und ihre ganze Aufgabe beſtand darin, daß ſie Brot buken und die Kohlſuppe kochten. Sie wurden aber nicht Köche genannt, ſondern weiblich: »die Köchinnen«, doch geſchah das nicht etwa aus Verachtung für ſie – um ſo weniger, als für die Küche geſchickte und nach Möglichkeit ehrliche Leute gewählt wurden –, ſondern nur ſo zum Scherz, was unſere Köche denn auch durchaus nicht übelnahmen. Oſſip wurde bei jeder neuen Wahl wiedergewählt, er war mehrere Jahre lang »Köchin« und ſagte ſich nur bisweilen auf kurze Zeit vom Amte los, wenn ihn die Sehnſucht gar

zu ſehr ergriff und er die Luſt zu ſchmuggeln nicht mehr bewältigen konnte. Er war ein ſelten ehrlicher und ſanfter Menſch, und war auch nur wegen Schmuggels verurteilt worden. Dieſer Oſſip war jener große, geſunde, leidenſchaftliche Schmuggler, von dem ich bereits geſprochen habe, ein Haſenfuß in jeder Beziehung, beſonders was Ruten anbelangt, ſonſt aber, friedſam und widerſpruchslos und freundlich, wie er gegen jedermann war, hatte er noch niemals mit einem anderen einen Streit gehabt. Aber trotz ſeiner ganzen Ängſtlichkeit konnte er ſich doch nicht bezwingen, zu ſchmuggeln – das war ſeine Leidenſchaft. Er handelte, wie's auch die übrigen »Köchinnen« taten, mit Branntwein, allerdings nicht in dem Maßſtabe, wie zum Beiſpiel Gaſin, denn er hatte nicht den Mut, ſo viel zu wagen.

Mit dieſem Oſſip ſtand ich mich immer ſehr gut. Zur eigenen Beköſtigung bedurfte man nur ganz geringer Mittel. Ich irre nicht, wenn ich ſage, daß meine Beköſtigung mich monatlich nur auf einen Rubel Silber zu ſtehen kam – ohne Brot natürlich, das zur Staatskoſt gehörte und von dem jeder nach Herzensluſt eſſen konnte, und die Portion Kohlſuppe, die ich trotz meines Widerwillens – der übrigens mit der Zeit ganz verging – zuweilen aß, wenn ich gar zu hungrig war. Gewöhnlich ließ ich mir ein Stück Rindfleiſch kaufen, pro Tag ein Pfund, das im Winter nur zwei Kopeken koſtete. Einer der Invaliden ging täglich auf den Markt, um das Fleiſch einzukaufen. Dieſe Invaliden lebten zu je einem in jeder Kaſerne und hatten nach der Ordnung zu ſehen. Sie nahmen es freiwillig auf ſich, täglich auf den Markt zu gehen und die nötigen Einkäufe für die Sträflinge zu beſorgen, wofür ſie jedoch keinerlei Entſchädigung oder Zahlung annahmen, abgeſehen vielleicht von irgend-

welchen Kleinigkeiten. Sie taten es, um ſich gefällig zu erweiſen, denn anders wäre es ihnen ſchwer gefallen, ſich im Oſtrogg mit den Arreſtanten einzuleben. Und ſo brachten ſie denn Rindfleiſch, Tabak, Tee, Kalatſchen uſw., nur Branntwein beſorgten ſie nicht. Aber darum bat man ſie auch gar nicht, wohl aber bot man ihnen bisweilen welchen an. Oſſip briet mir mehrere Jahre lang immer ein und dasſelbe Stück Rindfleiſch. Wie er es briet, das iſt eine andere Frage, aber das war ja auch nebenſächlich. Auffallend iſt dabei nur, daß ich im Verlauf von mehreren Jahren mit meiner Köchin Oſſip kaum ein paar Worte gewechſelt habe. Oft machte ich den Verſuch, mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen, aber kein einziges Mal gelang es mir, eine eingehendere Antwort von ihm zu erhalten: er lächelte, ſagte je nach der Frage »nein« oder »ja«, und das war denn auch alles. Mitunter war es ganz ſonderbar, dieſen anſcheinend ſiebenjährigen Herkules ſo zu beobachten.

Doch außer Oſſip bediente mich noch Sſuſchiloff. Ich hatte ihn weder darum gebeten, noch überhaupt einen ſolchen Diener geſucht. Er hatte ſich gewiſſermaßen ſelbſt gefunden und war ungefragt in meinen Dienſt getreten. Ich entſinne mich heute nicht einmal mehr, wie es damals dazu kam. Ich glaube, zuerſt fing er an, meine Wäſche zu waſchen. Hinter den Kaſernen war zu dieſem Zweck eine große Waſchgrube und über dieſer Grube wurde in großen Trögen, die der Regierung gehörten, die Wäſche der Sträflinge gewaſchen. Außerdem erfand er ſelbſt noch tauſend andere kleine Pflichten, um ſich mir nützlich zu machen: er ſetzte meinen Tee auf, erfüllte verſchiedene kleine Aufträge, trieb irgend etwas für mich auf, trug meine Jacke zum Schneider, um ſie ausbeſſern zu laſſen, ſchmierte meine Stiefel etwa viermal im

Monat. Alles tat er geſchäftig und gewiſſenhaft, ganz als lägen auf ihm weiß Gott was für Pflichten. Kurz, er verknüpfte ſeine ganze Exiſtenz mit der meinigen und nahm alle meine Obliegenheiten auf ſich. Zum Beiſpiel ſagte er niemals: »Sie haben ſoundſo viel Hemden, Ihre Jacke iſt zerriſſen«, und ähnliches mehr, ſondern ſtets: »Wir haben ſoundſo viel Hemden, unſere Jacke iſt zerriſſen.« Er ſah mir dabei ſtramm in die Augen, und nahm, glaube ich, dieſen Dienſt für die Hauptbeſtimmung ſeines Lebens. Ein Handwerk, oder wie die Arreſtanten ſagten, »eine Werkſchaft«, hatte er nicht, und ſo verdiente er ſich nur von mir allein ein paar Kopeken. Ich zahlte ihm, ſoviel ich konnte, d. h. nur einige Kopeken, und er war jedesmal widerſpruchslos mit allem zufrieden, was ich ihm gab. Er konnte einfach nicht anders, er mußte jemandem dienen, und allem Anſchein nach hatte er mich nur deshalb erwählt, weil ich umgänglicher war als die anderen und ehrlicher im Zahlen. Er gehörte zu denen, die nie reich wurden, die ſich nie emporarbeiten konnten, und die von den Kartenſpielern gemietet wurden, um für fünf Kopeken in Silber faſt die ganze Nacht im Flur bei der größten Kälte auf Poſten zu ſtehen, auf jedes Geräuſch zu achten, und wenn ſie ſich dennoch vom Platzmajor überraſchen ließen, nichts bezahlt, wohl aber ungezählte Hiebe zu erhalten. Ich habe ſchon von ihnen geſprochen. Die Charakteriſtik dieſer Menſchen iſt: die eigene Perſönlichkeit immer, überall und faſt vor einem jeden zu erniedrigen und in gemeinſamen Angelegenheiten eine Rolle nicht nur zweiten, ſondern dritten Ranges zu ſpielen. Sie ſind ſchon von Natur ſo.

Ssuſchiloff war ein armer Kerl, vollkommen verſchüchtert und erniedrigt, ſogar verprügelt, wenn man will, ob-

gleich er bei uns niemals geſchlagen wurde – alſo einfach »von Natur« verprügelt. Er tat mir immer ſehr leid. Ich konnte ihn nicht einmal anſehen ohne Mitleid, doch warum ich das nicht konnte – das hätte ich ſelbſt nicht zu ſagen gewußt. Unterhalten konnte man ſich mit ihm ebenſowenig wie mit Oſſip: er verſtand gleichfalls nicht zu ſprechen und man ſah es ihm an, daß das Sprechen ihm eine Qual war. Er belebte ſich erſt dann, wenn man ihm, um das Geſpräch abzubrechen, irgendeinen Auftrag gab. Zuletzt überzeugte ich mich, daß ich ihm mit dieſer Beſchäftigung ſogar ein Vergnügen bereitete. Er war weder groß noch klein von Wuchs, weder hübſch noch häßlich, weder dumm noch klug, weder alt noch jung, ein wenig pockennarbig und von Haar blond zu nennen. Gar zu viel Bezeichnendes kann man von ihm in keiner Beziehung ſagen. Nur eines, aber das iſt auch das einzige: wie es mir ſchien und nach dem, was ich ſelbſt erraten habe, gehörte er zu derſelben Geſellſchaft, zu der auch Sſirotkin gehörte, und zwar einzig wegen ſeiner Schutzloſigkeit und Dienſtwilligkeit. Die anderen Arreſtanten lachten zuweilen über ihn, doch hauptſächlich taten ſie es, weil er unterwegs getauſcht hatte, und zwar im ganzen für einen Silberrubel und ein rotes Hemd. Wegen dieſes geringen Preiſes wurde er denn auch ausgelacht. Dieſes »Tauſchen« bedeutet, mit einem anderen Sträfling von ſeinem Trupp den Namen und folglich auch die Strafe tauſchen. Wie ſonderbar einem das auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch Tatſache. Zu meiner Zeit ſtand dieſe Art Tauſchhandel unter den Gefangenen auf dem Transport nach Sibirien in voller Blüte und war durch die Überlieferung und gewiſſe Formalitäten geheiligt. Anfangs konnte ich es nicht glauben, ſpäter aber mußte ich's, wohl oder übel, da ich es ſelbſt miterlebte.

Das »Tauſchen« geſchieht folgendermaßen:

Es wird zum Beiſpiel ein Trupp Gefangener nach Sibirien transportiert. Unter ihnen gibt es ganz verſchieden Verurteilte: die einen zur Zwangsarbeit, die anderen in ein Hüttenwerk, die dritten zur Anſiedlung; doch alle marſchieren zuſammen. Irgendwo nun unterwegs, ſagen wir im Permſchen Gouvernement, wünſcht einer der Gefangenen, mit einem anderen zu tauſchen. Nehmen wir ein Beiſpiel: irgendein Michailoff, der wegen Mordes oder ſonſt eines ſchweren Verbrechens verurteilt iſt, findet es nicht vorteilhaft für ſich, auf lange Jahre in die Zwangsarbeit zu kommen. Nehmen wir an, er iſt ein ſchlauer, geriebener Junge, der eine Sache richtig anzufaſſen weiß. Und ſo ſucht er ſich denn einen von ſeinen Marſchgenoſſen aus, der möglichſt ſchüchtern, harmlos, ſchutzlos und ahnungslos iſt und im Vergleich zu ihm einer leichten Strafe entgegengeht: entweder auf kurze Zeit in ein Hüttenwerk, oder zur Anſiedlung, oder ſelbſt in die Katorga, aber nur auf kürzere Zeit als er. Endlich findet er einen Sſuſchiloff. Dieſer iſt ein gewöhnlicher Gutsbauer und nur zur Anſiedlung verſchickt. Er iſt ſchon an tauſendfünfhundert Werſt marſchiert, natürlich ohne eine Kopeke in der Taſche, denn Sſuſchiloff kann nie Geld haben – er ſchleppt ſich aber weiter, ausgehungert, müde, nur in den vom Staat gelieferten Kleidern, nährt ſich nur von der Staatskoſt, ohne jeden ſchmackhaften Biſſen– ſo gut es eben ſchmecken will –, dient allen anderen für ein paar armſelige Kopeken. Da kommt nun Michailoff und redet den Sſuſchiloff an, ſpricht mit ihm des öfteren, ſchließt ſogar Freundſchaft mit ihm, und eines Tages, auf irgendeiner Etappe, ſetzt er ihm Branntwein vor. Dann erſt rückt er mit ſeinem Plan heraus: er ſchlägt dem anderen

vor, mit ihm zu tauſchen. So und ſo, ich, Michailoff, gehe in die Kátorga, aber andererſeits auch wieder nicht in die Kátorga, ſondern in eine gewiſſe »beſondere Abteilung«. Wenn das auch gleichfalls Kátorga iſt, ſo iſt es doch eine beſondere, d. h. ſo viel wie eine beſſere. – Von dieſer beſonderen Abteilung wußten zur Zeit ihres Beſtehens ſelbſt die Petersburger Beamten kaum etwas. Das war ein ſo abgeſonderter, weltferner Winkel in einem der Winkel Sibiriens, und überdies ſo wenig bevölkert (zu meiner Zeit gab es in ihm nicht mehr als etwa ſiebzig Menſchen), daß es nicht jedermanns Sache und außerdem ſehr ſchwer war, Näheres darüber zu erfahren. In meinem ſpäteren Leben habe ich Menſchen getroffen, die lange Jahre in Sibirien gedient hatten und Sibirien kannten, von dieſer beſonderen Abteilung aber durch mich zum erſtenmal hörten. Im Geſetzbuch ſteht über dieſelbe nur eine Bemerkung von vier Zeilen:

»Bei dem und dem Oſtrogg wird eine beſondere Abteilung für die ſchwerſten Verbrecher eingerichtet, bis zur Einführung der ſchwerſten Zwangsarbeit in Sibirien.«

Selbſt die Sträflinge dieſer Abteilung wußten nicht, ob ſie auf ewig dort waren oder nur für eine beſtimmte Zeit.

Auch im Geſetzbuch war keine Friſt vorgeſehen, es hieß nur: »bis zur Einführung der ſchwerſten Zwangsarbeit«, und das war alles; folglich waren ſie »ewig in der Kátorga«, wie die Zwangsarbeiter ſelbſt ſagten. So iſt es denn auch nicht weiter wunderlich, wenn weder ein Ssuſchiloff noch ſonſt jemand von den mit ihm marſchierenden Gefangenen etwas davon weiß, ſelbſt Michailoff nicht ausgenommen, der ſich aber von der »beſonderen Abteilung« nur inſofern eine zutreffendere Vorſtellung macht, als er nach ſeinem ſchweren Verbrechen, für welches er ſchon ſeine drei- bis

viertauſend Hiebe erhalten hat, urteilen kann, daß man ihn nicht gerade nach einem angenehmen Ort ſchickt.

Sſuſchiloff dagegen iſt zur Anſiedlung verſchickt: was iſt nun beſſer? – »Willſt du nicht mit mir tauſchen?« – Sſuſchiloff iſt halb betrunken, iſt eine einfache Seele, iſt ſeinem Gönner Michailoff voll Dankbarkeit ergeben, und ſo wagt er nicht recht, das Anſinnen abzuſchlagen. Hinzu kommt, daß er unterwegs von ſolchen Tauſchgeſchäften ſchon gehört hat, daß andere es gleichfalls tun, und folglich nichts Unerhörtes dabei iſt. Man einigt ſich. Der gewiſſenloſe Michailoff nutzt alſo die gutherzige Einfalt Sſuſchiloffs aus und kauft ihm ſeinen Namen für ein rotes Hemd und einen Silberrubel ab, die er ihm ſogleich in Gegenwart von Zeugen einhändigt. Am nächſten Tage iſt Sſuſchiloff nicht mehr betrunken, er wird aber von neuem bewirtet, und dann, nun ja, jetzt geht es nicht mehr gut, noch abzuſagen: der erhaltene Silberrubel iſt ſchon vertrunken, das rote Hemd nach einiger Zeit gleichfalls. Willſt du nicht, ſo gib das Geld und das Hemd zurück! Wo aber ſoll ein Sſuſchiloff einen ganzen Silberrubel hernehmen? Und gibt er ihn nicht zurück, ſo wird ihn die Sträflingsgenoſſenſchaft dazu zwingen, ſeinen Namen dem anderen abzutreten: darauf wird ſtreng geachtet. Zudem, haſt du verſprochen, ſo erfülle auch – das iſt die Moral der Genoſſenſchaft. Sonſt wird er zu Tode geſchunden. Man verprügelt ihn unendlich oder ſchlägt ihn einfach tot, oder wenigſtens wird er damit geſchreckt.

In der Tat, würde die Genoſſenſchaft nur in einem einzigen Fall Nachſicht üben, ſo wäre der Handel mit dem Namentauſch ein für allemal beendet. Wenn man ſich von dem Verſprechen losſagen und einen abgeſchloſſenen Handel rückgängig machen kann, nachdem man das Geld ſchon ge-

nommen hat, und ohne das Geld zurückzugeben – wer wird dann noch ſo dumm ſein und ſein Verſprechen halten? Mit einem Wort, ſo etwas geht die ganze Genoſſenſchaft an, und darum iſt ſie unerbittlich in dieſen Dingen. Schließlich ſieht denn auch Sſuſchiloff ein, daß ihm kein Beten und Singen mehr hilft, und ſo fügt er ſich ſtillſchweigend endgültig drein. Das wird dann ſofort dem ganzen Trupp mitgeteilt, und wenn's nötig iſt, wird noch dieſem und jenem guten Freunde Branntwein vorgeſetzt oder ein Geſchenk gemacht. Jenen iſt es im Grunde natürlich völlig gleichgültig, ob Michailoff oder Sſuſchiloff auf des Teufels Horn gerät, der Branntwein iſt aber ausgetrunken: ſie ſind doch bewirtet worden, und ſo halten ſie reinen Mund. Auf der nächſten Etappe werden die Gefangenen revidiert. Die Namen werden nach dem Alphabet ausgerufen. Man kommt zum M. – »Michailoff!« – »Hier!« antwortet Sſuſchiloff. Man kommt zu S. – »Sſuſchiloff!« – »Hier!« ſchreit wiederum Michailoff, und ſo geht man weiter. Niemand verliert darüber noch ein Wort. In Tobolsk werden die Gefangenen ſortiert: Michailoff kommt zu den Anſiedlern und Sſuſchiloff wandert unter doppelter Eskorte in die »beſondere Abteilung«. Weiterhin iſt jeder Proteſt unmöglich. Und wie ſollte man es beweiſen? Durch wieviel Jahre würde ſich die Unterſuchung hinſchleppen? Und was kann es dafür noch alles ſetzen? Und dann – wo ſind die Zeugen? Selbſt wenn man ſie zur Hand hätte, ſie würden ja doch die Tatſache leugnen. Und ſomit iſt das Ergebnis: daß Sſuſchiloff für einen Silberrubel und ein rotes Hemd in die »beſondere Abteilung« gerät.

Die Sträflinge lachten über Sſuſchiloff, – nicht ſeines Tauſches wegen, obgleich man auf jeden, der eine leichtere

Arbeit gegen eine ſchwerere eingetauſcht hat, mit einer gewiſſen Verachtung herabſieht, wie eben auf einen hereingefallenen Dummkopf, ſondern weil er dafür nur ein rotes Hemd und einen einzigen Silberrubel bekommen hatte. Das war denn doch ein gar zu geringer Preis. Gewöhnlich tauſcht man nur für große Summen, im Verhältnis geſprochen. Man nimmt etwa mehrere Zehnrubelſcheine dafür. Sſuſchiloff war aber ſo ſchutzlos, ſo hilflos, ſo unterwürfig und ſo armſelig, daß man eigentlich kaum noch über ihn lachen mochte.

Es vergingen Jahre und Sſuſchiloff diente mir gewiſſenhaft. Mit der Zeit wurde er mir ſehr zugetan, was ich zu bemerken nicht umhin konnte; und auch ich hatte mich ſehr an ihn gewöhnt. Einmal aber – das werde ich mir nie verzeihen – hatte er irgend etwas, um das ich ihn gebeten, nicht getan, kurz vorher aber hatte er noch von mir Geld geborgt, und ich war ſo grauſam, zu ihm zu ſagen: »Seht mal, Sſuſchiloff, Geld verſteht Ihr zu nehmen, aber um was man Euch bittet, das führt Ihr nicht aus.« Sſuſchiloff ſagte kein Wort, lief ſofort hin und verrichtete die Sache, wurde aber ſeit dem Augenblick immer trauriger. Es vergingen zwei Tage. Ich dachte: es kann doch nicht ſein, daß er wegen dieſer Worte ſo traurig iſt? Ich wußte, daß ihn ein Arreſtant, Anton Waſſiljeff, beſtändig wegen einer kleinen Kopekenſchuld plagte. Sicherlich hat er kein Geld, dachte ich, und nun fürchtet er ſich, von mir welches zu erbitten. Am dritten Tage ſagte ich zu ihm: »Sſuſchiloff, Ihr wolltet mich, glaube ich, um Geld bitten, um Eure Schuld an Anton Waſſiljeff zu bezahlen? Da habt Ihr.« Ich ſaß damals auf der Pritſche; Sſuſchiloff ſtand vor mir. Er war, wie es ſchien, ſehr erſchrocken, denn das hatte er offenbar nicht erwartet, daß ich ihm ungefragt Geld anbieten und ihn an

ſeine mißliche Lage erinnern würde, um ſo weniger, als er in der letzten Zeit ſeiner Meinung nach ſchon gar zu viel von mir bekommen hatte und folglich kaum darauf hoffen konnte, noch welches zu erhalten. Er ſah das Geld an, ſah mich an, drehte ſich plötzlich um und ging hinaus. Das wunderte mich. Ich ging ihm nach und fand ihn hinter den Kaſernen. Er ſtand am Paliſadenzaun und hatte Arm und Kopf an einen Pfahl gelehnt.

»Sſuſchiloff, was iſt mit Euch?« fragte ich ihn.

Er ſah mich nicht an, doch gewahrte ich zu meinem größten Erſtaunen, daß er im Begriff war, in Tränen auszubrechen.

»Ihr, Alexander Petrowitſch ... denkt ...« begann er mit ſtockender Stimme und bemühte ſich krampfhaft, nur zur Seite zu blicken, »daß ich Euch ... für Geld ... ich aber ... ich! ...« Und er wandte ſich wieder zu den Paliſaden, ſo daß er bei der plötzlichen Bewegung mit der Stirn ſogar heftig anſtieß – und ſchluchzte! ... Es war das erſtemal, daß ich im Oſtrogg einen weinenden Menſchen ſah. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zu tröſten, und wenn er auch ſeit dem Tage womöglich noch eifriger mir zu dienen und zu »gehorchen« ſuchte, ſo bemerkte ich dennoch an einigen faſt unmerklichen, unerfaßbaren Anzeichen, daß er im Herzen meinen Vorwurf mir doch nicht verzeihen konnte. Die anderen aber lachten fortwährend über ihn, zogen ihn bei jeder paſſenden Gelegenheit unbarmherzig auf, ſchimpften ihn ſogar unbeſchreiblich – er jedoch nahm jenen nie etwas übel und lebte mit ihnen friedlich und in gutem Einvernehmen.

Ja, es iſt ſehr ſchwer, einen Menſchen von Grund aus kennenzulernen, ſelbſt lange Jahre beſtändigen Zuſammenſeins genügen nicht einmal!

Das war auch der Grund, warum mir der ganze Oſtrogg in der erſten Zeit nicht ſo erſchien, wie in der letzten. Und ſo kam es denn auch, daß ich, wie ich ſchon ſagte, trotz all meiner Neugier und verdoppelten Aufmerkſamkeit, doch vieles nicht ſah, was dicht vor meinen Augen lag. Natürlich waren es anfangs nur die auffallenden, grell beleuchteten Erſcheinungen, die ich bemerkte, aber auch dieſe faßte ich falſch auf, und ſie hinterließen in meiner Seele nur einen ſchweren, hoffnungslos traurigen Eindruck. Viel trug dazu auch noch meine Begegnung mit A–ff bei, einem Sträfling, der kurz vor mir in den Oſtrogg gekommen war und mich in den erſten Tagen durch ſeinen beſonders qualvollen Eindruck peinigte. Übrigens hatte ich ſchon vorher erfahren, daß ich ihn im Oſtrogg vorfinden würde. Er vergiftete mir geradezu dieſe erſte ſchwere Zeit und machte meine ſeeliſchen Qualen nahezu unerträglich. Ich kann es nicht unterlaſſen, auch von ihm Näheres zu erzählen:

Er war das widerlichſte Beiſpiel, bis zu welchem Grade der Menſch ſich erniedrigen und ſinken, in welchem Maße er jedes ſittliche Gefühl ohne Mühe oder Reue in ſich ertöten kann.

A–ff war ein junger Menſch aus dem Adelsſtande. Ich habe hier ſchon einmal von ihm geſprochen: ich erwähnte, daß er unſerem Platzmajor alles hinterbrachte, was im Oſtrogg geſchah, und daß er ſich mit deſſen Burſchen Fedjka angefreundet hatte.

Seine Lebensgeſchichte iſt kurz folgende. Ohne auch nur eine einzige Lehranſtalt zu abſolvieren, war er, nachdem er ſich in Moskau mit ſeinen Verwandten entzweit hatte – er hatte ſie durch ſein ausſchweifendes Leben nicht wenig bekümmert –, nach Petersburg gegangen, wo er um des

Geldes willen einen niederträchtigen Verrat beging: er überantwortete zehn Menſchen dem Tode, nur um ſeine unerſättliche Gier nach den roheſten und ausſchweifendſten Genüſſen unverzüglich ſtillen zu können – ſo daß er denn, da ihm Petersburg, ſeine Lokale und großen Straßen zu Kopf geſtiegen waren, obgleich er ſonſt kein dummer Menſch war, ein ſo ſinnloſes und törichtes Unternehmen wagte. Er wurde aber bald überführt: er hatte unſchuldige Menſchen angegeben, hatte andere betrogen, und war dafür nach Sibirien in unſeren Oſtrogg auf zehn Jahre verſchickt worden. Er war noch ſehr jung, ſein Leben hatte erſt begonnen. Man ſollte meinen, daß eine ſo furchtbare Veränderung ſeines Schickſals ihn zum Nachdenken hätte bringen, ſeine Natur zu einem Widerſtand hätte zuſammenreißen müſſen. Doch er nahm ſein neues Leben ohne die geringſte Verwirrung entgegen, ſogar ohne den geringſten Ekel, er fühlte ſich nicht einmal ſittlich davon abgeſtoßen, es ſchreckte ihn nichts ab, außer vielleicht die Notwendigkeit zu arbeiten und Petersburg mit ſeinen Genüſſen vermiſſen zu müſſen. Es hatte ſogar den Anſchein, als habe der Rang eines ſibiriſchen Sträflings ihm erſt recht die Hände befreit, als ſei er jetzt ſeiner Meinung nach zu noch größeren Gemeinheiten und Schändlichkeiten berechtigt: »Iſt man Sträfling, dann iſt man eben Sträfling, und wenn man Sträfling iſt, ſo kann man alles begehen und braucht ſich nicht mehr zu ſchämen.« Das war buchſtäblich ſeine Meinung. Ich erinnere mich dieſer ſcheußlichen Kreatur geradezu wie eines Phänomens. Ich habe lange Jahre unter Mördern, Wollüſtlingen und den abgefeimteſten Spitzbuben gelebt, doch kann ich ruhig ſagen, daß ich eine ſo abſolute ſittliche Verkommenheit, eine ſo ſcheußliche Verderbnis und ſo freche Gemeinheit wie bei

A–ff niemals angetroffen habe. Bei uns im Oſtrogg gab es auch einen Vatermörder, gleichfalls adliger Herkunft – es iſt einmal ſchon von ihm die Rede geweſen –, doch konnte ich mich aus vielen Zügen und Tatſachen überzeugen, daß ſelbſt dieſer unvergleichlich menſchlicher und edler war als A–ff. In meinen Augen war A–ff während der ganzen Zeit meines Oſtrogglebens ein Stück Fleiſch mit Zähnen und einem Magen und mit unſtillbarem Verlangen nach roheſten, tieriſchſten phyſiſchen Genüſſen. Für die Befriedigung ſelbſt der kleinſten und launiſchſten dieſer Verlangen wäre er fähig geweſen, in der kaltblütigſten Weiſe zu morden, zu erdroſſeln, mit einem Wort, zu allem – vorausgeſetzt nur, daß die Sache nicht herauskäme und er keine Strafe zu fürchten hatte. Ich übertreibe durchaus nicht, ich habe ihn nur zu gut erkannt. Er war ein Beiſpiel dafür, wie weit die Natur des Menſchen, ſobald ſie innerlich von keiner Norm, keinem Geſetz zuſammengehalten wird, ſinken kann. Und wie ekelhaft war es mir, ſein ewig höhniſches Lächeln zu ſehen. Er war ein Monſtrum, ſittlich ein Ungeheuer. Dazu war er noch ſchlau und klug, hübſch, ſogar gewiſſermaßen gebildet, nicht unbegabt. Nein, dann wäre es doch beſſer, eine Feuersbrunſt käme über die Welt, oder Peſt und Hungersnot, als daß ſolch ein Menſch in der Geſellſchaft bliebe!

Ich habe ſchon davon geſprochen, daß im Oſtrogg alles ſo verrottet war, daß Spionage und heimliche Anzeigen geradezu blühten, die Arreſtanten aber über die Spione oder Hinterbringer nicht den geringſten Unwillen bekundeten. Im Gegenteil, mit A–ff z. B. ſtanden ſie ſich ſogar ſehr gut und verkehrten mit ihm unvergleichlich freundſchaftlicher als mit uns übrigen. Das Wohlwollen, das unſer Major in trunkenem Zuſtande für ihn an den Tag legte, gab ihm in

den Augen der anderen Bedeutung und Gewicht. Unter anderem hatte er auch dem Major versichert, daß er Porträts malen könne (den Arrestanten hatte er sogar gesagt, er sei Gardeleutnant gewesen), worauf jener ihn zu sich ins Haus zur Arbeit kommen ließ, damit er ihn, den Major, porträtiere. Bei der Gelegenheit war er denn auch mit Fedjka zusammengekommen, der auf seinen Herrn und folglich auch auf alle und alles im Ostrogg einen großen Einfluß hatte. A–ff spionierte im Ostrogg auf Verlangen des Majors, dieser aber schimpfte ihn deswegen, gab ihm in betrunkenem Zustande Ohrfeigen, nannte ihn einen Ohrenbläser, gemeinen Hinterbringer und Spion. Es kam vor, und sogar sehr oft, daß der Major im nächsten Augenblick nach den Ohrfeigen sich wieder auf seinen Stuhl setzte und ihm weiterzumalen befahl. Unser Major schien in der Tat zu glauben, daß A–ff ein bedeutender Künstler sei, womöglich ein zweiter Brüloff, von dem auch er einmal gehört haben mochte. Doch ungeachtet aller Genialität, die er ihm zutraute, hielt er, der Major, sich doch für berechtigt, den anderen links und rechts um die Ohren zu schlagen, denn wenn jener auch ein noch so großer Künstler und selbst ein doppelter Brüloff gewesen wäre, so war er, der Major, doch sein Vorgesetzter, und folglich konnte er mit jenem machen, was er wollte. Übrigens ließ er sich von A–ff auch die Stiefel ausziehen, Gefäße aus dem Schlafzimmer hinaustragen, konnte sich aber trotz allem lange Zeit nicht von dem Gedanken lossagen, daß A–ff ein großer Künstler sei. Mit dem Porträtieren ging es unendlich langsam vorwärts, fast ein ganzes Jahr zog sich das Malen hin, bis der Major dann endlich doch erriet, daß er betrogen wurde. Da sah er denn auch bald ein, daß das Bild ihm mit jedem Tage unähnlicher ward und seine

Vollendung noch weit im Felde lag: er verprügelte alſo den Künſtler und ſchickte ihn zur Strafe in den Oſtrogg zur ſchwerſten Arbeit. A–ff bedauerte dieſe Schickſalswendung natürlich ſehr, und es fiel ihm ſchwer, auf die ſchönen müßigen Tage, die Abfälle von der Majorstafel, ſeinen Freund Fedjka und auf alle ſchönen Dinge, die ſie ſich in der Küche zu bereiten gewußt hatten, ein für allemal Verzicht zu leiſten. Jedenfalls hörte der Major nach der Entfernung A–ffs auf, einen gewiſſen M. zu verfolgen, einen Sträfling, den A–ff unaufhörlich bei ihm verleumdet hatte, und zwar aus folgendem Grunde: Dieſer M. war vor der Ankunft A–ffs im Oſtrogg der einzige Gebildete geweſen. Er hatte große Sehnſucht nach einem Menſchen, mit dem er hätte ſprechen können, ſah dabei auf die übrigen Arreſtanten nur mit Entſetzen und Widerwillen, und bemerkte natürlich nichts von all dem, was ihn hätte ausſöhnen und ſie ihm näherbringen können. Die Arreſtanten zahlten ihm mit derſelben Münze heim. Überhaupt iſt im Oſtrogg die Stellung ſolcher Leute wie M. einfach grauenvoll. Der Grund, warum man A–ff verſchickt hatte, war ihm unbekannt. A–ff dagegen, der bald erriet, mit wem er es zu tun hatte, verſicherte ihm, er, A–ff, ſei verſchickt worden, weil er nicht habe denunzieren wollen, alſo ungefähr für dasſelbe Vergehen, auf Grund deſſen auch M. in den Oſtrogg gekommen war. M. war glückſelig über den Schickſalsgenoſſen und Freund, pflegte, tröſtete ihn in den erſten Tagen, da er glaubte, jener müſſe ſehr leiden, gab ihm ſein letztes Geld, gab ihm zu eſſen, teilte mit ihm ſeine notwendigſte Habe. A–ff aber fing ſofort an ihn zu haſſen, ſchon deshalb, weil jener ein edler Menſch war und mit ſolchem Entſetzen auf jede niedrige Handlung ſah, hauptſächlich aber, weil er ſelbſt

dieſem M. ſo unähnlich war. Und ſchon bei der erſten Gelegenheit beeilte ſich A–ff, alles dem Major mitzuteilen, was M. ihm in den Geſprächen über den Oſtrogg und den Major geſagt hatte.

Der Major ſchwor dafür Rache, haßte M. und verſuchte ihm zu ſchaden, wo er nur konnte, und wenn nicht der Kommandeur noch mit ſeiner Autorität dageweſen wäre, hätte der Major es richtig noch zu etwas Schlimmem gebracht. Auch verwirrte es A–ff nicht im geringſten, als M. von ſeiner Schändlichkeit erfuhr, vielmehr behagte es ihm ſogar, M. zu begegnen und ihn mit höhniſchem Lächeln anzuſehen. Das ſchien ihm gerade ein Genuß zu ſein. M. machte mich ſelbſt mehr als einmal darauf aufmerkſam. Dieſes verkommene Subjekt floh ſchließlich mit einem anderen Arreſtanten und einem Eskorteſoldaten, aber von dieſer Flucht werde ich ſpäter ausführlicher erzählen. Anfangs verſuchte er, auch bei mir ſich einzuſchmeicheln, da er im Glauben war, ich wüßte nichts von ſeiner Vergangenheit. Ich wiederhole es, dieſes Subjekt machte mir die erſte Zeit im Oſtrogg noch ſchwerer, als ſie ohnehin geweſen wäre. Mich entſetzte dieſe furchtbare Gemeinheit und Niedrigkeit, in die ich mich mitten hineingeſchleudert ſah, in der ich mich plötzlich befand. Ich glaubte, daß hier im Oſtrogg alle ſo ſchändlich und gemein wären. Aber ich hatte mich getäuſcht: ich hatte nach A–ff auf alle geſchloſſen.

In dieſen drei arbeitsloſen Tagen ſchlenderte ich in meiner gedrückten, qualvollen Stimmung im Oſtrogg umher, lag auf der Pritſche, und gab zunächſt einem zuverläſſigen Arreſtanten, den Akim Akimytſch mir empfohlen hatte, die mir ausgelieferte Leinwand ab, aus der er mir Hemden nähen ſollte – natürlich für Bezahlung, das Hemd koſtete

nur wenige Kopeken –, ſchaffte mir auf den dringenden Rat Akim Akimytſchs eine zuſammenlegbare Matratze an, die aus Filz beſtand, mit Leinwand überzogen und dünn wie ein Pfannenkuchen war, und außerdem noch ein Kopfkiſſen, das mit Wolle ausgeſtopft war und mir entſetzlich hart vorkam, da ich mich an ſo etwas noch nicht gewöhnt hatte. Akim Akimytſch bemühte ſich eifrig um die Herſtellung all dieſer Sachen und nähte mir noch eigenhändig eine Decke aus alten Tuchſtücken, alten Beinkleidern und Jacken, die ich von den anderen Arreſtanten aufkaufte.

Die ausgelieferten Kleidungsſtücke wurden, wenn ſie ihre vorſchriftsmäßige Zeit vorgehalten hatten, Eigentum des Arreſtanten, der ſie dann ſofort verkaufte; wie abgetragen das Ding auch ſein mochte – im Oſtrogg hatte es immer noch einen Wert. Überhaupt kam ich anfangs aus der Verwunderung gar nicht heraus; war es doch meine erſte unmittelbare Berührung mit dem Volke. Ich ſelbſt wurde plötzlich zu ebenſolchem einfachen Volk, zu einem ſibiriſchen Sträfling wie ſie. Ihre Angewohnheiten, Begriffe, Meinungen, Sitten – wurden gleichſam auch die meinen, wenigſtens der Form, dem Geſetz nach, wenn ich ſie auch in Wirklichkeit gar nicht teilte. Ich war erſtaunt und verwirrt, als hätte ich vorher noch nichts von alledem geahnt oder gehört, obgleich ich ſchon vieles gewußt und gehört hatte. Aber die Wirklichkeit bringt eben einen ganz anderen Eindruck hervor als das Wiſſen und Hören. Wie hätte ich zum Beiſpiel früher ahnen können, daß ſolche Sachen, ſolche Lumpen auch noch als Gegenſtände oder gar als Ware angeſehen werden konnten? – Und da nähte man mir nun aus ihnen noch eine Schlafdecke! Auch iſt es ſchwer, ſich vorzuſtellen, von welcher Art der Stoff war, der dem Arre-

ſtanten für die Kleider ausgeliefert wurde. Dem Anſehen nach ſchien er tatſächlich dickes Militärtuch zu ſein; kaum aber war er getragen, ſo verwandelte er ſich förmlich in ein Netz und zerriß empörend leicht. Übrigens mußte man mit dem Tuchanzug nur ein Jahr auskommen, aber ſelbſt das war ſchwer. Ein Zwangsarbeiter muß naturgemäß arbeiten, er muß ſchwere Laſten tragen; ſeine Kleider werden abgerieben und zerreißen bald. Mit dem Pelze dagegen mußte man drei Jahre lang auskommen, und dieſe Pelze dienten in der Regel noch als Schlafdecken und als Unterlage, da nicht alle Matratzen beſaßen. Doch die Pelze ſind ſtark. Trotzdem ſah man nicht ſelten jemand, deſſen Pelz zu Ende des dritten Jahres mit gewöhnlicher Leinwand geflickt war. Nichtsdeſtoweniger wurden ſie, wenn ſie auch noch ſo abgetragen waren, nach Ablauf der Tragefriſt für etwa vierzig Kopeken in Silber verkauft. Für beſſer erhaltene wurden ſogar ſechzig bis ſiebzig Kopeken gezahlt, das aber iſt in der Katorga viel Geld.

Geld hatte dort, wie ich ſchon erwähnt habe, eine ungeheure Bedeutung, ja ſogar Macht. Man kann ohne weiteres behaupten, daß ein Sträfling, der Geld hatte – und wenn es auch noch ſo wenig war –, zehnmal weniger litt als einer, der gar keines beſaß, obwohl auch für dieſen vom Staat geſorgt wurde. »Wozu braucht ein Sträfling Geld?« mochte unſere »Obrigkeit« denken. Ich aber ſage nochmals: hätten die Sträflinge keine Möglichkeit gehabt, ihr eigenes Geld zu beſitzen, ſo wären ſie entweder irrſinnig geworden, oder ſie wären wie die Fliegen geſtorben – ungeachtet deſſen, daß für ſie in allem geſorgt war – oder, ſchließlich, ſie hätten unerhörte Verbrechen begangen, die einen aus Sehnſucht, die anderen, um irgendwie ſo ſchnell als möglich ver-

nichtet, hingerichtet zu werden, oder einfach um irgendwie »ihr Schickſal zu verändern«, wie der techniſche Ausdruck lautete. Wenn nun der Arreſtant die Kopeken, die er im Schweiße ſeines Angeſichts erworben hat, oder zu deren Erwerb er ſich das Schlaueſte erſonnen, das oft mit Diebſtahl und Schurkereien verknüpft war, wenn er ſich für dieſes Geld in die größte Gefahr begeben hat, dann aber dieſes ſauer erworbene Geld in einem Augenblick und ſo unklug, mit ſolchem kindiſchen Leichtſinn verſchleudert, ſo beweiſt das noch lange nicht, daß er das Geld nicht ſchätzt, wie es auf den erſten Blick vielleicht ſcheint. Geldgierig iſt er bis zur Krampfhaftigkeit, bis zum vollkommenen Verluſt jeglicher Vernunft, und wenn er es beim »Durchgehen« auch tauſendmal wie Hobelſpäne verſchleudert, ſo verſchleudert er es doch nur für das, was er noch höher ſchätzt als das Geld.

Was aber ſteht denn für den gefeſſelten Sträfling noch höher als das Geld?

Die Freiheit oder auch nur ein Traum, eine Vortäuſchung von Freiheit.

Und die Sträflinge ſind große Träumer. Doch davon werde ich ſpäter erzählen. Nur will ich, da ich ſoeben darauf zu ſprechen gekommen bin, noch ein Beiſpiel anführen, ich weiß aber nicht, ob man es mir glauben wird: ich habe von den ſchwerſten Verbrechern, die zu zwanzig Jahren verurteilt waren, ſelbſt gehört, wie ſie ganz ruhig z. B. ſolche Sätze ſagten: »Nur ein bißchen Geduld, wenn Gott will, erledige ich hier noch meine Strafzeit, und dann...!«

Die ganze Bedeutung des Wortes »Sträfling« bezeichnet einen Menſchen ohne Willen, verſchwendet er aber Geld, ſo handelt er nach eigenem Willen. Ungeachtet aller

Brandmale, Ketten und des verhaßten Paliſadenzauns, der ihn von Gottes Welt abſchließt und ihn wie ein Tier im Käfig gefangen hält – kann er ſich doch Branntwein verſchaffen, d. h. ſoviel wie einen ſtrengſtens verbotenen Genuß, für Geld kann er ſogar Frauenzimmer beſuchen, kann er zuweilen ſogar (wenn auch nicht immer) ſeine nächſten Vorgeſetzten beſtechen, die Invaliden und ſelbſt den Unteroffizier, die dann ein Auge zudrücken, wenn er gegen das Geſetz und die Diſziplin verſtößt, und ihm in manchen Dingen durch die Finger ſehen, und obendrein kann er ſich ſogar ihnen gegenüber in die Bruſt werfen – das aber tut er ganz außerordentlich gern –, kann er ſich vor den Kameraden den Anſchein geben und ſogar ſich ſelbſt überzeugen – wenn auch nur auf kurze Zeit –, daß er weit mehr Willen und Macht beſitze, als es ſcheine. Mit einem Wort, er kann praſſen und Lärm ſchlagen, kann ſogar einen anderen unter die Füße treten und ihm beweiſen, daß er alles das wirklich kann, daß es in ſeiner Macht liegt, d. h. er kann ſich einbilden, etwas zu ſein, an das der arme Teufel nicht einmal denken darf. Vielleicht iſt das auch der Grund, warum man bei den Arreſtanten, ſelbſt wenn ſie nüchtern ſind, eine ſo allgemeine Neigung zur Prahlerei findet, zu mutigem Auftreten, zu einer oft lächerlichen und naiven Erhöhung der eigenen Perſönlichkeit, und wenn es auch nur eine illuſoriſche Erhöhung bleibt. Endlich kommt noch hinzu, daß dieſe ganze Praſſerei nicht ſo ungefährlich iſt – folglich iſt das ganze immerhin eine gewiſſe Lebensvortäuſchung, eine gewiſſe ferne Illuſion von Freiheit. Und was gibt man nicht für die Freiheit! Welcher Millionär würde nicht, wenn der Strang ſeinen Hals ſchon ſchnürte, alle ſeine Millionen für einen einzigen Atemzug hingeben?

Da wundern ſich zuweilen die Vorgeſetzten, daß ein Arreſtant, der lange Jahre ſo ruhig, ſo muſterhaft ſich aufgeführt hat und womöglich zum Aufſeher erhoben worden iſt, ganz plötzlich und ohne jede Veranlaſſung – als wäre er rein des Teufels geworden – es plötzlich ſo toll treibt, wie man es von ihm nie und nimmer erwartet hätte. Mitunter läßt er es ſogar auf ein Kriminalverbrechen ankommen, oder er zeigt ſich offenkundig unehrerbietig gegen die höchſten Vorgeſetzten, oder er erſchlägt oder vergewaltigt irgend jemand. Man ſieht ihn an und wundert ſich. Indeſſen iſt die ganze Urſache dieſes plötzlichen Ausbruchs in dem bis dahin friedlichſten Menſchen, von dem man Ähnliches nie erwartet hätte – der plötzliche Durchbruch der Perſönlichkeit, die inſtinktive Sehnſucht nach ſeinem eigenen Menſchen, das Verlangen, dieſen Menſchen zu beweiſen, ſeine erniedrigte Perſönlichkeit hervorzukehren. Dieſes Bedürfnis erwacht plötzlich mit einer Wucht in ihm, die zur Raſerei, zur Tollwut, zu völliger Beſinnungsloſigkeit, zu einem Anfall, einem Krampf werden kann. So mag vielleicht ein lebendig Begrabener, wenn er unter der Erde erwacht, an ſeinen Sargdeckel ſchlagen und ſich anſtrengen, ihn aufzubrechen, obgleich ihm doch ſeine Vernunft ſagen müßte, daß alle ſeine Anſtrengungen vergeblich ſind. Aber das iſt es ja eben, daß es ſich hier nicht um Vernunft handelt, ſondern gewiſſermaßen um einen Krampf. Jetzt bedenke man noch, daß jede eigenwillige Äußerung der Perſönlichkeit beim Sträfling als Verbrechen angeſehen wird, daher kann es ihm natürlich gleichgültig ſein, ob es ein größerer oder kleinerer Ausbruch iſt. Geht er durch, dann geht er durch, wagt er einmal, dann wagt er eben – dann kommt es ihm auch auf einen Totſchlag nicht an. Und die Hauptſache iſt ja

nur der Anfang: iſt er erſt einmal betrunken, dann läßt er ſich nicht mehr halten. Daher iſt es wohl beſſer, es nicht ſo weit kommen zu laſſen. Alle hätten es beſſer.

Ja; aber wie ließe ſich das machen?

VI.

Der erſte Monat. Fortſetzung

Bei meinem Eintritt in den Oſtrogg beſaß ich einiges Geld. In der Taſche, bei mir, hatte ich nur wenig, aus Furcht, es könnte mir abgenommen werden, doch auf alle Fälle waren im Einband meiner Bibel einige Rubel verborgen, d. h. einfach eingeklebt. Dieſes Buch mit dem eingeklebten Gelde war mir in Tobolsk von Leuten geſchenkt worden, die gleichfalls in der Verbannung litten, die bereits ſeit Jahrzehnten dort leben mußten und die ſchon längſt in jedem Unglücklichen einen Bruder zu ſehen gewohnt waren. Es gibt dort in Sibirien faſt immer einige ſolcher Menſchen, die, wie es ſcheint, ihre ganze Lebensaufgabe darin ſehen, den »Unglücklichen« brüderliche Pflege angedeihen zu laſſen, mit ihnen zu leiden und an ihrem Los Anteil zu nehmen, als wären ſie ihre eigenen Kinder – mit einem uneigennützigen, heiligen Mitleid.

Ich kann es nicht unterlaſſen, hier kurz von einer Begegnung zu erzählen.

In der Stadt, bei der ſich unſer Oſtrogg befand, lebte eine Witwe, Naſtaßja Iwanowna. Natürlich konnte niemand von uns, ſolange wir im Oſtrogg waren, perſönlich mit ihr bekannt werden. Sie hatte es ſich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, für die Verſchickten zu ſorgen, doch am

meiſten ſorgte ſie für uns. Vielleicht war in ihrer Familie ein ähnliches Unglück vorgekommen, oder es hatte ein Menſch, der ihrem Herzen beſonders teuer geweſen und nahegeſtanden, unter demſelben Schickſal zu leiden gehabt – das weiß ich nicht. Jedenfalls war ſie glücklich, alles für uns zu tun, was ſie nur konnte. Viel konnte ſie freilich nicht für uns tun, denn ſie war ſelbſt ſehr arm. Wir aber, die wir im Oſtrogg ſaßen, wir fühlten und wußten, daß wir dort jenſeits der Paliſaden einen treuen Freund hatten. Unter anderem ließ ſie uns oft Nachrichten zukommen, nach denen wir uns faſt krank ſehnten. Als ich dann den Oſtrogg verließ und in eine andere Stadt zur Anſiedlung geſchickt wurde, fand ich noch Gelegenheit, zu ihr zu gehen und ſie perſönlich kennenzulernen. Sie lebte in der Vorſtadt bei einem ihrer nahen Verwandten. Sie war weder alt noch jung, weder hübſch noch häßlich; ja man konnte nicht einmal feſtſtellen, ob ſie klug, ob ſie gebildet war? Man ſah in ihr nur eine unendliche Güte, den unbezwingbaren Wunſch zu helfen, zu erleichtern, einem etwas Angenehmes zu tun. Alle ihre Gefühle lagen in ihrem ſtillen, gütigen Blick. Ich verbrachte zuſammen mit einem meiner Oſtroggkameraden faſt einen ganzen Abend bei ihr. Sie ſah uns nur an, lachte, wenn wir lachten, beeilte ſich, allem zuzuſtimmen, was wir auch ſagen mochten. Sie bewirtete uns, womit ſie nur konnte: ſie reichte Tee, einen kleinen Imbiß, eingemachte Früchte, und wenn ſie Tauſende beſeſſen hätte – ſie würde ſich über das Geld nur aus dem einen Grunde gefreut haben, weil ſie dann uns und unſeren im Oſtrogg zurückgebliebenen Kameraden noch mehr hätte helfen können. Beim Abſchied ſchenkte ſie mir und meinem Kameraden je ein Zigarettenetui zum Andenken. Dieſe Etuis hatte ſie eigenhändig für uns geklebt – Gott

allein weiß, wie ſie geklebt waren! Sie beſtanden aus Pappe und waren mit buntem Glanzpapier beklebt, mit genau demſelben, in das die kurzgefaßten Rechenbücher der Elementarſchulen eingebunden ſind (vielleicht waren ſie auch aus den Deckeln eines ſolchen Arithmetikbuches entſtanden). An den Rändern aber waren beide Hälften des Etuis zur Verzierung mit einer ſchmalen Bordüre von Goldpapier eingefaßt, die ſie wahrſcheinlich nur zu dem Zweck in einem Laden gekauft hatte.

»Sie rauchen doch Zigaretten, vielleicht können Sie dann dieſes hier gebrauchen«, ſagte ſie ſchüchtern, als wolle ſie ſich ihres Geſchenkes wegen entſchuldigen.

Es gibt Menſchen, die da ſagen – ich ſelbſt habe es gehört und geleſen –, daß die größte Liebe zum Nächſten zu gleicher Zeit der größte Egoismus ſei. Worin hier Egoismus geweſen ſein ſollte, werde ich nie verſtehen.

Wenn ich nun auch bei meinem Eintritt in den Oſtrogg durchaus nicht viel Geld beſaß, ſo vermochte ich doch nicht, über jene ungehalten zu ſein, die ſchon in den erſten Stunden von mir Geld geborgt und mich natürlich betrogen hatten, und dann höchſt naiv zum zweiten, dritten und ſogar fünften Male zu mir kamen, um noch weiteres Geld zu borgen. Eines aber muß ich ganz offen geſtehen: es ärgerte mich nicht wenig, daß alle dieſe Leute mit ihrer naiven Schlauheit mich unbedingt, wie mir ſchien, für einen echten, rechten Einfaltspinſel, für einen dummen Jungen hielten und ſich über mich luſtig machten, weil ich ihnen auch zum fünften Male noch Geld gab. So mußte es ihnen unbedingt ſcheinen, daß ich mich von ihrer Schlauheit und Gewandtheit betrügen ließ, während ſie, wenn ich ihnen nichts gegeben und ſie fortgejagt hätte – davon war ich überzeugt –, mich un-

vergleichlich mehr geachtet haben würden. Aber wie ſehr ich mich auch ärgerte, abſchlagen konnte ich es ihnen doch nicht. Und ich ärgerte mich, weil ich in dieſen erſten Tagen ernſtlich und beſorgt darüber nachdachte, wie ich mich im Oſtrogg verhalten, oder richtiger, wie ich mich zu ihnen ſtellen ſollte. Ich fühlte und begriff, daß dieſe ganze Umgebung für mich völlig neu war, daß ich völlig im Dunkel ſaß, in demſelben aber unmöglich ſo lange Jahre ſitzen bleiben konnte. Folglich hieß es, ſich vorbereiten. Verſteht ſich, ich kam mit mir überein, daß man vor allen Dingen offen ſein und offen handeln müſſe, wie es das innere Gefühl und das Gewiſſen befahlen. Andererſeits aber wußte ich, daß dieſes nur Theorie war und vor mir jedenfalls noch die unerwartetſte Praxis erſcheinen werde.

Und darum quälte mich, ungeachtet all der kleinen Sorgen um meine Einrichtung in der Kaſerne (von denen ich ſchon erzählt habe und in die mich vornehmlich Akim Akimytſch hineinzog) und ungeachtet deſſen, daß ſie mich immerhin ein wenig zerſtreuten – trotzdem quälte mich eine ſchreckliche Beklemmung immer unerträglicher.

»Ein Totenhaus!« ſagte ich zu mir, wenn ich zuweilen in der Dämmerung von der kleinen Treppe unſerer Kaſerne auf die Arreſtanten blickte, die ſchon von der Arbeit heimkehrten und faul über den Hof in die Küchen ſchlenderten und aus den Küchen wieder zurück in die Kaſernen. Ich betrachtete ſie, betrachtete jeden einzelnen, und bemühte mich, an ihren Geſichtern und ihren Bewegungen zu erkennen, was für Menſchen ſie wären und was für Charaktere ſie hätten. Sie aber ſchlenderten vor mir mit finſter gerunzelten Stirnen, oder aber in ſorgloſer Heiterkeit (dieſe beiden Erſcheinungen trifft man am häufigſten, ſie ſind zu-

gleich die Charakteriſtik der Kátorga), ſie ſchimpften ſich gegenſeitig oder ſie ſprachen ganz gewöhnlich miteinander, oder ſie gingen einzeln umher, gleichſam in Gedanken verſunken, langſam, gleichmütig, einige müde und teilnahmslos, andere wiederum – ſelbſt hier! – mit einem Ausdruck anmaßender Überlegenheit, die Mützen ſchief auf dem Kopf, die Halbpelze nur über die Schultern geworfen, mit verwegenem, hinterhältigem Blick und frechem, ſpöttiſchem Lächeln.

»Das iſt jetzt meine Umgebung, meine neue Welt,« dachte ich, »in der ich, ob ich will oder nicht, leben muß ...«

Ich machte auch wiederholt den Verſuch, von Akim Akimytſch etwas über ſie zu erfahren, wenn ich mit ihm Tee trank, um nicht allein trinken zu müſſen. Tee war in dieſer erſten Zeit ſo gut wie meine einzige Nahrung. Akim Akimytſch ſagte nie ab, wenn ich ihn aufforderte, was ich gerne tat, und ſtellte ſelbſt unſeren, d. h. von M. geliehenen, ſelbſtverfertigten kleinen Blechſamowar auf, der ſpaßig anzuſehen war. Akim Akimytſch trank faſt nie mehr als ein Glas – er beſaß ſogar Gläſer –, trank ſchweigend und würdevoll, reichte es mir mit einem Dank zurück und machte ſich dann ſofort an meine Schlafdecke, die er, wie ich ſchon ſagte, aus alten Zeugſtücken zuſammennähte. Das aber, was ich von ihm erfahren wollte – das erfuhr ich nicht, ja er ſchien es nicht einmal begreifen zu können, weshalb ich mich ſo beſonders für die Charaktere der uns umgebenden und jetzt am nächſten ſtehenden Menſchen intereſſierte. Er hörte mir nur mit einem verſchmitzten kleinen Lächeln zu, das ich noch lebhaft vor mir ſehe. Nein, offenbar muß man hier alles ſelbſt erfahren und nicht durch andere zu erfahren ſuchen, dachte ich bei mir.

Am Morgen des vierten Tages ſtellten ſich die Sträflinge wieder ſo auf wie damals, als ich mit ihnen zur Schmiede gegangen war: auf dem Platz vor der Wache in zwei Reihen. Vor den Sträflingen, das Geſicht ihnen zugewandt, und hinter ihnen ſtanden die Soldaten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett. Der Soldat hat das Recht, auf den Gefangenen zu ſchießen, wenn dieſer den Verſuch macht, ſeiner Eskorte zu entfliehen; andererſeits aber iſt er auch verantwortlich für den Schuß, wenn er ihn nicht im äußerſten Notfall abgefeuert hat; dasſelbe galt auch für den Fall einer allgemeinen Empörung der Gefangenen. Aber wem wäre es wohl eingefallen, an eine offene Flucht zu denken!

Dann kamen ein Pionieroffizier, die Unteroffiziere, Soldaten und die Arbeitsaufſeher. Alle Namen wurden aufgerufen. Der Teil der Arreſtanten, der in den Schneiderwerkſtätten arbeitete, ging ganz zuerſt ab; dieſer hatte mit den Pionieren nichts zu tun. In den Schneiderwerkſtätten wurde hauptſächlich für den Oſtrogg gearbeitet, für den die verſchiedenen Kleidungsſtücke herzuſtellen waren. Dann ging ein Teil in die anderen Werkſtätten ab, und dann erſt kamen die ſogenannten »Schwarzarbeiter« an die Reihe, die für die gewöhnlichen ſchweren Arbeiten beſtimmt waren. Mit etwa zwanzig anderen marſchierte auch ich ab.

Hinter der Feſtung lagen am Ufer des zugefrorenen Fluſſes zwei alte Barken, beide Staatseigentum, die wegen Untauglichkeit auseinandergenommen werden ſollten, damit wenigſtens das Holz nicht unnütz verfaulte. Dabei war dieſes ganze alte Material nur ſehr wenig wert, vielleicht überhaupt nichts, denn Holz wurde in der Stadt ſpottbillig verkauft, da es ringsum ungeheuer viel Wald gab. Die Arreſtanten wurden aber hingeſchickt, damit ſie eine Arbeit

hatten, was ſie natürlich ſelbſt ſehr gut begriffen. An eine ſolche Arbeit machten ſie ſich denn auch faul und ungern, während es etwas ganz anderes war, wenn ſie eine zweckmäßige und intereſſante Arbeit bekamen, und beſonders wenn ſie ſich eine »Aufgabe« ausbitten konnten. Dann waren ſie plötzlich alle wie begeiſtert, und wenn ſie auch ſelbſt nichts davon hatten, ſo plagten ſie ſich doch im Schweiße ihres Angeſichts und mit wahrhaft erſtaunlichem Eifer, um ſie ſo ſchnell und ſo gut als möglich zu beenden – dann war gleichſam ihr Ehrgeiz mit im Spiel. Bei einer ſolchen Arbeit dagegen, wie dieſe Barken auseinander zu nehmen, die mehr um der Arbeit willen gemacht werden mußte, als aus Notwendigkeit, war es ſchwer, eine »Aufgabe« zu erbitten, da mußte man bis zum Trommelſchlage arbeiten, der um elf Uhr vormittags zur Heimkehr rief.

Es war ein warmer, nebliger Wintertag, der Schnee taute beinahe. Unſere ganze Abteilung begab ſich hinter die Feſtung zum Ufer, leicht mit den Ketten klirrend, die, obwohl ſie unter den Kleidern verborgen waren, dennoch bei jedem Schritt einen feinen, hellen metalliſchen Klang gaben. Zwei oder drei von uns wurden ins Zeughaus nach den erforderlichen Werkzeugen geſchickt. Ich ging mit den anderen weiter, während ich mich innerlich gewiſſermaßen belebte: ich wollte möglichſt ſchnell ſehen und erfahren, welcher Art unſere Arbeit war. Worin beſtand die ſibiriſche Zwangsarbeit? Und wie würde ich ſelbſt zum erſtenmal in meinem Leben arbeiten?

Ich erinnere mich noch alles deſſen, bis in die kleinſten Einzelheiten.

Unterwegs begegnete uns ein bärtiger Kleinbürger: er blieb ſtehen und ſchob die Hand in die Taſche. Aus unſerem Trupp löſte ſich ſogleich ein Arreſtant, trat ihm entgegen,

nahm die Mütze ab, empfing ein Almoſen – fünf Kopeken, und kehrte ſchnell wieder zurück. Dieſe fünf Kopeken wurden noch am ſelben Morgen in Kalatſchen angelegt, die man für alle in gleiche Stücke aufteilte.

In dieſem ganzen Trupp waren einige wie gewöhnlich düſter und ſchweigſam, andere teilnahmslos und träge, und die dritten ſchwatzten eigentlich nur aus Gewohnheit. Einer von ihnen war ganz beſonders guter Laune, er ſang und hätte unterwegs beinahe getanzt, jedenfalls machte er hin und wieder einen Tanzſchritt, wozu ſeine Ketten lauter klirrten. Das war jener ſelbe mittelgroße, etwas dicke Arreſtant, der am erſten Morgen nach meiner Ankunft mit dem Hochgewachſenen beim Waſſereimer geſtritten hatte, weil der andere von ſich ohne Bedenken zu behaupten wagte, er ſei ein Reiher. Dieſer luſtige Burſche hieß Skuratoff. Jetzt ſtimmte er plötzlich ein loſes Lied an, von dem ich nur noch den Refrain behalten habe:

»Ohne mich ward ich vermählt,
Derweil ich auf der Mühle war!«

Es fehlte nur noch eine Balalaika dazu.

Seine ungewöhnlich heitere Gemütsverfaſſung erweckte ſelbſtverſtändlich in einigen anderen ſogleich ernſten Unwillen, ja ſie faßten ſeine Heiterkeit faſt als perſönliche Beleidigung auf.

»Da brüllt er nun!« brummte unwirſch einer, den die Sache übrigens nichts anging.

»Das war ein Wolfslied, du aber haſt's umgekehrt, Grützkopf!« bemerkte einer der Mürriſchen mit ſtarkem kleinruſſiſchen Akzent.

»Gut, ich bin meinetwegen auch ein Grützkopf, ihr aber

habt euch dort in Poltawa alle mit euren Mehlklümpchen ‚umkepracht' und ſeid Mehlwürmer geworden«, verſetzte Skuratoff nicht faul.

»Du lügſt! Was haſt du ſelbſt gefreſſen? Haſt mit deinen Paſtſchuhen Kohl gelöffelt.«

»Und hier ſcheint ihn der Teufel mit Kanonenkugeln zu ſtopfen«, bemerkte ein anderer.

»Ja, es iſt wahr, Brüder, ich bin ein verzärtelter Menſch«, antwortete Skuratoff mit einem leichten Seufzer, ganz als bereue er die nicht zu verändernde Tatſache, doch ſprach er es mehr zu allen gewandt, als zu einem einzigen. »Von Kindesbeinen an bin ich mit ſchwarzen Pflaumen und weißen Semmeln aufgereckt worden« (d. h. aufgezogen. Skuratoff verdrehte die Worte abſichtlich). »Meine leiblichen Brüder haben auch jetzt noch in Moskau ihre Handlung, ſie handeln nämlich in der Durchgangsſtraße mit Wind – ſind die reichſten Kaufleute.«

»Und womit haſt du gehandelt?«

»Hm, auch ich bin aus verſchiedenen Eigenſchaften hervorgegangen. Und damals, Freundchen, bekam ich die erſten Zweihundert ...«

»Rubel doch nicht??« fiel haſtig ein Neugieriger ein, der faſt zuſammengezuckt war, als er von ſo viel Geld hörte.

»Nein, lieber Menſch, nicht Rubel, ſondern Hiebe. Luka, heda! Hör mal, Luka!«

»Luka bin ich für manchen ſchon, für dich aber bin ich Luka Kusmitſch ...« brummte unwillig ein kleiner Mann mit einem ſpitzen Näschen, der gleichfalls aus Kleinrußland ſtammte.

»Nun, dann Luka Kusmitſch, hol dich der Teufel, mag's denn meinetwegen ſo ſein.«

»Für manchen Luka Kusmitſch, für dich aber Onkelchen.«

»Ach, zum Teufel mit dir ſamt dem Onkelchen, ſo lohnt ſich's ja gar nicht, zu reden! Wollte aber ein hübſches Geſchichtchen erzählen ... Nun und ſo kam's denn, daß ich nicht lange in Moskau auflebte; man gab mir dort noch aufs Geleit fünfzehn Hiebe und dann – ade! Und jetzt bin ich hier ...«

»Aber für was kriegteſt du denn die fünfzehn?« fragte einer, der aufmerkſam zuhörte.

»Für was! Geh nicht in die Quarantäne, trink nicht direkt vom Spund, ſpiel nicht den Spaßvogel – ſo daß ich, Freundchen, keine Zeit hatte, auf die richtige Weiſe in Moskau reich zu werden. Das aber wollte ich gewaltig, gewaltig, ganz gewaltig, ſag ich dir, nämlich reich werden. Das wollte ich ſchon ſo, daß ich es dir ſelbſt nicht zu ſagen weiß, wie.«

Man lachte. Skuratoff war offenbar einer der freiwilligen Spaßmacher, oder richtiger, Narren, die es ſich gleichſam zur Aufgabe gemacht hatten, ihre düſteren Genoſſen zu erheitern, und dafür, verſteht ſich, nichts als Geſchimpfe ernteten. Er gehörte zu einem beſonderen und ſogar auffallenden Typus, auf den ich vielleicht noch einmal zu ſprechen kommen werde.

»Dir kann man ja bald richtiges Zobelfell abziehen«, bemerkte Luka Kusmitſch. »Sieh mal einer, ſeine Kleider ſind ja allein ſchon an die hundert Rubel wert.«

Skuratoff hatte den älteſten oder vielmehr abgetragenſten Schafspelz, an dem auf allen Seiten Fetzen herabhingen. Aufmerkſam, doch ziemlich gleichmütig beſah er ſich von oben bis unten.

»Dafür iſt der Kopf teuer, Freundchen, der Kopf!« antwortete er. »Das tröſtete mich auch damals, als ich Moskau

verließ, nämlich daß mein Kopf mit mir ging. Leb wohl, Moskau, ich danke dir für das Bad, für den freien Geiſt, prächtig hat man mich dort mit Streifen verſehen! Aber auf meinen Pelz, Freundchen, haſt du kein Urſach' zu ſehen...«

»Ich ſoll wohl nur nach deinem Kopf blicken?«

»Auch der Kopf gehört ihm ja gar nicht mehr,« miſchte ſich wieder Luka ein, »der iſt nur noch eine milde Gabe, die man ihm unterwegs in Tjumen um Chriſti willen belaſſen hat, als er mit ſeinem Trupp durchzog.«

»Du, Skuratoff, du haſt doch ſicher auch ein Handwerk gelernt?«

»Was Handwerk! Träger war er ... hat bei ihnen Kieſelſteine geſchleppt,« meinte einer der Mürriſchen, »das iſt ſein ganzes Handwerk!«

»Ich habe einmal nur ſo vorverſucht, Stiebel zuſammenzunähen«, ſagte Skuratoff, als hätte er die ſpitze Bemerkung des anderen ganz überhört. »Aber es blieb beim erſten Paar.«

»Na was, wurde es dir auch abgekauft?«

»Ja, es kam ſo einer, der weder Gott gefürchtet noch Vater und Mutter geachtet hatte: da beſtrafte ihn der Herr — er kaufte das Paar.«

Alle um Skuratoff herum brachen in ſchallendes Gelächter aus.

»Und dann habe ich noch einmal gearbeitet, das war aber ſchon hier,« fuhr Skuratoff mit merkwürdiger Kaltblütigkeit fort, »für den Leutnant Stepan Fedorowitſch Pomorzeff hab ich ein Paar Stiefel vorgeſchuht.«

»Und war er zufrieden?«

»Nein, Freundchen, das war er gerade nicht. Hat mich für tauſend Jahre ausgeſchimpft und mich noch von hinten ge-

treten. Hatte ſich gar zu gewaltig geärgert. – Ach, gelogen hat mein Leben, das hat es, das verfluchte!

Doch kehrte ſchon nach kleiner Weile
Ak—kulinas Mann nach Haus . . .«,

ſang er plötzlich wieder ſchmetternd und begann von neuem einen Tanzſchritt im Takt zum Liede.

»Sieh einer, ſolch 'n blödſinniger Menſch!« knurrte der neben mir gehende Kleinruſſe, der ihn mit gehäſſiger Verachtung von der Seite anſah.

»Ein nutzloſer Menſch!« bemerkte ein anderer in einem ſo ernſten Ton, daß jeder Widerſpruch ausgeſchloſſen war.

Mir war es unbegreiflich, aus welchem Grunde ſie ſich über dieſen Skuratoff ärgerten, und überhaupt warum alle heiteren Charaktere, wie ich ſchon in den erſten Tagen bemerkt hatte, gewiſſermaßen verachtet wurden. Den Ärger des Kleinruſſen und der anderen ſchrieb ich perſönlicher Abneigung zu, doch das war nicht der Grund. Sie haßten und verachteten ihn, weil er keine »Dreſſur« hatte, nicht jenen äußeren Schein perſönlicher Würde beſaß, mit der der ganze Oſtrogg bis zur Pedanterie geladen war – mit einem Wort, weil er, nach ihrem Ausdruck, ein »nutzloſer« Menſch war. Indeſſen wurden nicht alle Spaßvögel ſo behandelt wie Skuratoff und ſeinesgleichen. Es kam dabei nur darauf an, wie ein jeder mit ſich umſpringen ließ: ein gutmütiger Menſch wurde, auch ohne Spaßvogel zu ſein, von den anderen erniedrigt. Das wunderte mich anfangs nicht wenig. Es gab aber auch andere Spaßvögel, die niemandem etwas ſchuldig blieben: ſolche wurden unwillkürlich geachtet. Einer von dieſer Sorte, die Haare auf den Zähnen hat, befand ſich auch unter uns, der war aber im Grunde genommen

ein heiterer und ſehr netter Menſch, doch von dieſer Seite ſollte ich ihn erſt viel ſpäter kennenlernen. Der gutgewachſene Burſche hatte eine große Warze auf der Wange und einen äußerſt komiſchen Ausdruck in ſeinem ſonſt recht hübſchen und aufgeweckten Geſicht. Er wurde der Pionier genannt, weil er früher einmal als Pionier gedient hatte; im Oſtrogg jedoch war er in der beſonderen Abteilung. Von ihm werde ich noch viel zu berichten haben.

Übrigens waren nicht alle »Ernſten« ſo ſtreng, wie der über jede Heiterkeit unwillige Kleinruſſe. Es gab in der Kátorga gewiſſe Leute, die es auf den Vorrang in jeder Beziehung abgeſehen hatten: ſie wollten in allem die erſten ſein, im Wiſſen, in der Findigkeit, im Charakter, in der Klugheit. Viele von ihnen waren auch tatſächlich klug, hatten Charakter und erreichten, was ſie erſtrebten: Vorrang und ſittlichen Einfluß auf ihre Umgebung. Unter ſich waren dieſe Klugen nicht ſelten die größten Feinde und ein jeder von ihnen hatte viele Neider. Zu den übrigen Sträflingen verhielten ſie ſich würdig und ſogar herablaſſend, ließen ſich nie in einen nutzloſen Streit ein, bei den Vorgeſetzten waren ſie gut angeſchrieben, und bei der Arbeit ſpielten ſie gewiſſermaßen die Anordner, noch keiner von ihnen hätte zum Beiſpiel wegen eines Liedes ſo viel Aufhebens gemacht. Mit ſolchen Kleinigkeiten befaßten ſie ſich nicht, ſo etwas hätte ſie erniedrigt. Gegen mich waren dieſe Leute während der ganzen Zeit meines Oſtrogglebens auffallend höflich, jedoch nicht ſehr geſprächig – und das gleichfalls wie aus perſönlicher Würde, die ihnen zu ſprechen verbot. Auch von ihnen werde ich noch ausführlicher erzählen müſſen.

Wir kamen ans Ufer des Irtyſch. Unten, auf dem Fluß, lag im Eiſe die alte Barke, die wir abbrechen ſollten. Jen-

ſeits des Fluſſes lag wie in bläulichem Licht die Steppe: ſie ſah trübe und öde aus. Ich hatte erwartet, daß alle ſich ſofort an die Arbeit machen würden, aber daran ſchien niemand zu denken. Einige ſetzten ſich am Ufer auf verſtreut liegende Balken und faſt alle zogen aus dem Stiefelſchaft einen Tabaksbeutel hervor, der einheimiſchen, d. h. ſibiriſchen Tabak enthielt, den man auf dem Markt in Blättern zu drei Kopeken das Pfund kaufen konnte, ſowie kleine, tönerne Pfeifenköpfe und kleine handgeſchnitzte Holzröhrchen. Die Pfeifen wurden angeraucht, während die Soldaten die Kette um uns bildeten und ſich anſchickten, uns mit dem gelangweilteſten Geſichtsausdruck zu bewachen.

»Wer nur darauf gekommen ſein mag, dieſe Barke abbrechen zu laſſen?« fragte einer halblaut ſo vor ſich hin, ohne ſich an jemanden zu wenden. »Der muß wohl Splitter brauchen.«

»Wer uns nicht fürchtet, der iſt darauf gekommen«, bemerkte ein anderer.

»Wo mag dort dieſes Bauernvolk hinwollen?« fragte nach kurzem Schweigen wieder der erſte, der die Antwort auf ſeine vorhergehende Frage ſelbſtverſtändlich nicht beachtet hatte, und wies auf eine ganze Reihe Bauern, die in der Ferne im Gänſemarſch durch den Schnee ſtampfte.

Die Sträflinge wandten ſich auch nach jener Seite und begannen aus Langeweile über die Bauern zu ſpotten. Einer der Bauern, der letzte, ging ganz abſonderlich komiſch, die Arme ſchlenkerten weit ab vom Körper, und auf dem Kopf, der faſt zur Seite hing, ſaß eine hohe Bauernmütze von der Form eines abgeſtumpften Kegels. Seine ganze Geſtalt hob ſich deutlich vom weißen Schnee ab.

»Sieh mal an, Gevatter Petrowitſch, wie du dich aber

eingemummt haſt!« ſagte einer, der die Bauern mit dem Ausdruck Gevatter verſpotten wollte. Es war ſogar ſehr auffallend, daß die Arreſtanten im allgemeinen auf den Bauern von oben herabſahen, während doch die Hälfte von ihnen gleichfalls aus dem Bauernſtande war.

»Seht doch den letzten, Kinder, der geht ja, als wenn er Rettich pflanzte.«

»Das iſt ein harter Schädel, der hat ſicherlich viel Geld«, meinte ein anderer.

Alle lachten, doch gleichſam wider Willen, und ſelbſt in ihrem Lachen lag eine gewiſſe Faulheit.

Da kam eine Kalatſchenverkäuferin, ein munteres und behendes Weiblein, zu uns. Von ihr wurden für die geſchenkten fünf Kopeken Kalatſchen gekauft und ſogleich gewiſſenhaft verteilt; ein jeder erhielt ſein Stück.

Der junge Burſche, der im Oſtrogg mit Kalatſchen handelte, kaufte von ihr an zwanzig Stück, begann aber dann eifrig zu ſtreiten, um drei, ſtatt der üblichen zwei Kalatſchen auf den Kauf zu erhalten, aber die Händlerin ging darauf nicht ein.

»Nun, aber das andere – gibſt du nicht?«

»Was denn noch?«

»Na das, was die Mäuſe nicht freſſen.«

»Ach, daß du ſelbſt gefreſſen wirſt!« kreiſchte das Weiblein und ging lachend fort.

Endlich erſchien auch der Arbeitsaufſeher, ein Unteroffizier, mit einem Stock.

»Heda, ihr, was ſitzt ihr! An die Arbeit!«

»Was, Iwan Matwejitſch, gebt uns doch eine Aufgabe«, ſagte einer von unſeren »Gewichtigen«, indem er ſich langſam erhob.

»Warum habt ihr denn neulich nicht gefragt? Schleppt die Barke auseinander, da habt ihr eine Aufgabe.«

Man erhob ſich langſam und ging zum Fluß hinunter – kaum die Füße vom Fleck bewegend.

Es fanden ſich auch alsbald »Anordner«, wenigſtens waren ſie es den großen Worten nach. Es zeigte ſich, daß man die Barke nicht ſo blindlings zerhauen durfte, ſondern nach Möglichkeit die Balken und namentlich die Kniehölzer heil herausnehmen mußte. Dieſe Kniehölzer waren aber in ihrer ganzen Länge mittels Holznägeln an den Boden der Barke befeſtigt und dieſe Holznägel galt es jetzt herauszunehmen – eine langwierige und mühſame Arbeit.

»Da müſſen wir nun ganz zuerſt dieſen Balken hier abkriegen. Faßt mal an, Kinderchen!« ſagte einer, der weder »Anordner« noch ſonſt ein »erſter« war, ſondern ein gewöhnlicher »Schwarzarbeiter«, ein ſtilles, ruhiges Männlein, das bis dahin noch kein Wort geſprochen hatte. Er beugte ſich nieder, erfaßte einen dicken Balken und wartete auf Hilfe. Es fiel aber keinem einzigen ein, ihm zu helfen.

»Ja, den wirſt du gerade loskriegen! Da kannſt du auch noch deinen Urgroßvater, der wohl ein Bär geweſen iſt, herbeiholen, ſo wirſt du ihn doch nicht loskriegen!« brummte jemand durch die Zähne.

»Ja wie denn, wie ſoll man denn anfangen? Ich weiß nicht ...« ſagte der andere etwas ratlos und richtete ſich wieder auf.

»Du wirſt doch nicht die ganze Arbeit allein machen ... was drängſt du dich denn vor?«

»Der verſteht nicht einmal, drei Hühnern Futter zu geben, ohne ſich dabei zu verzählen, hier aber will er der erſte ſein.. So'n Zwerg!«

»Ich ... ich wollte nur,« ſtotterte der Arme – »nichts, ich meinte nur ſo ...«

»Zum Teufel, ſoll ich euch, Kerls, in Futterale ſtecken laſſen? oder für den Winter vielleicht einſalzen?« ſchrie wieder der Arbeitsaufſeher, der verwundert die zwanzigköpfige Arbeiterſchar betrachtete, die die Arbeit nicht anzufaſſen verſtand. »Anfangen! Schneller!«

»Schneller als ſchnell kann man nichts machen, Iwan Matwejitſch.«

»Du machſt ja ſowieſo nichts! He, Sſaweleff! Petrowitſch! was ſtehſt du da und bieteſt deine Augen feil? ... Anfangen, ſage ich!«

»Was kann ich denn da machen, ganz allein? ...«

»Gebt uns doch lieber eine Aufgabe, Iwan Matwejitſch.«

»Ich habe geſagt – es gibt keine! Reißt die Barke auseinander, und um Punkt elf geht's zurück. An die Arbeit! Angefangen!«

Träge, unwillig, ungeſchickt machte man ſich endlich an das Abreißen. Es verdroß einen, dieſe Schar geſunder, ſtämmiger Arbeiter zu ſehen, die, wie es ſchien, abſolut nicht wußten, wie ſie die Arbeit anfaſſen ſollten. Kaum hatten ſie ſich daran gemacht, das erſte, kleinſte Knieholz herauszunehmen – da zeigte es ſich, daß das Holz zerbrach, »ganz von ſelbſt«, wie es dem Arbeitsaufſeher zur eigenen Rechtfertigung gemeldet wurde. Folglich konnte man ſo nicht ans Werk gehen, man mußte es eben anders verſuchen. Es folgte eine lange Beratung, wie es richtig wäre und was zu tun ſei. Selbſtverſtändlich kam es bald zum Wortwechſel, darauf folgte Geſchimpf und die Sache drohte noch weiterzugehen ... Der Aufſeher ſchrie ſie wieder an und fuchtelte mit ſeinem Stock; aber auch das zweite Knieholz brach. Es

ſtellte ſich nun heraus, daß zu wenig Äxte da waren und daß man noch irgendein beſonderes Werkzeug brauchte. Sogleich wurden zwei jüngere Burſchen mit einer Eskorte nach der Feſtung zurückgeſchickt, um die nötigen Gerätſchaften zu bringen, die anderen aber ſetzten ſich inzwiſchen ſeelenruhig auf die Barke hin, zogen ihre Pfeifen hervor und rauchten ſchon wieder.

Der Beamte ſpie ſchließlich aus.

»Weiß Gott, von euch kann man wahrlich keine Arbeit erwarten! Ich hab's ja immer geſagt: Pack bleibt Pack!« ſchimpfte er wütend, winkte mit der Hand ab – zum Zeichen unſerer Untauglichkeit – und ging, den Stock in der Luft ſchwingend, zur Feſtung zurück.

Nach einer Stunde erſchien ein anderer Aufſeher. Ruhig hörte er die Ausführungen der Arreſtanten an und erklärte darauf ohne zu zögern, daß er als Aufgabe gäbe, vier Kniehölzer herauszunehmen, aber nicht ſo, daß ſie brächen, ſondern heil, und dann noch einen bedeutenden Teil der Barke abzubrechen; wenn das aber geſchehen wäre, könnten ſie alle nach Hauſe gehen. Die Aufgabe war groß, aber – Himmel! – wie ſie ſich jetzt an die Arbeit machten! Wo war jetzt noch Faulheit oder Unwiſſenheit zu ſehen! Die Äxte hämmerten, die Holznägel wurden herausgedreht. Die anderen ſchoben wiederum dicke Stangen unter die Kniehölzer, zwanzig Hände ſtemmten ſich auf die Stangen und meiſterhaft gewandt wurden die Kniehölzer herausgebrochen, die jetzt zu meiner Verwunderung ſämtlich unverſehrt blieben. Die Arbeit kochte geradezu. Alle waren plötzlich auffallend klüger geworden. Weder gab es überflüſſige Worte, noch einen Streit, ein jeder wußte, was er zu ſagen, zu tun, wo er zu helfen und welchen Rat er zu geben hatte.

Genau eine halbe Stunde vor dem Trommelzeichen war die vorgeſchriebene Arbeit beendet und die Arreſtanten kehrten müde, doch vollkommen zufrieden in den Oſtrogg zurück, obgleich ſie doch nur eine halbe Stunde gewonnen hatten. In bezug auf mich aber war mir etwas Eigentümliches aufgefallen: wo und wie immer ich ihnen bei der Arbeit auch helfen wollte, überall war ich nicht am Platz, überall ſtörte ich, überall wurde ich beinahe mit Geſchimpf fortgeſchickt.

Selbſt der letzte von ihnen, der ſchlechteſte Arbeiter, der vor den anderen nicht mucken durfte, ſelbſt der glaubte ſich im Rechte, mich anſchreien zu dürfen, wenn ich mich neben ihn ſtellte – unter dem Vorwand, ich hindere ihn bei der Arbeit.

Da ſagte mir einer der Gewandten ganz offen und grob ins Geſicht:

»Was drängen Sie ſich wieder vor, gehen Sie zum Teufel! Wo man nicht gebraucht wird, dorthin ſoll man auch nicht ſeine Naſe ſtecken.«

»Der iſt der richtige!« bemerkte ſofort ein anderer.

»Nimm lieber eine Blechbüchſe,« ſagte ein dritter, »und ‚ſammle Geld zum Kirchenbau und der Branntweinſchenke Niederhau‘, hier aber haſt du nichts zu ſuchen.«

So hätte ich alſo abſeits ſtehen und zuſehen müſſen, während die anderen arbeiteten. Doch zuzuſehen ſchämt man ſich unwillkürlich. Als ich aber tatſächlich fortging und mich an das andere Ende der Barke ſtellte, da war ihnen das wieder nicht recht:

»Schöne Arbeiter ſchickt man uns her!« hieß es ſofort. »Was fängt man mit ſolchen Leutchen an!«

»Nichts fängt man mit ihnen an!«

Das wurde natürlich abſichtlich geſagt, denn man mußte doch die Gelegenheit benutzen, über einen ehemaligen Adligen herziehen zu können – und man freute ſich der Gelegenheit.

Jetzt wird man auch begreifen, warum meine erſte Frage nach dem Eintritt in den Oſtrogg, wie ich ſchon erwähnte, gerade dieſe war: wie ich mich hier verhalten, wie ich mich zu dieſen Menſchen ſtellen ſollte. Ich fühlte ſchon im voraus, daß ich noch oft ſolche Zuſammenſtöße mit ihnen haben würde wie an dieſem erſten Arbeitstage. Doch ungeachtet aller Zuſammenſtöße, entſchloß ich mich, meinen Verhaltungsplan nicht zu ändern, den ich mir inzwiſchen im großen ganzen ſchon ausgedacht hatte; ich wußte, daß er richtig war. Ich hatte mir geſagt, daß man ſich nach Möglichkeit natürlich und frei benehmen müßte, ohne ſich beſonders um eine Annäherung zu bemühen. Andererſeits aber mußte man ſie auch nicht vor den Kopf ſtoßen, wenn ſie von ſich aus eine Annäherung wünſchten. Ich beſchloß, ihre Drohungen und ihren Haß nicht zu fürchten und nach Möglichkeit mir den Anſchein zu geben, als bemerke ich ſo etwas überhaupt nicht; ferner, in gewiſſen Dingen ſie mir immer fernzuhalten und niemals einige ihrer Angewohnheiten und Sitten zu billigen oder gegen ſie auch nur nachſichtig zu ſein; mit einem Wort – nicht mich ihnen aufzudrängen und nicht ihre intime Freundſchaft zu ſuchen. Ich erriet ſchon auf den erſten Blick, daß ſie mich dafür verachten würden, mußte ich doch gerade ihrer Meinung nach, wie ich es auch ſpäter aus unzweifelhaften Anzeichen erſah, in erſter Linie meine adlige Herkunft wahren und hochhalten, nämlich: den Verzärtelten ſpielen, ſie verabſcheuen, wichtig tun, bei jedem Schritt zuſammenklappen und die Hände pflegen. Das war

ihre Vorſtellung von einem Adligen. Sie hätten mich deswegen natürlich verſpottet, innerlich aber doch dafür geachtet. Nein, eine ſolche Rolle ſagte mir nicht zu. In dieſem Sinne, wie ſie den Adel auffaßten, bin ich nie ein Adliger geweſen. Dafür aber gab ich mir mein Wort, durch keine einzige Konzeſſion weder meine Bildung noch meine Denkweiſe vor ihnen zu erniedrigen. Hätte ich angefangen, um ihnen zu gefallen, mich bei ihnen einzuſchmeicheln, in allem ihrer Meinung zu ſein, familiär mit ihnen umzugehen, und ihre »Eigenſchaften« mir anzueignen, um ihre Wohlgeneigtheit zu erwerben, ſo würden ſie ſofort geglaubt haben, ich täte es aus Furcht und Feigheit und ſie hätten mich nur mit Verachtung behandelt. A—ff war kein Beiſpiel für das Gegenteil: er ging zum Major und deshalb fürchteten ſie ihn, nicht er ſie.

Andererſeits wollte ich mich vor ihnen auch nicht hinter kalter und unnahbarer Höflichkeit verſchanzen, wie es die Polen taten.

Ich ſah, daß ſie mich verachteten, weil ich ebenſo arbeiten wollte, wie ſie, und mich vor ihnen nicht zierte und verſtellte; und wenn ich auch genau wußte, daß ſie ſpäterhin gezwungen ſein würden, ihre Meinung über mich zu ändern, ſo war mir doch der Gedanke, daß ſie glauben mußten, ich wolle mich durch meine Arbeitswilligkeit bei ihnen einſchmeicheln, geradezu eine Pein.

Als ich am Abend nach Beendigung der Nachmittagsarbeit müde und zerquält in den Oſtrogg zurückkehrte, überkam mich wieder unerträgliche Beklemmung.

»Wieviel Tauſende ſolcher Tage ſtehen mir noch bevor,« dachte ich, »alle ein und dieſelben, alle ein und dieſelben!«

Als die Dämmerung ſich bereits dem Abend näherte,

ſtrich ich ſtumm und allein hinter den Kaſernen längs dem Zaun umher. Da ſah ich plötzlich unſeren Scharik, wie er in geſtrecktem Galopp auf mich zugerannt kam. Scharik war unſer Oſtrogghund, ſo wie es Kompagnie-, Bataillons- und Regimentshunde gibt. Er lebte ſchon ſeit langer, langer Zeit im Oſtrogg, gehörte niemand und allen, hielt einen jeden für ſeinen Herrn und nährte ſich von dem, was ihm aus der Küche zugeworfen wurde. Er war ein ziemlich großer Hund, ſchwarz mit weißen Flecken, ein echter Hofhund, nicht ſehr alt, mit klugen Augen und buſchiger Rute. Niemals hatte jemand das Tier geſtreichelt, niemand auch nur die geringſte Beachtung dem Tiere geſchenkt. Schon am erſten Tage hatte ich Scharik geſtreichelt und ihm Brot aus der Hand zu freſſen gegeben. Als ich ihn ſtreichelte, hatte er ganz ſtill geſtanden, freundlich mich angeſehen und zum Zeichen ſeines Wohlbehagens langſam mit der Rute gewedelt. Jetzt aber, nachdem er mich, den erſten Menſchen, dem es während ſeines ganzen Lebens eingefallen war, ihn zu ſtreicheln, ſo lange nicht geſehen hatte, war er überall herumgelaufen, um mich unter den anderen zu ſuchen – und als er mich nun hinter den Kaſernen gefunden hatte, kam er aufkläffend auf mich zugerannt. Ich weiß nicht mehr, was mit mir in jenem Augenblick geſchah: ich umfaßte ſeinen Kopf und küßte ihn. Er ſetzte ſeine Vorderpfoten auf meine Schultern und leckte mir das Geſicht.

»Da habe ich jetzt einen Freund, den mir das Schickſal geſandt hat!« dachte ich, und jedesmal, wenn ich in dieſer erſten ſchweren Zeit von der Arbeit zurückkehrte, eilte ich, noch bevor ich in die Küche ging, hinter die Kaſernen, um dort den an mir emporſpringenden, vor Freude heulenden Scharik zu umfaſſen und immer wieder ſeinen Kopf zu

küſſen, während ein ſüßes und doch zugleich quälend bitteres Gefühl mein Herz bedrückte. Und ich entſinne mich noch, es war mir ſogar angenehm, zu denken, gleichſam als wäre ich vor mir ſelbſt auf meine Qual ſtolz, daß mir in der ganzen Welt nur noch ein einziges lebendiges Weſen geblieben war, das mich liebte und mir zugetan war, als mein Freund, mein einziger Freund – mein treuer Hund Scharik.

VII.

Neue Bekanntſchaften. Petroff.

Doch die Zeit verging und allmählich lebte ich mich ein. Die alltäglichen Geſchehniſſe in meinem neuen Leben nahm ich mit jedem Tage gleichmütiger hin. Die verſchiedenen Ereigniſſe, die Umgebung, die Menſchen – alles wurde dem Auge ſchließlich zum Überdruß. Sich mit dieſem Leben auszuſöhnen war unmöglich, doch es als eine vollendete Tatſache hinzunehmen, war nachgerade Zeit. Alles Nichtverſtehenkönnen, das noch in mir geblieben war, verbarg ich ſo tief wie möglich in meinem Innerſten. Ich ſchlenderte nicht mehr wie ein Verlorener im Oſtrogg umher und ich bemühte mich, durch nichts meine Qual zu verraten. Die wild neugierigen Blicke der Arreſtanten blieben nicht mehr ſo oft auf mir haften, ſie folgten mir nicht mehr mit einer ſo abſichtlich hervorgekehrten Frechheit. Offenbar hatten auch ſie ſich an mich gewöhnt, worüber ich mich aufrichtig freute. Im Oſtrogg bewegte ich mich bald wie im eigenen Hauſe, kannte meinen Platz auf den Pritſchen und hatte mich allem Anſcheine nach ſelbſt an ſolche Dinge gewöhnt, an die mich zu gewöhnen ich anfänglich für vollkommen ausgeſchloſſen gehalten hatte.

Regelmäßig einmal in der Woche ließ ich die eine Hälfte meines Kopfes raſieren. Jeden Sonnabend in der Feier-

abendzeit wurden wir zu dem Zweck der Reihe nach auf die Wachtſtube gerufen. Dort ſeiften uns die Regimentsbarbiere mit kaltem Seifenſchaum ein und kratzten uns erbarmungslos mit ihren Raſiermeſſern, die noch viel ſtumpfer als ſtumpf waren, ſo daß es mir auch jetzt noch bei dem bloßen Gedanken an dieſe Folter kalt über den Rücken läuft. Wer ſich nicht raſieren ließ, trug ſelbſt die Verantwortung. Übrigens fand ſich bald ein zweckmäßiges Mittel gegen dieſe Qual: Akim Akimytſch empfahl mir einen Arreſtanten, einen ehemaligen Soldaten, der für eine Kopeke mit ſeinem eigenen Raſiermeſſer raſierte und daraus ſein Gewerbe machte. Viele gingen zu ihm, um nicht den Regimentsbarbieren in die Hände zu kommen, und doch war das Volk ſonſt nicht verwöhnt.

Unſer Arreſtantenbarbier wurde »Major« genannt – warum, weiß ich nicht, und was gerade an ihm einem Major gleichen ſollte, weiß ich gleichfalls nicht zu ſagen. Ich erinnere mich ſeiner noch lebhaft: groß und lang war er, hager, ſchweigſam, ziemlich dumm, ewig in ſeine Beſchäftigung vertieft und ewig mit dem Riemen in der Hand, auf dem er womöglich Tag und Nacht ſein ohnehin ſchon haarſcharfes Raſiermeſſer ſtrich. Wie es ſchien, ging er in ſeiner Tätigkeit, die er offenbar für ſeine ganze Lebensaufgabe hielt, völlig auf. Er war unſagbar zufrieden, wenn ſein Meſſer gut war und jemand zu ihm kam, um ſich raſieren zu laſſen: ſein Seifenſchaum war warm, ſeine Hand geſchickt und ſein Meſſer fuhr einem wie Samt über die Haut. Man ſah es ihm an, daß er ſeine Kunſt genoß und ſtolz war auf ſein Können. Nachläſſig nahm er die verdiente Kopeke in Empfang, ganz als hätte es ſich für ihn in der Tat nur um die Kunſt und nicht um das Geld gehandelt.

A–ff war es einmal ſehr ſchlecht ergangen bei unſerem Major, als er beim üblichen Hinterbringen aller Vorgänge im Oſtrogg auch auf dieſen Barbier zu ſprechen gekommen war und unvorſichtigerweiſe ihn »Major« genannt hatte. Der Major ſoll geradezu wild geworden ſein.

»Schurke, du! Weißt du auch, was ein Major iſt!« ſoll er mit Geifer vor dem Munde geſchrien und ihn auf ſeine Weiſe bearbeitet haben. »Begreifſt du überhaupt, was dieſes Wort bedeutet! Und da wagſt du, Kerl, ſo ein Arreſtantenvieh Major zu nennen, und noch dazu mir ins Geſicht, in meiner Gegenwart!«

Nur ein A–ff konnte es fertigbringen, mit einem ſolchen Menſchen auszukommen.

Schon am erſten Tage im Oſtrogg begann ich von meiner ſpäteren Freiheit zu träumen. Die Berechnung, wann meine Strafzeit zu Ende ſein werde, wurde in tauſend verſchiedenen Arten und mit ebenſoviel praktiſchen Bezugnahmen meine liebſte Beſchäftigung. An anderes konnte ich überhaupt nicht denken, und ich bin überzeugt, daß es einem jeden ſo ergeht, der für eine Zeitlang der Freiheit beraubt iſt. Ich weiß nicht, ob die anderen Zwangsarbeiter ebenſo rechneten und dachten wie ich, jedenfalls aber machte mich ihr verwunderlicher Leichtſinn in dieſer Beziehung nicht wenig ſtutzig, und zwar ſchon vom erſten Augenblick an. Die Hoffnung eines Eingekerkerten, der Freiheit Beraubten iſt von ganz anderer Art als die eines frei und naturgemäß lebenden Menſchen. Der freie Menſch hofft natürlich gleichfalls (zum Beiſpiel auf eine Schickſalsänderung, auf das Gelingen irgendeines Unternehmens), aber er lebt doch dabei ein lebendiges Leben, er iſt beſchäftigt, das wirkliche Leben zieht ihn wieder in ſeinen Strudel hinein. Der Gefangene

dagegen kennt ſo etwas nicht. Gewiß lebt er auch ein Leben – ein Oſtrogg-, ein Zwangsarbeiterleben; aber wer er auch ſein mag, und gleichviel, ob er zu einer langen oder kurzen Strafzeit verurteilt iſt, er wird dieſes Leben inſtinktiv und ganz entſchieden nicht für etwas Poſitives, Endgültiges nehmen können, für einen Abſchnitt ſeines wirklichen Lebens. Jeder Zwangsarbeiter fühlt, daß er nicht »bei ſich zu Hauſe« iſt, ſondern gleichſam auf Beſuch. Auf zwanzig Jahre ſieht er wie auf zwei Jahre und iſt dabei feſt überzeugt, daß er mit fünfundfünfzig Jahren, bei ſeinem Austritt aus dem Oſtrogg, ein ebenſo kräftiger, gewandter Mann ſein werde wie jetzt mit fünfunddreißig.

»Werde ſchon noch mal leben!« denkt er und verſcheucht eigenſinnig alle Zweifel und anderen läſtigen Gedanken.

Selbſt die Verbrecher der beſonderen Abteilung, die auf unbeſtimmte Zeit verſchickt ſind, ſelbſt die rechnen noch darauf, daß plötzlich, ſagen wir, aus Piter (Petersburg) ein Brief kommen könnte: »der und der – iſt nach Nertſchinsk in die Erzgruben überzuführen und ihm eine Friſt zu beſtimmen.« Was fehlte ihnen dann! Nach Nertſchinsk dauert der Marſch etwa ein halbes Jahr, und mit einem ganzen Trupp zu marſchieren iſt doch im Vergleich zum Oſtrogg tauſendmal beſſer! Und dann in Nertſchinsk die feſtgeſetzte Strafzeit zu beenden, und dann ...

Und ſo hofft ja noch manch einer mit weißem Haar!

In Tobolsk habe ich an die Wand angeſchmiedete Verbrecher geſehen. Die Ketten eines ſolchen ſind etwa zwei Meter lang; und dort an der Wand hat er auch ſeine Pritſche. Angeſchmiedet hat man ihn für irgendein ganz unerhörtes Verbrechen, das er bereits in Sibirien begangen hat. Und ſo ſitzt manch einer fünf Jahre, ſitzt ſogar zehn Jahre an

der Kette. Größtenteils ſind es ehemalige Räuber. Nur ein einziger ſchien unter denen, die ich ſah, beſſerer Herkunft zu ſein: er war, glaube ich, einmal irgendwo irgendein Beamter geweſen. Er ſprach äußerſt ſanft, faſt flüſternd, und mit einem ſüßlichen kleinen Lächeln. Er zeigte uns ſeine Ketten, und zeigte, wie man ſich am bequemſten auf die Pritſche hinlegen konnte. Er war in ſeiner Art ſicherlich ein ganz beſonderer Vogel. Alle verhalten ſie ſich dort völlig friedlich und alle ſcheinen ſie ganz zufrieden zu ſein, trotzdem will aber ein jeder von ihnen ungeheuer gern recht bald ſeine Zeit an der Wand abgeſeſſen haben. Wozu nur, ſollte man meinen? – Wozu? Sehr einfach: er wird dann aus dem dumpfen, muffigen Raum mit den niedrigen Backſteingewölben hinausgehen und auf dem Oſtrogghof hin und her ſpazieren können, und ... und das iſt alles. Aus dem Oſtrogg wird man ihn nie hinauslaſſen. Er weiß es ſelbſt ſehr gut, daß die von der Wandkette Befreiten ewig im Oſtrogg bleiben müſſen, bis zu ihrem Tode, und auch die Fußketten werden ihnen nicht früher abgenommen. Er weiß alles ganz genau und deshalb will er recht, recht bald ſeine Zeit an der Wand abgeſeſſen haben. Könnte er es denn ohne dieſen Wunſch fünf oder ſechs Jahre ſo angeſchmiedet aushalten und nicht ſterben oder den Verſtand verlieren? Wer würde das ſonſt noch auf ſich nehmen?

Ich fühlte, daß die Arbeit mich retten, meine Geſundheit, meinen Körper ſtärken werde. Die fortwährende geiſtige Unruhe, die Nervenreizung, die ſchlechte Luft in der Kaſerne hätten mich gänzlich vernichtet. »Ich muß ſoviel wie möglich in der friſchen Luft ſein, muß mich jeden Tag müde arbeiten, muß mich gewöhnen, Laſten zu tragen – nur ſo werde ich mich ſtärken können und geſund, rüſtig, ſtark und

nicht alt geworden in die Freiheit zurückkehren.« Ich habe mich nicht getäuſcht: die Arbeit und die Bewegung in der friſchen Luft waren mir ſehr zuträglich.

Mit Entſetzen blickte ich auf einen meiner Kameraden von den Adligen, der im Oſtrogg wie ein Licht erloſch. Er war mit mir zuſammen hingekommen, ein junger, hübſcher, kräftiger Junge, und als er den Oſtrogg wieder verließ, da war er ein halber Greis, ergraut, ſo gut wie lahm und dazu aſthmatiſch. Nein, dachte ich bei ſeinem Anblick, ich will leben und ich werde leben! Dafür aber hatte ich vieles von den Arreſtanten hinzunehmen, die mich für meine Liebe zur Arbeit mit Verachtung und Spott bedachten. Doch ich machte mir nichts daraus und machte mich immer friſch an jede Arbeit, und wenn es auch nur das Brennen und Stoßen von Alabaſter war – eine der erſten Arbeiten, die ich kennenlernte, übrigens die leichteſte. Das Pionierkommando war bemüht, den Adligen die Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, was jedoch durchaus nicht Nachſicht, ſondern nur Gerechtigkeit war. Wäre es doch ſonderbar, von einem Menſchen, der körperlich nie gearbeitet hat, dieſelbe Arbeit zu verlangen, wie von einem dreimal ſtärkeren richtigen Arbeiter. Doch dieſe Nachſicht oder »Verwöhnung« wurde nicht immer durchgeführt, ja es geſchah gewöhnlich ſogar etwas verſtohlen, denn es wurde darauf ſtreng aufgepaßt – von anderer Seite. Sehr oft mußten wir auch ſchwere Arbeit verrichten, und dann hatten wir es natürlich doppelt ſo ſchwer wie die anderen. Zur Alabaſterarbeit wurden gewöhnlich nur drei oder vier beſtimmt, Greiſe oder Schwächlinge, nun, und bisweilen auch wir. Außerdem wurde noch mehrere Jahre lang immer ein und derſelbe Sträfling mitgeſchickt, ein gewiſſer Almaſoff, ein ſtrenger, brünetter, hagerer, nicht

mehr junger Menſch, der äußerſt wenig umgänglich und ſehr eigenſinnig war. Er verachtete uns tief. Übrigens war er ſehr wortkarg, was ſich bei ihm ſogar ſo weit ausdehnte, daß er ſelbſt zum Anknurren zu faul war.

Der Schuppen, in dem der Alabaſter gebrannt und geſtoßen wurde, befand ſich gleichfalls am öden und ſteilen Flußufer. Im Winter, namentlich an trüben, dunklen Tagen, war es traurig, auf den Fluß und das gegenüberliegende ferne Ufer zu ſehen. Es lag etwas Sehnſüchtiges, das Herz Zerreißendes in dieſer wilden und öden Landſchaft. Doch war es faſt noch ſchwerer, wenn auf der unendlichen weißen Schneedecke blendender Sonnenſchein lag: dann wäre man am liebſten hinübergeflogen, dorthin in dieſe Steppe, die ſich jenſeits des Fluſſes wie ein einziges großes Tuch auf anderthalbtauſend Werſt gegen Süden hinzog.

Almaſoff machte ſich gewöhnlich ſtumm und finſter an die Arbeit. Wir aber ſchämten uns gewiſſermaßen, weil wir ihm nicht in der entſprechenden Weiſe helfen konnten; er jedoch machte alles allein und verlangte abſichtlich nicht nach unſerer Hilfe, gleichſam als wolle er uns damit unſere ganze Schuld vor ihm zu fühlen geben, auf daß wir ob der eigenen Nutzloſigkeit Reue empfänden. Die ganze Arbeit beſtand aber nur darin, daß man den Ofen anheizte, um den Alabaſter brennen zu können, den wiederum wir ihm zuſchleppten. Schon am nächſten Tage, wenn der Alabaſter genügend gebrannt war, mußte er aus dem Ofen wieder herausgeſchafft werden. Darauf nahm jeder von uns einen ſchweren Hammer, ſtellte ſeinen beſonderen Kaſten mit Alabaſter vor ſich hin und dann begann das Zerſtoßen. Das war eine herrliche Arbeit. Der körnige Alabaſter verwandelte ſich ſchnell in weißes, blitzendes Pulver, ſo ſchnell zerbröckelte

er und ließ er ſich feinſtoßen. Wir klopften luſtig mit den ſchweren Hämmern und riefen ein ſolches Getöſe hervor, daß es eine wahre Freude war. Und wurden wir ſchließlich auch müde, ſo war es uns doch leicht ums Herz: in das Geſicht kam wieder Farbe und das Blut kreiſte ſchneller. Dann ſah ſelbſt Almaſoff gnädiger auf uns herab, etwa wie man auf kleine Kinder ſieht, wenn ſie eine Beſchäftigung gefunden haben. Gnädig rauchte er ſeine Pfeife, konnte es aber doch nicht unterlaſſen, uns anzuknurren, wenn er etwas ſagen mußte. Übrigens verhielt er ſich gegen alle ſo, im Grunde aber war er, glaube ich, ein guter Menſch.

Eine andere Arbeit, die mir zugeteilt wurde, war: in der Werkſtatt das Rad an der Drechſlerbank zu drehen. Das Rad war groß und ſchwer. Da mußte man ſich nicht wenig anſtrengen, beſonders wenn der Drechſler – einer der Militärhandwerker – etwa Pfoſten für ein Treppengeländer drechſelte, oder große Tiſchfüße für die Einrichtung irgendeines Beamten, die dieſem von der Regierung geliefert wurde. Zu ſolchen Tiſchfüßen war faſt ein ganzer Balken erforderlich. Dann war das Drehen für einen einzelnen zu ſchwer und man beſtimmte gewöhnlich zwei dazu, mich und noch einen Adligen, B. So wurde dieſe Arbeit mehrere Jahre lang uns zugewieſen, ſobald es nur irgend etwas zu drechſeln gab. B. war ein ſchwacher, kränklicher Menſch, noch jung, aber lungenleidend. Er war mit zwei Gefährten ein Jahr vor mir in den Oſtrogg gekommen: der eine von ihnen – ein Greis, der während der ganzen Zeit ſeines Oſtrogglebens Tag und Nacht betete, wofür ihn die Arreſtanten ungemein achteten – ſtarb bald nach meiner Ankunft; und der andere, ein noch ſehr junger Menſch, der friſch, geſund, ſtark und mutig war, hatte unterwegs den ſchon nach der erſten Hälfte

OXF

des Weges völlig erſchöpften B. getragen, etwa ſiebenhundert Werſt weit, ununterbrochen, bis zum Oſtrogg. Dieſe Freundſchaft hätte man ſehen müſſen! B. hatte eine vorzügliche Bildung genoſſen und hatte einen edlen, großzügigen Charakter, doch durch die Krankheit war er reizbar geworden und verbittert. Wir drehten zuſammen das Rad und das Drehen war uns beiden eine gute Beſchäftigung, für mich beſonders war ſie eine vorzügliche Bewegung nach den ruhigeren Arbeiten.

Auch das Schneeſchaufeln bereitete mir viel Vergnügen, ich tat es ſehr gern. Dazu wurden wir gewöhnlich nach großen Schneeſtürmen angeſtellt, die ja im Winter nicht ſelten ſind. Nach ſo einem vierundzwanzigſtündigen Schneeſturme war manches Haus bis zur halben Fenſterhöhe, manches bis zum Dach im Schnee vergraben. Dann, ſobald der Sturm aufgehört hatte und die Sonne wieder ſchien, wurden wir in großen Trupps hinausgeſchickt, zuweilen ſogar der ganze Oſtrogg, um die Schneeberge vor den Staatsgebäuden wegzuſchaufeln. Jeder erhielt eine Schaufel und alle zuſammen eine »Aufgabe«, die nicht ſelten ſo groß war, daß man ſich verwundert fragte, wie man damit fertig werden ſollte. Aber ſiehe da – es ging! Alle machten ſich einmütig und flink an die Arbeit. Der lockere, kaum gelagerte und oben nur ein wenig gefrorene Schnee ließ ſich leicht auf die Schaufel nehmen, und die großen Stücke oder loſeren Haufen flogen in Bogen durch die Luft und verwandelten ſich ſchon im Fluge in glitzernden Staub. Es war eine Luſt, die Schaufel in die weiße, im Sonnenſchein blendende Maſſe hineinzuſtechen. Bei dieſer Arbeit waren die Arreſtanten immer luſtig und guter Dinge. Die friſche Winterluft und die Bewegung erwärmten ſie, und die Munterkeit war anſteckend: Lachen

ertönte, Geſchrei und Witze. Man warf ſich ſogar mit Schneebällen, worüber natürlich die Vernünftigen und über die allgemeine Heiterkeit Ungehaltenen ſchon im nächſten Augenblick zu ſchreien hatten, ſo daß die anfängliche Fröhlichkeit gewöhnlich mit Schimpf und Streit endete.

Mit der Zeit vergrößerte ſich der Kreis meiner Bekannten. Übrigens dachte ich ſelbſt nicht daran, neue Bekanntſchaften zu ſuchen, ich war immer noch unruhig, niedergeſchlagen und mißtrauiſch. Aber die Bekanntſchaften ergaben ſich ganz von ſelbſt.

Einer der erſten, die mich beſuchten, war der Arreſtant Petroff. Ich ſage »beſuchten« und will dieſes Wort noch abſichtlich betonen.

Petroff befand ſich in der beſonderen Abteilung und lebte in der entfernteſten Kaſerne, die ganz im Hintergrunde des Oſtrogg lag, ſomit konnte es zwiſchen uns gar keine Berührungspunkte geben, und innerlich Gemeinſames gab es zwiſchen uns gleichfalls nicht, das war ganz ausgeſchloſſen. Nichtsdeſtoweniger ſchien dieſer Petroff in der erſten Zeit es nahezu für ſeine Pflicht zu erachten, womöglich jeden Tag zu mir in die Kaſerne zu kommen oder mich am Feierabend, wenn ich möglichſt weit von allen anderen hinter den Gebäuden am Zaun entlang ſpazierte, aufzuſuchen und anzureden. Anfangs war mir das recht unangenehm. Aber er verſtand es ſo zu machen, daß ſeine »Beſuche« mir bald zu einer angenehmen Zerſtreuung wurden, obgleich er durchaus nicht ein ſehr mitteilſamer oder geſprächiger Menſch war. Was ſein Äußeres anbelangt, ſo war er nicht groß von Wuchs, doch ſtark gebaut, gewandt, beweglich, mit einem ziemlich ſympathiſchen Geſicht, etwas bleich, mit breiten Backenknochen, dreiſtem Blick und weißen, dichten, kleinen Zähnen.

Ewig hatte er eine Priſe Kautabak hinter der Unterlippe. Übrigens hatten es ziemlich viele Arreſtanten ſich zur Angewohnheit gemacht, Tabak in den Mund zu nehmen. Er ſah jünger aus, als er war: man hielt ihn für dreißig, während er ſchon vierzig zählte. Wenn er mit mir ſprach, ſo tat er es immer ganz ungezwungen, benahm ſich wie ein völlig Gleichſtehender, das heißt ſehr anſtändig und taktvoll. Bemerkte er zum Beiſpiel, daß ich die Einſamkeit ſuchte, ſo ſprach er nur ein paar Worte mit mir und verließ mich ſofort, nachdem er mir jedesmal für die Aufmerkſamkeit gedankt hatte, was er ſonſt keinem einzigen gegenüber tat. Auch war noch eines ſonderbar: daß dieſe Beziehungen zwiſchen uns nicht etwa nur in der erſten Zeit, ſondern mehrere Jahre lang fortdauerten, ohne daß wir uns dabei merklich nähergetreten wären, obſchon er mir tatſächlich und aufrichtig zugetan war. Selbſt jetzt vermag ich es mir noch nicht zu erklären, was er eigentlich von mir wollte, und weswegen er jeden Tag zu mir kam. Zwar kam es ſpäterhin auch vor, daß er mich beſtahl, doch geſchah es von ihm immer – gleichſam »aus Verſehen«. Um Geld bat er mich faſt nie, folglich iſt er nicht des Geldes wegen oder aus ſonſt einer Berechnung gekommen.

Desgleichen vermag ich nicht zu ſagen, aus welchem Grunde es mir fortwährend ſchien, daß er gar nicht im Oſtrogg lebe, ſondern irgendwo ganz weit von uns in einem anderen Hauſe, in der Stadt vielleicht, und den Oſtrogg nur im Vorübergehen beſuche, etwa um Neuigkeiten zu erfahren, mit mir ein paar Worte zu wechſeln, und ſo ein wenig zu ſehen, was wir alle eigentlich machten. Er ſchien es immer eilig zu haben, ganz als hätte er jemanden nur auf einen Augenblick verlaſſen und werde von dieſem erwartet, als

wäre er irgendwo mit irgend etwas noch nicht fertig geworden und müſſe hineilen, um es zu beenden. Dabei aber ſchien er ſich wiederum doch nicht gar zu ſehr zu beeilen. Auch ſein Blick war eigentümlich: aufmerkſam, unbeweglich, mit einem Flimmern wie von Dreiſtigkeit und etwas Spott, doch blickte er dabei, wie es ſchien, gleichſam in die Ferne, gleichſam durch den Gegenſtand hindurch: als bemühe er ſich, hinter dem Gegenſtande, der vor ihm ſtand, noch einen anderen, weiter gelegenen zu betrachten. Das verlieh ihm ein zerſtreutes Ausſehen. Zuweilen gab ich abſichtlich acht darauf, wohin Petroff ging, wenn er mich verließ, und wo er denn eigentlich ſo erwartet wurde. Er aber begab ſich von mir eilig in irgendeine Kaſerne oder in eine der Küchen, ſetzte ſich dort neben ein paar anderen hin, die ſich unterhielten, hörte ihnen aufmerkſam zu, trat mitunter ſogar ſelbſt in ein Geſpräch, ſprach ſogar ſehr eifrig, bis er dann plötzlich wieder abbrach und verſtummte. Doch ob er ſprach oder ſtillſchweigend ſaß, es hatte immer den Anſchein, daß er es nur ſo im Vorübergehen tat und irgendwo etwas zu tun hatte und erwartet wurde. Am ſonderbarſten war aber dabei, daß er überhaupt keine Beſchäftigung hatte, er lebte in vollſtändigem Müßiggang – natürlich abgeſehen von der Zwangsarbeit. Ein Handwerk verſtand er nicht und auch Geld beſaß er faſt nie. Doch machte er ſich um Geld auch nicht viel Sorgen.

Worüber er mit mir ſprach?

Die Geſpräche, die er mit mir anknüpfte, waren ebenſo ſeltſam wie er ſelbſt. Sah er, zum Beiſpiel, daß ich allein hinter den Kaſernen war, ſo trat er haſtig an mich heran. Er ging ſtets ſchnell und machte brüske Wendungen. Kam er auch im Schritt auf einen zu, ſo ſchien es doch, als ob er liefe.

»Guten Tag.«

»Guten Tag.«

»Störe ich Sie nicht?«

»Nein.«

»Ich wollte Sie wegen Napoleon fragen. Er iſt doch ein Verwandter von dem, der achtzehnhundert und zwölf in Rußland war?«

Petroff war Soldatenkind und hatte Leſen und Schreiben gelernt.

»Ja, er iſt ſein Neffe.«

»Was iſt er denn da für ein Präſident?«

Er fragte immer ſehr ſchnell und kurz, als müſſe er möglichſt bald das Gewünſchte erfahren, als müſſe er ſich in einer ſehr wichtigen Sache, die nicht den geringſten Aufſchub duldet, eines beſonderen Umſtandes vergewiſſern.

Ich erklärte es ihm, was für ein Präſident Napoleon war, und fügte noch hinzu, daß er vielleicht bald Kaiſer ſein werde.

»Wie denn das?«

Ich erklärte ihm auch dies, ſo gut ich konnte. Petroff hörte aufmerkſam zu, begriff es vollkommen und begriff ſchnell. Beim Zuhören hielt er gewöhnlich das Ohr zu mir hin.

»Hm ... Ich wollte Sie, Alexander Petrowitſch, fragen – iſt es wahr, daß es ſolche Affen gibt, deren Hände, wie man ſagt, bis zu den Ferſen reichen und die ſo groß ſind wie der größte Menſch?«

»Ja, es gibt ſolche.«

»Was ſind denn das für welche?«

Ich beantwortete ihm, ſo gut ich konnte, auch dieſe Frage.

»Und wo leben ſie denn?«

»In den heißen Ländern. Auf der Inſel Sumatra zum Beiſpiel.«

»Das iſt doch in Amerika, nicht? Aber wie iſt das, man ſagt, dort ſollen die Menſchen mit dem Kopf nach unten umhergehen?«

»Nicht mit dem Kopf nach unten ... Sie meinen die Antipoden.«

Ich erklärte ihm, was Amerika iſt, wo es liegt und nach Möglichkeit auch, was man unter Antipoden verſteht. Er hörte wieder ungewöhnlich aufmerkſam zu, ganz als wäre er einzig wegen der Antipoden gekommen.

»Ah ſo! Aber da hab' ich im vergangenen Jahr von der Gräfin Lavallière geleſen, von dem Adjutanten Andrejeff hatte ich das Buch mitgenommen. Iſt das nun alles wahr, oder nur ſo – ausgedacht? Von einem Dumas geſchrieben.«

»Selbſtverſtändlich erdacht.«

»Nun, adieu. Beſten Dank.«

Und Petroff verſchwand.

Wir haben tatſächlich nie anders geſprochen, als in dieſer Weiſe.

Ich verſuchte Erkundigungen über ihn einzuziehen. Als ich M. von meiner neuen Bekanntſchaft Mitteilung machte, warnte er mich. Er ſagte mir, viele Arreſtanten hätten in ihm Furcht erweckt, beſonders in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft im Oſtrogg, doch kein einziger von ihnen, nicht einmal Gaſin, habe einen ſo entſetzlichen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieſer Petroff.

»Er iſt der Entſchloſſenſte, der Furchtloſeſte von ihnen allen«, ſagte M. »Er iſt zu allem fähig; er wird vor nichts zurückſchrecken, wenn er ſich einmal etwas in den Kopf ſetzt. Er würde auch Sie ermorden, wenn es ihm einmal einfallen ſollte, ohne jede Urſache, ganz einfach, weil er eben ermorden will, und er wird dabei weder mit der Wim-

per zucken noch nachträglich irgendwelche Reue empfinden. Ich glaube ſogar, daß er nicht bei vollem Verſtande iſt.«

Dieſe Auskunft erweckte noch lebhafteres Intereſſe in mir. Doch M. wußte ſelbſt nicht zu ſagen, warum ihm das ſo ſchien. Und ſonderbar: noch mehrere Jahre ſprach ich mit Petroff faſt täglich, und die ganze Zeit war er mir aufrichtig zugetan – obgleich ich entſchieden nicht weiß, aus welchem Grunde er es war – und während all dieſer Jahre, in denen er übrigens vernünftig und ruhig im Oſtrogg lebte und ſo gut wie nichts Schlechtes beging, ſchien es auch mir jedesmal, wenn ich ihn anſah oder mit ihm ſprach, daß M. recht hatte und Petroff vielleicht wirklich der entſchloſſenſte und furchtloſeſte Menſch war, der keinen einzigen Zwang über ſich kannte. Doch warum es mir ſo ſchien – darüber vermag ich gleichfalls nicht Rechenſchaft zu geben.

Ich muß noch bemerken, daß dieſer Petroff es geweſen war, der unſeren Major hatte erſtechen wollen, als er beſtraft werden ſollte: jener wurde nur »durch ein Wunder«, wie die Arreſtanten ſagten, gerettet, da er gerade noch vor dem kritiſchen Augenblick davonfuhr. Früher einmal, noch vor der Kátorga, hatte ihn ſein Oberſt beim Exerzieren geſchlagen. Wahrſcheinlich war er auch vorher ſchon geſchlagen worden, doch diesmal wollte er es ſich nicht wieder gefallen laſſen und erſtach ſeinen Oberſt mit dem Bajonett, erſtach ihn vor der Front, ganz offen, mitten am Tage. Übrigens kenne ich ſeine ganze Geſchichte nicht ſo genau; er hat ſie mir niemals erzählt. Doch das waren natürlich nur kurze Ausbrüche, in denen ſich plötzlich ſeine ganze Natur reſtlos offenbarte, und dieſe Ausbrüche waren immerhin ſehr ſelten. Er war ſonſt wirklich ein verſtändiger und ſogar zahmer Menſch. Gewiß waren Leidenſchaften in ihm, und ſogar

mächtige, brennende; aber die glühenden Kohlen waren beſtändig mit Aſche bedeckt und glommen unſichtbar. Niemals habe ich auch nur einen Schatten von Prahlerei oder Eitelkeit an ihm wahrgenommen, wie bei den anderen. Selten nur ſtritt er, doch war er auch mit niemandem beſonders befreundet, allenfalls noch mit Sſirotkin, aber auch mit dem nur dann, wenn er ihn brauchte. Übrigens einmal habe ich ihn doch ernſtlich erzürnt geſehen. Man wollte ihm irgend etwas nicht geben, irgendeinen Gegenſtand, ich glaube, man hatte ihn übervorteilt. Sein Gegner war einer der ſtärkſten Arreſtanten, ein großer, händelſüchtiger Spötter und wahrhaftig kein Feigling, Waſſilij Antonoff mit Namen, ein Sträfling der Zivilklaſſe. Sie hatten ſchon längere Zeit miteinander geſtritten und ich dachte, die Sache würde höchſtens mit gewöhnlichen Fauſtſchlägen erledigt werden, denn wenn Petroff auch ſelten ſtritt und prügelte, ſo tat er es bisweilen doch, und dann genau wie jeder andere Sträfling. Diesmal aber kam es anders: Petroff erbleichte plötzlich, ſeine Lippen erbebten und wurden blau – er atmete ſchwer. Dann erhob er ſich von ſeinem Platz und näherte ſich langſam, ganz langſam, unhörbar auf ſeinen bloßen Füßen – im Sommer ging er mit Vorliebe barfuß – ſeinem Widerſacher. In der ganzen geräuſchvollen Kaſerne wurde es ſtill, alles verſtummte; ſelbſt das Summen einer Mücke hätte man gehört. Alle warteten darauf, was jetzt geſchehen werde. Da ſprang Antonoff von ſeinem Platz auf, ſein Geſicht war nicht wiederzuerkennen ... Ich hielt es nicht aus und verließ die Kaſerne. Ich glaubte, ich würde kaum über die Schwelle getreten ſein ... und der letzte Schrei eines ermordeten Menſchen müßte mich erreichen. Doch dazu kam es nicht: Antonoff hatte, noch bevor Petroff an ihn heran-

gekommen war, ihm plötzlich wortlos den betreffenden Gegenstand zugeworfen. Es handelte sich um ein erbärmliches Stück Zeug, um irgendwelche Fußlappen, wenn ich mich recht entsinne. Natürlich mußte Antonoff ihn nachher noch ein wenig ausschimpfen, was er hauptsächlich zur Erleichterung seines eigenen Herzens und wohl auch des Anstandes halber tat, damit die anderen nicht etwa glaubten, er habe Angst vor ihm gehabt. Doch Petroff schenkte dem Geschimpfe überhaupt keine Beachtung, ja er antwortete jenem nicht einmal: ihm war es nicht ums Schimpfen zu tun, und außerdem war er ja der gewinnende Teil. Er war sehr zufrieden und nahm seine alten Lumpen wieder an sich. Nach einer Viertelstunde irrte er schon wie gewöhnlich im Ostrogg umher, mit dem Ausdruck völliger Beschäftigungslosigkeit, und als horche er, ob nicht irgendwo von etwas Interessanterem gesprochen werde, um dann auch seine Nase hineinzustecken und zuzuhören. Ihn interessierte, wie es schien, alles, doch weiß ich nicht, wie es kam, daß ihn im Grunde alles doch gleichgültig ließ und er sich nur so umhertrieb, bald hierhin, bald dorthin. Man hätte ihn mit einem Arbeiter vergleichen können, mit einem guten Arbeiter, dem man aber vorläufig keine Arbeit gibt: und da sitzt er nun in Erwartung derselben und spielt mit kleinen Kindern. Auch begriff ich nicht, weshalb er im Ostrogg blieb und nicht entfloh? Er hätte keinen Augenblick gezögert, zu entfliehen, sobald er es nur wirklich gewollt hätte. Solche Menschen, wie Petroff, werden nur so lange von der Vernunft regiert, bis sie plötzlich irgend etwas wollen. Dann aber kann sie nichts in der Welt mehr aufhalten. Und ich bin überzeugt, daß er, geschickt und schlau wie er war, schon verstanden hätte, zu entfliehen, und daß es ihm nichts ausgemacht haben würde,

eine ganze Woche ohne Brot im Walde oder am Flußufer im Schilf zu verbringen. Augenſcheinlich war er jedoch überhaupt noch nicht auf dieſen Gedanken gekommen und konnte daher auch nicht ſo etwas wollen. Eine große Urteilskraft oder ein beſonderer Menſchenverſtand iſt mir niemals an ihm aufgefallen. Dieſe Menſchen werden gleichſam mit einer einzigen Idee geboren, die ſie zeitlebens, ihnen ſelbſt unbewußt, bald hierhin, bald dorthin bewegt, und ſo treiben ſie ſich ihr ganzes Leben lang umher, bis ſie eine Betätigungsmöglichkeit finden, die ihnen vollſtändig zuſagt; dann aber kommt es ihnen auch auf ihren Kopf nicht mehr an. Es wunderte mich, daß ein ſolcher Menſch, der für gewöhnliche Schläge ſeinen Oberſt aufgeſpießt hatte, ſich bei uns widerſpruchslos die Spießrutenſtrafe gefallen ließ. Er wurde zuweilen dazu verurteilt, wenn er beim Branntweinſchmuggel abgefaßt worden war. Wie alle beſchäftigungsloſen Arreſtanten verſuchte auch er bisweilen, Branntwein durchzuſchmuggeln. Doch auch die Rutenhiebe nahm er gleichſam mit ſeinem vollen Einverſtändnis hin, d. h. als hätte er eingeſehen, daß es ſo richtig war; andernfalls hätte er es nie und nimmer getan, eher hätte man ihn totſchlagen können. Ebenſo wunderte es mich, wenn er mich trotz ſeiner gewiß aufrichtigen Zuneigung beſtahl. Er war es auch, der mir meine Bibel ſtahl, die ich ihm gegeben hatte, damit er ſie an ihren alten Aufbewahrungsort bringe. Der Weg war nur wenige Schritte lang, doch trotzdem war es ihm gelungen, unterwegs einen Käufer zu finden, die Bibel zu verkaufen und das Geld ſogleich zu vertrinken. Sicherlich muß das Verlangen zu trinken ſchon gar zu groß in ihm geweſen ſein, was er aber ſehr wollte, das mußte natürlich geſchehen. Ja, gerade ſolche ſind es, die einen Menſchen wegen fünf-

undzwanzig Kopeken ermorden, um für dieſe Kopeken ein Maß Branntwein trinken zu können, während ſie zu einer anderen Zeit ſich eine Summe von Hunderttauſend entgehen laſſen. Am Abend desſelben Tages meldete er mir noch ſelbſt ſeinen Diebſtahl, tat es aber ohne die geringſte Verwirrung oder Reue, vielmehr vollkommen freundlich, als wäre es eine ganz gewöhnliche Mitteilung. Ich verſuchte, ihn gehörig auszuſchelten – auch tat mir meine Bibel leid. Er aber hörte mir in aller Seelenruhe zu, ſaß ganz friedlich da und rührte ſich nicht; er gab durchaus zu, daß die Bibel ein ſehr nützliches Buch ſei, es tat ihm auch aufrichtig leid, daß ich ſie nicht mehr beſaß, doch tat es ihm dabei nicht im geringſten leid, daß er ſie mir geſtohlen hatte. Er ſchaute mit einem ſolchen Selbſtbewußtſein drein, daß ich ſofort aufhörte, ihn zu ſchelten. Mein Schelten aber nahm er ruhig hin, wahrſcheinlich in der Erwägung, daß es doch nicht gut ginge, ihn dafür zu ſchelten: »folglich mag es nur geſchehen« – mit anderen Worten: »kann er ſich ausſchimpfen, ſo beruhigt er ſich ſchneller, alſo mag er nur; im Grunde aber iſt das ja alles Unſinn, ein ſolcher Unſinn, daß ein ernſter Menſch ſich ſchämen würde, über ſo etwas auch noch Worte zu verlieren.« Ja, es will mir ſogar ſcheinen, daß er mich überhaupt für ein Kind gehalten hat, wenn nicht gar für einen ganz kleinen Säugling, der noch nicht einmal die einfachſten Dinge der Welt begreifen kann. Zum Beiſpiel, wenn ich als erſter ihn anredete und nicht von Wiſſenſchaft oder Büchern ſprach, ſo antwortete er mir zwar, doch tat er es gleichſam nur aus Höflichkeit und beſchränkte ſich auf die kürzeſten Erwiderungen. Oft fragte ich mich, wozu er dieſer Bücherweisheit bedurfte, in der er ſich durch mich gewöhnlich unterrichten ließ. Es kam vor, daß ich ihn während dieſer

Geſpräche ſchließlich von der Seite anſah: wollte er ſich über mich etwa luſtig machen? Doch nein, das war es nicht. Gewöhnlich hörte er mir ernſt und aufmerkſam zu, aber im Grunde doch nicht allzu aufmerkſam, und dieſer letztere Umſtand verdroß mich nicht ſelten. Seine Fragen ſtellte er ſtets ſehr genau, beſtimmt, doch über die von mir erhaltene Auskunft ſchien er ſich weiter nicht zu wundern, ja er hörte ſie faſt zerſtreut an. Auch ſchien es mir, daß er ſich überzeugt hatte – und zwar ohne ſich lange den Kopf darüber zu zerbrechen –, daß man mit mir nicht wie mit anderen Menſchen ſprechen könne, daß ich, ausgenommen von Büchern, doch nichts verſtünde, ja nicht einmal fähig ſei, zu verſtehen, und es ſich folglich gar nicht lohne, mich mit anderen Dingen zu beläſtigen.

Und doch war ich überzeugt, daß er mich ſogar wirklich liebte, und das machte mich nicht wenig betroffen. Hielt er mich für einen unausgewachſenen, nicht vollen Menſchen, oder hatte er ein beſonderes Mitleid mit mir, wie es jedes ſtarke Weſen inſtinktiv einem ſchwächeren gegenüber empfindet, und hielt er mich nun für ein ſolches? – ich weiß es nicht. Und wenn ihn alles dieſes auch nicht abhielt, mich zu beſtehlen, ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß er, während er ſtahl, mich bemitleidete.

»Ach,« dachte er vielleicht in dem Augenblick, wenn er ſich mein Eigentum aneignete, »was iſt denn das für ein Menſch, der nicht einmal für ſein Hab und Gut einſtehen kann!«

Aber gerade deshalb hatte er mich lieb, glaube ich. Er ſagte es mir einmal ſogar ſelbſt – wohl halb aus Verſehen –, daß ich ein »ſchon gar zu gutes Herz« hätte, und meinte: »Sie ſind ein ſo treuherziger Menſch, ſo treuherzig, daß man mit Ihnen wirklich nur Mitleid haben kann. Nur müſſen

Sie das, Alexander Petrowitſch, nicht als Kränkung auffaſſen,« fügte er nach einer Minute hinzu, »ich habe es doch nur ſo geſagt, aus dem Herzen heraus.«

Mit ſolchen Leuten geſchieht es gewöhnlich im Leben, daß ſie plötzlich groß und ſcharf hervortreten und im Augenblick einer großen allgemeinen Aktion oder Revolution ihren vollen Ausdruck finden und mit einem Schlage in ihre eigenſte Tätigkeit hineinkommen. Sie ſind nicht Männer des Wortes und können nicht die Anſtifter oder die Hauptführer der Sache ſein, doch dafür ſind ſie die Hauptvollbringer der Tat und ſind die erſten, die anfangen. Sie fangen ganz einfach an, ohne beſonderes Aufſehen zu erregen, doch ſind ſie die erſten, die über das größte Hindernis ohne zu zögern und furchtlos hinwegtreten, allen Bajonetten entgegen — und ſiehe, alle ſtürzen ihnen nach und folgen ihnen blindlings, und ſo gehen ſie bis zur letzten Grenze, bis zur letzten Mauer ... wie ſie dann gewöhnlich auch ihre Köpfe niederlegen.

Ich glaube nicht, daß Petroff gut geendet hat. Im Leben dieſes Menſchen mußte ein Augenblick kommen, in dem er mit allem ein Ende macht; und wenn er noch nicht untergegangen war, ſo beſagte das nur, daß ſein Augenblick noch nicht gekommen war. Übrigens, was kann man wiſſen? Vielleicht wird er bis zum Silberhaar leben und ſeelenruhig vor Altersſchwäche ſterben, und bis dahin immer noch ziellos hierhin und dorthin ſchlendern. Aber es ſcheint mir doch, daß M. recht hatte, als er ſagte, Petroff ſei »der entſchloſſenſte Menſch im ganzen Oſtrogg«.

VIII.

Entſchloſſene Menſchen. Lutſchka

Von den entſchloſſenen Menſchen läßt ſich ſchwer etwas Beſtimmtes ſagen. In der Kátorga gab es ihrer, wie überall, verhältnismäßig wenige. Dem Anſehen nach allerdings iſt manch einer ein furchterweckender Menſch, und denkt man daran, was von ihm erzählt wird, ſo geht man im Bogen um ihn herum. Irgendein unbeſtimmbares Gefühl veranlaßte mich anfänglich, dieſe Menſchen ſoviel wie möglich zu meiden. Späterhin dagegen habe ich meine Anſicht ſelbſt über die furchtbarſten Mörder geändert. Manch einer, der überhaupt nicht gemordet hatte, war tauſendmal furchtbarer als einer, der wegen ſechs Mordtaten verſchickt war. Es gab auch Verbrechen, die man ſich überhaupt nicht erklären konnte, dermaßen ſeltſam waren ſie. Ich ſage dieſes hauptſächlich aus dem Grunde, weil bei uns unter dem einfachen Volke viele Verbrechen aus den wunderlichſten Veranlaſſungen begangen werden. So findet man zum Beiſpiel ſehr häufig folgenden Mördertyp: Der Menſch lebt irgendwo ganz ruhig und friedlich. Er hat es ſchwer – er leidet. Nehmen wir an, er iſt ein Landbauer oder ein Höriger, oder ein Bürger, oder auch ein Soldat. Plötzlich iſt ihm irgend etwas in die Quere gekommen: er hat es nicht mehr ausgehalten und ſeinen Feind und Bedrücker erſtochen. Nun

aber beginnt das Seltſame: der Menſch ſcheint für eine Zeitlang völlig aus Rand und Band zu ſein. Der erſte, den er ermordet hat, war ſein Feind geweſen; der Mord iſt, wenn auch ein Verbrechen, ſo doch begreiflich, es war eine Veranlaſſung zu dieſer Tat vorhanden. In der Folge aber tötet er nicht nur ſeine Feinde, ſondern den erſten beſten, tötet nur zu ſeinem Vergnügen, tötet wegen eines groben Wortes, wegen eines Blickes, oder einfach –: »Aus dem Wege, ſollſt mir nicht entgegenkommen, ich gehe hier!« – als wäre der Menſch plötzlich trunken oder als täte er es halb bewußtlos und wie im Fieber... ganz als fände er, der ſchon einmal über die Grenze des heiligen Gebots geſprungen iſt, bereits Gefallen daran, daß es für ihn nichts Heiliges mehr gibt; ganz als triebe es ihn, nun mit eins über alle Geſetze und alle Macht hinwegzutreten und in der zügelloſeſten, unbegrenzteſten Freiheit zu ſchwelgen, zu ſchwelgen in dieſem Erſterben des Herzens vor einem Entſetzen, das er unmöglich vor ſich ſelbſt nicht empfinden kann. Zudem weiß er nur zu gut, daß eine furchtbare Strafe ihn erwartet. Sein ganzer Zuſtand ließe ſich vielleicht mit demjenigen eines Menſchen auf einem hohen, hohen Turm vergleichen, der ſich unwillkürlich in die Tiefe, die er vor ſeinen Füßen ſieht, hinabgezogen fühlt, ſo daß er ſelbſt ſchließlich froh wäre, ſich mit dem Kopf voran hinabſtürzen zu können: nur hinab, und dann iſt es geſchehen! Und das findet man ſogar bei den friedlichſten und bis dahin unauffälligſten Menſchen. Einige von ihnen brüſten ſich noch in dieſem Zuſtande: je verſchüchterter er früher war, um ſo mehr will er jetzt anderen Furcht einflößen. Dieſe Furcht der anderen vor ihm wird ihm faſt zum Genuß, und ſelbſt den Ekel, den er in ihnen erweckt, ſelbſt den liebt er geradezu. Er gibt ſich den An-

ſchein einer gewiſſen Tollkühnheit, doch ſolch ein »Tollkühner« wünſcht mitunter ſelbſt ſeine Strafe ſchneller herbei, wünſcht, daß man ihn bald »erledige«, denn zu guter Letzt wird es ihm ſelbſt ſchwer, ſeine vorgeſpielte Tollkühnheit zu tragen. Intereſſant iſt dabei gleichfalls, daß dieſe ganze Großtuerei größtenteils nur genau bis zum Schafott vorhält, dann aber iſt ſie plötzlich wie abgeſchnitten: als wäre dieſe Friſt durch ihre eigenen Geſetze beſtimmt. Plötzlich iſt der Menſch wie zerſchmettert, wie in einen Lappen verwandelt. Auf dem Schafott greint er und bettelt um Verzeihung. Und im Oſtrogg kann man ſich nur über ihn wundern, wenn man ihn ſieht: ſo ein kleinlautes, ſchmutziges Kerlchen, daß man ſich ganz erſtaunt fragt: »Iſt denn das wirklich derſelbe, der fünf oder ſechs Menſchen ermordet hat?«

Natürlich, viele beruhigen ſich auch im Oſtrogg nicht ſo bald. Sie behalten immer noch eine gewiſſe Prahlſucht bei; ihr Gehaben iſt, als wollten ſie ſagen: »Ich bin doch nicht das, was ihr glaubt, ich bin doch ‚für ſechſe' verurteilt!« Aber ſchließlich ergeben ſie ſich dennoch. Nur manches Mal erfreut er ſich noch an ſeinen tollen Streichen, am wüſten Treiben, das »einmal in ſeinem Leben war«, damals, als er noch zu den »Tollkühnen« gehörte; und wenn er einen Neuling findet, erzählt er ihm gern mit der üblichen Wahrung der Würde von ſeinen früheren Heldentaten und macht ſich mit Vergnügen breit vor ihm – übrigens ohne es ſich auch nur im geringſten anmerken zu laſſen, wie gern er erzählt. Es iſt wie ein: »Seht, was ich für ein Menſch bin!«

Und mit welchem Raffinement dieſe eitle Vorſicht beobachtet wird, wie nachläſſig und gleichgültig zuweilen ſolch eine Erzählung klingt! Welch eine geſchulte Geckenhaftig-

keit ſich in dem ganzen Ton und in jedem kleinſten Wort des Erzählers zeigt! Und wo hat dieſes Volk das gelernt?

Einmal hörte ich – es war in den erſten Tagen an einem langen Abend –, als ich müßig und in quälenden Gedanken auf der Pritſche lag, eine von ſolchen Erzählungen mit an und hielt in meiner Unerfahrenheit den Erzähler für einen außergewöhnlichen, ſchrecklichen Böſewicht, für einen eiſernen Charakter, und war nahe daran, in Petroff nur ein Kind im Vergleich zu ihm zu ſehen.

Das Thema der Erzählung war, wie er, Luka Kusmitſch, für Null und Nichts, d. h. einzig zu ſeinem perſönlichen Vergnügen, einen Major »niedergemacht« hatte. Dieſer Luka Kusmitſch war dasſelbe kleine, magere Männlein mit der ſpitzen Naſe, ein junger Arreſtant unſerer Kaſerne, von dem ich ſchon einmal geſprochen habe. Er war Kleinruſſe, oder vielmehr Großruſſe und nur im Süden geboren, als Höriger oder Leibeigener, glaube ich. In dem ganzen Kerlchen war etwas Spitzes, Anmaßendes: »Klein iſt das Vöglein, doch ſcharf ſind die Krallen.« Die Sträflinge aber durchſchauen den Menſchen inſtinktiv. Er wurde wenig geachtet, oder wie man in der Katorga ſagte: »Seiner wurde wenig geachtet.« Er war ungeheuer ſelbſtgefällig.

An jenem Abend ſaß er auf der Pritſche und nähte an einem Hemde. Das Wäſchenähen war ſein Handwerk. Neben ihm ſaß ein ſtumpfſinniger und beſchränkter Burſche, der aber ſonſt ein gutmütiger und freundlicher, großer und ſtarker Junge war, Luka Kusmitſchs Nachbar auf der Pritſche, der Arreſtant Kobylin. Infolge ihrer Nachbarſchaft ſtritt Lutſchka ſehr oft mit ihm und behandelte ihn überhaupt von oben herab, ſpöttiſch und deſpotiſch, was Kobylin in ſeiner Einfalt teilweiſe überhaupt nicht bemerkte.

Er ſtrickte einen wollenen Strumpf und hörte ſeinem Nachbar Lutſchka gleichmütig zu. Dieſer aber erzählte ziemlich laut und vernehmlich. Erſichtlich wünſchte er von allen gehört zu werden, obgleich er ſich bemühte, den Anſchein zu wahren, als erzähle er nur ſeinem Kobylin.

»Ich, mein Lieber, ich wurde fortgeſchickt aus unſerer Gegend,« begann er und zog ſeine Nähnadel durch das Zeug, »nach Tſch–ff, wegen Landſtreicherei, ſozuſagen.«

»Wann war denn das – ſchon lange?« fragte Kobylin.

»So... wenn die Erbſen reif werden, wird es immer ſchon das zweite Jahr ſein... Nu, und wie wir in K. ankamen, wurde ich auf kurze Zeit dort ſelbentlich in den Oſtrogg eingeſperrt. Ich ſehe, was ſitzt denn da mit mir? Es waren aber nur ſo zwölf Stück, alles Kleinruſſen, groß, geſund, kräftig wie die Ochſen. Und dabei ſo artig. Das Eſſen war ſchlecht, und ihr Major macht mit ihnen, was er will, wie es ſeiner Gnaden vorgefällt.« (Lutſchka verdrehte das Wort mit Abſicht, er wußte ſehr gut, wie es richtig war.) »Sitze da einen Tag, ſitze noch einen, ſehe: gar keine Courage in dem Volk. – ‚Warum laßt ihr euch von dieſem Eſel alles gefallen?‘ frage ich ſie.

‚Geh doch du mit ihm ſprechen!‘ ſagen ſie, und ſie lachen noch über mich. Ich ſchweige. Unter ihnen aber war ein ſpaßiger Kleinruſſe – ja, von dem muß ich euch doch noch erzählen!« unterbrach er ſich plötzlich, diesmal an alle ſich wendend und nicht mehr wie vorher, als er ſcheinbar nur zu Kobylin ſprach. »Er erzählte uns, wie er verurteilt worden war und wie er vor Gericht geſprochen hatte, ſelbſt aber weinte er nur ſo dabei; Kinder und Weib, ſagte er, habe er zurückgelaſſen. Dabei iſt er ſo ein Stämmiger, ganz grau ſchon und dick. ‚Ich‘, ſagte er, ‚ſage ihm: nein! bin un-

ſchuldig! Er aber, das Teufelskind, er ſchreibt und ſchreibt. Da ſchreie ich: daß du krepierſt, bin unſchuldig! Er aber ſchreibt und ſchreibt und ſchreibt noch mehr!... Und da war es um mich geſchehen!' – Wasjka, gib mir da mal einen Faden her: dieſe verfluchten ſind alle verfault.«

»Vom Markt gekauft«, brummte Wasjka und gab ihm einen Faden.

»Unſer Rollgarn, das wir in der Werkſtatt haben, iſt viel beſſer. Von hier aber wurde wieder der Invalid geſchickt, wer kann wiſſen, von was für einem Schandweibe er da immer kauft!« fuhr Lutſchka fort, indem er die Nadel gegen das Licht hielt und den Faden einzufädeln ſuchte.

»Bei ſeiner Gevatterin natürlich.«

»Natürlich bei ſeiner Gevatterin.«

»Aber wie blieb es denn mit dem Major?« fragte nach einiger Zeit Kobylin.

Darauf hatte Lutſchka nur gewartet. Einſtweilen aber ſetzte er ſeine Erzählung nicht ſo bald fort, ja er ſchien Kobylin nicht einmal ſeiner Beachtung zu würdigen. Ruhig machte er ſeinen Faden zurecht, ruhig und gleichſam faul änderte er ein wenig die Stellung ſeiner Schneiderbeine unter ſich, und dann erſt fuhr er endlich fort:

»Es gelang mir zu guter Letzt doch noch, meine Kleinruſſen einigermaßen aufzuwiegeln, und der Major wurde hinverlangt. Ich hatte mir ſchon am Morgen von einem anderen ein Meſſer verſchafft und im Stiefelſchaft verſteckt, ſozuſagen für alle Fälle. Der Major war über unſere Forderung in helle Wut geraten. Er kommt. Nu, ſage ich, verliert nicht den Mut! Aber denen war das Herz ſchon in die Hoſen gefallen, ſie zittern alle nur ſo. Da kommt der Major hereingeſtürzt, betrunken, wie ich ſehe, und ſchreit: ‚Wer iſt

hier? Was iſt hier los? Hier bin ich Zar, hier bin ich Gott!‘

Wie er ſo geſagt hatte: ‚Hier bin ich Zar, hier bin ich Gott!‘ trat ich etwas vor,« fuhr Lutſchka fort, »das Meſſer hatte ich im Ärmel.

‚Nein,‘ ſage ich, ‚Euer Gnaden,‘ ſelbſt aber ſchiebe ich mich langſam immer näher und näher, ‚nein, wie kann denn das ſein,‘ ſage ich, ‚daß Euer Gnaden bei uns Zar und Gott ſind?‘

‚Ah, ſo biſt du es, alſo du biſt es,‘ ſchrie der Major, ‚du biſt der Anſtifter!‘

‚Nein,‘ ſage ich und dabei komme ich ihm immer näher, ‚nein,‘ ſage ich, ‚Euer Gnaden wiſſen doch ſelbſt, daß unſer allmächtiger und allgegenwärtiger Gott nur einer iſt,‘ ſage ich. ‚Und unſer einziger Zar iſt über uns alle von Gott ſelbſt eingeſetzt. Er iſt, Euer Gnaden,‘ ſage ich, ‚ein Monarch. Euer Gnaden aber,‘ ſage ich, ‚ſind nur ein Major – unſer Vorgeſetzter durch des Zaren Gnade,‘ ſage ich, ‚und Eurer Gnaden eigene Verdienſte.‘

‚Was, was, was, wie?‘ gackerte er nur noch, ſprechen konnte er nicht mehr, die Luft ging ihm aus. Er war doch gar zu erſtaunt.

‚Ja, das iſt ſchon ſo,‘ ſage ich, und wie ich mich auf ihn ſtürzte, ſtieß ich ihm das Meſſer gleich bis an den Griff in den Bauch. Es war gewandt geſchehen. Er fiel hin wie gemäht und zappelte nur noch einmal mit den Beinen. Ich warf das Meſſer fort.

‚So,‘ ſagte ich, ‚jetzt hebt ihn auf!‘«

Hier muß ich meinerſeits eine Erklärung hinzufügen. Leider waren ſolche Ausdrücke wie: »Hier bin ich Zar, hier

bin ich Gott!« und noch viele andere ähnliche in früheren Zeiten bei vielen Kommandeuren in häufigem Gebrauch. Doch muß ich bemerken, daß es solcher Kommandeure heute nur noch sehr wenige gibt, vielleicht sind sie auch schon alle ausgestorben. Zudem waren die Kommandeure, die sich dieser Ausdrücke mit Vorliebe bedienten, meistens Leute aus niedrigerem Stande und Range, die sich später emporgedient hatten. Der Offiziersrang schien gleichsam ihren ganzen Menschen zu verdrehen, den Kopf natürlich gleichfalls. Nachdem sie lange unter der Fuchtel gedient haben, werden sie eines Tages selbst Offiziere, Vorgesetzte, Kommandeure, sie werden geadelt, und so vergrößern sie, da sie an eine solche Ehre gar nicht gewöhnt sind, im ersten Rausch ganz unwillkürlich die Vorstellung von ihrer Macht und Bedeutung, doch selbstverständlich nur in bezug auf ihre Untergebenen. Vor ihren eigenen Vorgesetzten sind diese Leute stets von ungewöhnlicher Unterwürfigkeit, die jetzt durchaus nicht mehr angebracht und vielen Kommandeuren höchst widerlich ist. Manche treiben es sogar so weit, daß sie sich mit einer ganz besonderen Rührung beeilen, ihren hohen Vorgesetzten baldmöglichst zu versichern, daß sie, die ja doch aus Subalternen hervorgegangen sind, ihren früheren Rang nicht vergessen werden und sich auch als Offizier nicht den anderen Offizieren gleichstellen wollen. Ganz anders dagegen ist ihr Verhalten zu ihren Untergebenen: diesen gegenüber sind sie die größten Tyrannen. Doch heute gibt es, wie gesagt, wohl kaum noch solche Kommandeure, und schwerlich dürfte sich einer finden, der noch zu sagen wagte: »Ich bin Zar, ich bin Gott.« Nichtsdestoweniger will ich hier noch darauf aufmerksam machen, daß nichts einen Arrestanten oder überhaupt einen Untergebenen so reizt und

empört, wie derartige Äußerungen Vorgesetzter. Diese Unverschämtheit in der Selbsterhöhung, diese übertriebene Meinung von seiner Unbestrafbarkeit erweckt selbst im gefügigsten Menschen Haß und Wut und bringt ihn um seine letzte Geduld. Zum Glück gehören diese Zustände, wie gesagt, heute der Vergangenheit an und selbst damals sind solche Fälle streng geahndet worden, was ich selbst früher miterlebt habe.

Überhaupt kann man sagen, daß jede Nachlässigkeit aus Geringschätzung, jede unangebrachte Überhebung die niedrigeren Klassen viel tiefer kränkt und viel mehr aufreizt, als man glaubt. Viele sind der Meinung, daß die Obrigkeit, wenn sie einen Sträfling nur gut ernährt, gut hält und in allem das Gesetz beobachtet, damit alles tut, was sie tun muß. Das ist aber ein großer Irrtum. Ein jeder Mensch, wer er auch sei und wie tief er auch erniedrigt wäre, verlangt doch – wenn auch instinktiv, unbewußt – Achtung vor seiner Menschenwürde. Der Arrestant weiß es selbst, daß er ein Arrestant ist, ein Ausgestoßener, und kennt seine Stellung seinem Vorgesetzten gegenüber; doch gibt es weder solche Brandmale noch solche Fesseln, mit denen man ihn vergessen machen könnte, daß er ein Mensch ist. Und da er in der Tat ein Mensch ist, so muß man ihn auch danach behandeln. Mein Gott! – kann man doch mit einer menschlichen Behandlung auch solche noch zu Menschen machen, in denen jeder Funke Gottes bereits längst erloschen ist. Gerade mit diesen »Unglücklichen« muß man am menschlichsten umgehen. Das ist ihre Rettung und Freude. Ich habe gute, edle Kommandeure gesehen, ich habe auch den Eindruck gesehen, den sie auf diese Erniedrigten machten. Nur ein paar freundliche Worte – und die Arrestanten waren fast wie sittlich auferstanden. Sie freuten sich wie

Kinder, und wie Kinder fingen ſie an zu lieben. Doch will ich zum Schluß noch eine recht auffallende Erſcheinung erwähnen: eine familiäre, eine allzu gute Behandlung ſeitens der Vorgeſetzten gefällt dem Arreſtanten durchaus nicht. Er will ſeinen Vorgeſetzten achten, in dieſem Falle kann er ihn aber unwillkürlich nicht mehr achten. Der Arreſtant hat es ſehr gern, wenn ſein Vorgeſetzter Orden beſitzt, wenn er eine gute Erſcheinung iſt, wenn er bei einer hohen Perſönlichkeit, einem hohen Kommandierenden in Gunſt ſteht, wenn er ſtreng und ernſt iſt und gerecht, und auch ſeine Würde wahrt. Solche Vorgeſetzte liebt der Sträfling am meiſten: Vorgeſetzte, die da wiſſen, was ſie ſich ſchuldig ſind, und wenn der Vorgeſetzte auch ihn, den Sträfling, nicht verletzt, ſo iſt alles gut und ſchön.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

»Dafür haben ſie dich dann auch gründlich gebraten, was?« fragte ruhig Kobylin.

»Hm! Gebraten ... Gebraten haben ſie mich ſchon. Alei, gib mir mal die Schere her! Wie kommt es denn, daß es heute keine Spielhölle gibt?«

»Sie haben heute ihr Vermögen verſoffen«, bemerkte Waſſjä. »Wenn ſie es nicht verſoffen hätten, dann würden ſie jetzt wohl Karten klopfen.«

»Wenn! Für das ‚wenn‘ gibt man auch in Moskau hundert Rubel«, meinte Lutſchka.

»Aber wieviel gab man denn dir, Lutſchka, alles in allem?« fragte Kobylin, wieder auf das alte Thema zurückkommend.

»Mir gab man, lieber Freund, hundertundfünf. Und was ich euch noch ſagen wollte,« fuhr Lutſchka plötzlich wieder zu allen gewandt fort, »— man hätte mich ja damals beinahe totgeſchlagen. Nachdem ich zu den Hundertundfünf verur-

teilt worden war, wurde ich in voller Parade hingebracht. Bis dahin hatte ich aber Hiebe noch niemals kennengelernt. Volk war eine Menge hingelaufen, die ganze Stadt war da: ein Verbrecher wird beſtraft, ein Mörder, ſozuſagen. Denn wie dumm doch ſo'n Volk iſt, das weiß ich wirklich gar nicht mehr zu ſagen. Timoſchka* zog mir die Kleider ab, legte mich hin – plötzlich ſchreit er: ‚Halt dich feſt, es brennt.‘ Ich warte: was wird nun kommen? Wie er mir das erſtemal überzog – ich wollte wohl ſchreien, ich machte wohl den Mund auf, aber es war kein Schrei in mir drin. Die Stimme war, ſozuſagen, ſtecken geblieben. Wie er das zweitemal überzog, nun, glaubt's oder glaubt's nicht, aber ich hörte gar nicht mehr, wie ‚zwei‘ gezählt wurde. Als ich aber wieder aufwachte, hörte ich, wie gezählt wird: ſiebzehn! Und ſo wurde ich viermal von der Bank heruntergenommen, auf eine halbe Stunde zur Erholung: wurde mit Waſſer begoſſen. Da glotzte ich ſie nun alle an mit aufgeriſſenen Augen und denke ſo: ‚jetzt ſtirbſt du‘ ...«

»Und biſt doch nicht geſtorben?« fragte Kobylin naiv.

Lutſchka beſah ihn ſich einmal mit unbeſchreiblich verächtlichem Blick. Man lachte.

»Das iſt aber 'n Schaf!«

»In ſeiner Dachſtube ſcheint's nicht ganz richtig zu ſein«, bemerkte Lutſchka, als bereue er es, mit dieſem Menſchen überhaupt geſprochen zu haben.

»Ja, der hat eins weg im Oberſtübchen«, ſtimmte auch Waſſjá bei.

Lutſchka hatte zwar ſechs Menſchen umgebracht, doch im Oſtrogg fürchtete ihn niemand, obſchon es vielleicht ſein größter Wunſch war, als »fürchterlicher« Menſch zu gelten...

* Timotheus – der Henker. E. K. R.

IX.

Iſſai Fomitſch. – Das Bad. – Die Erzählung Bakluſchins.

Das Weihnachtsfeſt rückte heran. Die Arreſtanten erwarteten es geradezu mit einer gewiſſen Feierlichkeit, und angeſichts dieſer Feierlichkeit begann auch ich etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Vier Tage vor dem Feſt wurden wir ins Bad geführt. Zu meiner Zeit, namentlich in den erſten Jahren, die ich im Oſtrogg verbrachte, wurden die Sträflinge nur ſelten ins Bad geführt. Alles freute ſich und ein jeder traf ſeine Vorkehrungen. Wir ſollten nach dem Eſſen aufbrechen, und an dieſem Nachmittage wurde nicht mehr gearbeitet. Am meiſten aber freute ſich in der ganzen Kaſerne – Iſſai Fomitſch Bummſtein, unſer Jude, von dem ich ſchon einmal geſprochen habe. Er nahm ſeine Dampfbäder bis zur Abſtumpfung jedes Lebensgefühls, bis zur Bewußtloſigkeit, und jedesmal, wenn ich jetzt noch die alten Erinnerungen durchlebe und bei der Gelegenheit auch an dieſes Arreſtantenbad denke (das aber auch wirklich wert iſt, nicht vergeſſen zu werden), ſo tritt unwillkürlich als erſte Geſtalt die meines unvergeßlichen Kátorga- und Kaſernengenoſſen Iſſai Fomitſch in den Vordergrund des ganzen Bildes. Gott, wie unſäglich komiſch und ſpaßig dieſer Menſch war! Über ſein Äußeres habe ich ſchon einiges geſagt: fünf-

zig Jahre alt, ſchwächlich und verrunzelt, mit den fürchterlichſten Brandmalen auf den Wangen und der Stirn, mager, ausgemergelt und mit einem weißen Hühnerkörper. Sein Geſichtsausdruck war: durch nichts zu erſchütternde Selbſtzufriedenheit, ja ſogar Seligkeit, wenn man will. Ich glaube, er bedauerte es nicht im geringſten, in die Katorga geraten zu ſein. Da er Juwelier war und es in der Stadt keinen Juwelier gab, ſo arbeitete er beſtändig für die Bürger- und Beamtenſchaft der Stadt in ſeinem Handwerk. Dafür wurde ihm immerhin etwas gezahlt. Jedenfalls litt er nicht Not, ja er lebte nach Oſtroggbegriffen ſogar »reich«, doch ſparte er ſein Geld und lieh es auf Pfänder dem ganzen Oſtrogg, ſelbſtverſtändlich gegen ſehr hohe Prozente. Er beſaß einen eigenen Samowar, eine gute Matratze, Taſſen und ein ganzes Eßgeſchirr. Die Juden der Stadt verließen ihn auch nicht mit ihrer Bekanntſchaft und Gönnerſchaft. Jeden Sonnabend ging er mit einer Eskorte in das ſtädtiſche Bethaus – was vom Geſetz den Gefangenen erlaubt iſt –, lebte glücklich und zufrieden, und erwartete nur mit Ungeduld die Beendigung ſeiner zwölfjährigen Strafzeit, um dann zu »aheiraten«. Es war in ihm eine unſäglich komiſche Miſchung von Naivität, Dummheit, Schlauheit, Frechheit, Gutmütigkeit, Zaghaftigkeit, Prahlſucht und offenkundiger Gemeinheit. Es wunderte mich, daß die Arreſtanten ihn gar nicht verſpotteten, höchſtens ihn einmal zur Beluſtigung ein wenig neckten. Iſſai Fomitſch diente augenſcheinlich der ganzen Geſellſchaft zur Zerſtreuung und ewigen Erheiterung. »Laßt unſeren Iſſai Fomitſch in Ruh', er iſt unſer einziger!« ſagten ſie lachend, und Iſſai Fomitſch, der ſehr gut begriff, um was es ſich handelte, war erſichtlich ſtolz auf ſeine Bedeutung, was die Arreſtanten noch mehr beluſtigte. Seine

Ankunft im Oſtrogg, noch vor mir, muß zum Sterben komiſch geweſen ſein. Man hat ſie mir ſpäter geſchildert.

Eines ſchönen Tages verbreitete ſich im Oſtrogg kurz nach der Rückkunft der Arreſtanten von der Nachmittagsarbeit das Gerücht, daß man einen Juden gebracht habe, ihn in der Wachtſtube ſoeben raſiere, und daß er ſofort erſcheinen werde. Bis dahin hatte es in unſerem Oſtrogg noch keinen Juden gegeben. Die Arreſtanten erwarteten ihn in größter Ungeduld und umringten ihn ſofort, kaum daß er durch das Tor eingetreten war. Der Unteroffizier führte ihn in die Kaſerne und wies ihm einen Platz auf der Pritſche an. Im Arme hielt Iſſai Fomitſch einen Sack, in dem er die ihm eingehändigten Arreſtantenkleider und ſeine eigenen Habſeligkeiten untergebracht hatte. Zaghaft ſtellte er den Sack hin, kletterte behende auf die Pritſche, ſetzte ſich und zog geſchwind die Beine unter, ohne dabei in ſeiner Angſt zu wagen, auch nur einmal aufzublicken. Rings um ihn ſtanden die Arreſtanten, lachten und machten ihre Witze über das Häufchen Unglück und namentlich über ſeine hebräiſchen Vorzüge. Plötzlich drängte ſich durch den dichten Haufen ein junger Arreſtant, mit ſeinen älteſten, ſchmutzigen und zerriſſenen Sommerhoſen und einem Paar alter Fußlappen unterm Arm, die obendrein noch Staatseigentum waren. Er ſetzte ſich neben Iſſai Fomitſch auf die Pritſche und ſchlug ihm auf die Schulter:

»Na, alter Freund, auf dich hab ich ja grad ſchon ſechs Jahre lang gewartet. Sieh mal, hier – was gibſt du dafür?«

Und er hielt ihm die mitgebrachten Lumpen hin.

Iſſai Fomitſch, der ſeit dem Eintritt in den Oſtrogg dermaßen verſchüchtert war, daß er nicht einmal ſeinen Blick bis zu dieſen höhniſchen, verunſtalteten, entſetzlichen Geſich-

tern der ihn wie eine Mauer umringenden furchtbaren Geſellen zu erheben und in ſeiner Angſt noch keinen Laut von ſich zu geben gewagt hatte – fuhr beim Anblick eines Pfandes wie neubelebt auf und begann gewandt die Lumpen zu unterſuchen: er hielt ſie prüfend gegen das Licht und befühlte ſie geſchäftig von allen Seiten. Alle warteten, was er ſagen werde.

»Na, einen Silberrubel wirſt du mir wohl nicht geben? Und doch ſind ſie ja noch mindeſtens ſoviel wert!« fuhr der Arreſtant fort und blinzelte Iſſai Fomitſch zu.

»Einen Sſilberrubel kann ich nich, aber ich werd geben ſieben Kopekens.«

Das waren die erſten Worte, die Iſſai Fomitſch im Oſtrogg geſprochen hatte. Alles wälzte ſich vor Lachen.

»Sieben! Na, dann gib die ſieben meinetwegen her. Haſt du aber heute Glück! Sieh nur zu, daß du das Pfand gut aufbewahrſt, du haftеſt mir mit deinem Kopf dafür!«

»Und Perzent noch drei Kopekens, macht zehn Kopekens«, fuhr das Jüdchen mit zitternder Stimme fort, indem er die Hand in die Taſche verſenkte und ängſtlich nach allen Seiten lugte. Groß war ſeine Angſt, aber noch größer war die Luſt, das Geſchäftchen abzuwickeln.

»Wie, für das ganze Jahr drei Kopeken Prozent?«

»Nein, nicht fir 'n ganzen Jahr, fir 'n Monat wird's ſein.«

»Du biſt ein Knicker, Iſrael. Übrigens, wie heißt du?«

»Iſſai Fomitz.«

»Na, Iſſai Fomitſch, du wirſt es bei uns noch weit bringen. Leb wohl.«

Iſſai Fomitſch beſah noch einmal das Pfand, faltete es dann ſorgfältig zuſammen und ſchob es in ſeinen Sack – unter dem anhaltenden Gelächter der übrigen.

Man hatte ihn tatſächlich gewiſſermaßen gern und niemand tat ihm etwas zuleide, obgleich ſie ihm alle Geld ſchuldeten.

Friedfertig war er wie ein Huhn, und da er die allgemeine Zuneigung zu ſich ſehr wohl bemerkte, tat er manchmal ſehr wichtig, tat es aber mit ſo einfältiger Komik, daß ihm ſofort alles verziehen wurde. Lutſchka, der in ſeinem Leben viele Juden gekannt hatte, zog ihn nicht ſelten auf, jedoch ohne jede Bosheit, einfach nur ſo, zur Zerſtreuung, ungefähr wie man mit einem Hündchen ſpielt, mit einem Papagei, mit abgerichteten Tieren oder ähnlichen Dingen, was Iſſai Fomitſch ſehr wohl begriff, weshalb er ſich auch nie gekränkt fühlte, und worauf er ſogar ſehr ſchlagfertig zu entgegnen wußte.

»Ei, Jude, ſieh dich vor, ich werde dich noch durchhauen!«

»Sſlägſt du mer einmal, ſo ſſlag ich dir zehnmal«, verſetzte Iſſai Fomitſch kreuzfidel.

»Du Lausbub!«

»Meinetwegen auch e Lausbub, kann nich ſchaden.«

»Grindiger Jude!«

»Warum ſoll mer nich ſein auch grindig? Wenn auch grindig, ſo doch reich! Wenn man nur Kopekens hat.«

»Haſt Chriſtus verkauft!«

»Meinetwegen. Warum auch nich?«

»Bravo, Iſſai Fomitſch, du haſt den Mund auf dem rechten Fleck! Laßt unſeren Iſſai Fomitſch in Ruh', er iſt unſer einziger!« rufen lachend die Arreſtanten.

»Ei, Jude, wirſt dir noch die Peitſche verdienen, nach Sibirien kommen.«

»Fir was, da ſein mer ſchon.«

»Wirſt noch weiter fortgeſchickt werden.«

»Warum nich. Is nich Gott der Herr auch dort ſſu Haus?«

»Zu Haus iſt er dort ſchon ...«

»Nu, is gutt. Hat man nur Gott den Herrn und Kopekens, ſo wird ſein iberall gut ſſu leben.«

»Bravo, Iſſai Fomitſch, da ſieht man, daß du ein wackerer Burſch biſt!« riefen ihm die anderen lachend zu – und wenn Iſſai Fomitſch auch ſieht, daß über ihn gelacht wird, ſo iſt er doch mutig und ſtolz.

Das allgemeine Lob bereitet ihm offenbar Vergnügen und hebt ſeine Lebensgeiſter dermaßen, daß er plötzlich mit ſeiner dünnen Falſettſtimme aus der höchſten Fiſtel zu ſingen beginnt: lá lá lá, lá lá! – irgendein verrücktes und urkomiſches Motiv, das einzige Lied – ohne Worte –, das er während der ganzen Dauer ſeiner Katorga geſungen hat. Als er mit mir ſpäterhin etwas näher bekannt wurde, verſicherte er mir hoch und heilig, ja er ſchwor ſogar, daß dieſes Lied jenes ſelbe ſei, das alle ſechsmalhunderttauſend Juden, der kleinſte wie der größte, beim Durchmarſch durch das Rote Meer geſungen hätten, und daß das Geſetz jedem Iſraeliten befehle, dieſes Lied im Augenblick des Triumphes über die beſiegten Feinde mit lauter Stimme zu ſingen.

An jedem Freitagabend kamen viele in unſere Kaſerne zu Beſuch, um zu ſehen, wie Iſſai Fomitſch betete. Iſſai Fomitſch war dermaßen naiv eitel und ruhmſüchtig, daß dieſe allgemeine Neugier ihm gleichfalls Vergnügen bereitete. Mit pedantiſcher und übertriebener Wichtigkeit deckte er in der Ecke ſein winzig kleines Tiſchchen, ſchlug ſein Gebetbuch auf, zündete zwei Talgkerzen an und begann dann, unter dem Gemurmel von irgendwelchen geheimnisvollen Worten, ſich in ſein Betgewand einzuhüllen. Das war eine Art Überwurf aus buntem Wollenſtoff, den er ſorgfältig in

ſeinem Kaſten aufbewahrte. Er verſah ſeine beiden Hände mit Handfeſſeln und auf dem Kopf, mitten auf der Stirn, befeſtigte er mittels eines Bandes ein kleines, hölzernes Käſtchen, ſo daß es ausſah, als wüchſe aus der Stirn Iſſai Fomitſchs ein ſonderbares Horn hervor.

Darauf begann das Beten. Er las in ſingendem Ton, ſchrie, ſpie, drehte ſich um ſeine eigene Achſe, machte wilde und ſehr komiſche Geſten. Natürlich war das alles durch den Ritus des Gebets vorgeſchrieben und es wäre auch nichts Lächerliches oder Seltſames dabei geweſen: es war nur das bewußte Spiel Iſſai Fomitſchs, der geſchmeichelt und freudig ſeine Vorſtellung gab, und daß er auf ſeinen ganzen Ritus ſo ſtolz war, was ſo unſäglich komiſch wirkte. Oder er bedeckt plötzlich ſeinen Kopf mit beiden Händen und lieſt ſchluchzend; das Schluchzen wird immer ſtärker, bis er ſchließlich, wie in Schmerz vergehend, aufheulend mit dem horngeſchmückten Kopf auf ſein Buch niederfällt. Doch mitten in der größten Verzweiflung, im ſtärkſten Geheul — bricht er plötzlich in frohlockendes Gelächter aus und halb ſingend lieſt er weiter mit einer vor übergroßer Seligkeit gleichſam vergehenden Stimme.

»Dem geht es aber nah!« meinten dann die Arreſtanten unter ſich.

Einmal fragte ich Iſſai Fomitſch, was dieſes Schluchzen und dieſer plötzliche Übergang zu Glück und Seligkeit zu bedeuten hatten. Solche Fragen von mir waren ihm äußerſt angenehm und er erklärte mir ſofort, daß das Weinen und Heulen den Gedanken an den Verluſt Jeruſalems bedeute, und daß ihr Geſetz ihnen vorſchreibe, bei dieſem Gedanken ſo laut wie möglich zu ſchluchzen und ſich vor die Bruſt zu ſchlagen. Im Augenblick des größten Schmerzes aber müſſe

er ſich gleichſam unwillkürlich und ganz plötzlich (dieſe Plötzlichkeit ſei gleichfalls durch das Geſetz vorgeſchrieben) erinnern, daß es eine Prophezeiung von der Rückkehr aller Juden nach Jeruſalem gebe. Dann müſſe er ſofort ein Freudengeſchrei und Jubellieder anſtimmen, in frohlockendes Gelächter ausbrechen und die Gebete mit einer Stimme, die möglichſt viel Glück, und mit einem Geſicht, das möglichſt viel Feierlichkeit und Edelmut ausdrückt, weiterleſen. Dieſer plötzliche Übergang und das unbedingte Muß dieſes Überganges gefielen Iſſai Fomitſch ungeheuer: er ſah darin ein ganz beſonders kniffliches Kunſtſtück und teilte mir mit auffallend ſelbſtbewußter Miene dieſe außerordentlich geiſtreiche Vorſchrift ſeines Geſetzes mit.

Einmal aber geſchah es, daß der Major mit dem Offizier vom Dienſt und ſeiner Begleitmannſchaft genau in dem Augenblick die Kaſerne betrat, als Iſſai Fomitſchs Beteifer den Gipfelpunkt erreicht hatte. Alle Arreſtanten bildeten ſofort Front vor ihren Pritſchen und ſtanden unbeweglich, nur Iſſai Fomitſch Bummſtein ſchrie und fuchtelte wie beſeſſen mit den Armen. Er wußte, daß das Gebet erlaubt war und nicht unterbrochen werden durfte, und daß folglich er, Iſſai Fomitſch, nichts zu fürchten hatte, wenn er vor dem Major auch noch ſo toll ſich gebärdete. Und außerdem war es ihm ſehr angenehm, ſich in ſeinem ganzen Glanze dem Herrn Major und zugleich auch uns zeigen zu können. Der Major trat bis auf einen Schritt an ihn heran: Iſſai Fomitſch drehte ſeine Rückſeite zum Tiſch und begann dem Major ins Geſicht, fuchtelnd und halb ſingend, ſeine feierliche Prophezeiung vorzuleſen. Da es nun ſeine Pflicht war, während dieſes Teiles des Gebets möglichſt viel Glückſeligkeit und Stolz auszudrücken, ſo ließ er es ſich ſofort angelegen

ſein, das Gebet tadellos zu verrichten: er ſtrahlte förmlich, er blinzelte, lachte und nickte dem Major verheißungsvoll zu.

Der Major war baff – dann wunderte er ſich und ſchließlich brach er in ſchallendes Gelächter aus, nannte ihn einen Eſel und verließ die Kaſerne, begleitet von Iſſai Fomitſchs noch größerem Geſchrei.

Nach einer Stunde, als Iſſai Fomitſch bereits bei ſeinem Abendeſſen ſaß, fragte ich ihn, was er getan hätte, wenn unſer Major in ſeiner Dummheit über dieſes Gebet in Wut geraten wäre.

»Was fir 'n Major?«

»Wieſo – was für einer? – Habt Ihr ihn denn nicht geſehen?«

»Nein.«

»Aber er ſtand ja dicht vor Euch, gerade vor Euren Augen.«

Doch Iſſai Fomitſch beteuerte mit dem ernſteſten Geſicht, er habe unſeren Major tatſächlich nicht geſehen, er gerate während des Gebets in eine ſolche Ekſtaſe, daß er dann nichts mehr von dem ſehe oder höre, was um ihn her vorgehe.

Als ſtände er vor mir, ſo lebhaft erinnere ich mich Iſſai Fomitſchs, wie er Sonnabends beſchäftigungslos im ganzen Oſtrogg umherſchnüffelte, aus allen Kräften bemüht, nichts zu tun, wie es das Geſetz für den Sabbat vorſchreibt. Welche unerhörten Geſchichten erzählte er mir jedesmal, wenn er aus ſeinem Bethaus zurückkehrte, welche überphantaſtiſchen Gerüchte aus Petersburg teilte er mir flüſternd mit, unter der dreifachen Verſicherung, er habe es von »ſeine Leut« gehört und jene wiederum hätten es aus der ſicherſten Quelle!

Doch ich rede ſchon allzuviel von Iſſai Fomitſch.

In der ganzen Stadt gab es nur zwei öffentliche Bäder. Das erſte, das ein Jude unterhielt, war in einzelne Bade-

räume eingeteilt und jede Nummer koſtete fünfzig Kopeken – war alſo nur für die beſſeren Stände beſtimmt. Das andere dagegen war nur für das einfache Volk, eine alte, ſchmutzige, enge »Badeſtube« – und dorthin wurden auch die Arreſtanten geführt.

Der Tag war kalt und ſonnig, die Arreſtanten freuten ſich ſchon darüber, daß ſie einmal aus der Feſtung herauskommen und die Stadt ſehen würden. Scherze und Lachen hörten unterwegs nicht auf. Ein ganzer Zug Soldaten begleitete uns mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, zum ſtaunenden Entzücken der ganzen Stadt. Beim Bade angelangt, wurden wir ſogleich in zwei Abteilungen getrennt: die zweite mußte ſo lange im kalten Vorzimmer der Badeſtube warten, bis die erſte ſich gewaſchen hatte, anders war es infolge des engen Raumes nicht möglich. Doch deſſenungeachtet war die Stube noch viel zu klein, ſo daß man ſich überhaupt nicht vorſtellen konnte, wie ſelbſt die Hälfte von uns in ihr Platz finden ſollte. Aber Petroff verließ mich nicht: er half mir, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, mich zu entkleiden, und erbot ſich ſogar, mich zu waſchen. Zuſammen mit Petroff erbot ſich auch Bakluſchin, mir behilflich zu ſein. Das war jener Arreſtant aus der beſonderen Abteilung, der bei uns der »Pionier« genannt wurde und deſſen ich ſchon Erwähnung getan habe als des luſtigſten und ſympathiſchſten unter ihnen allen, der er auch wirklich war. Ich war mit ihm ſchon ein wenig bekannt geworden.

Petroff half mir alſo, mich zu entkleiden, denn ich hatte noch keine Übung darin, und ſo ging es denn ſehr langſam. In der Vorſtube aber war es kalt – faſt ebenſo kalt wie draußen. Ich muß hier bemerken, daß das An- und Auskleiden einem darin ungeübten Sträfling ſehr ſchwer fällt.

Erſtens mußte man verſtehen, die ſogenannten Fußſchoner ſchnell aufzuſchnüren. Dieſe Fußſchoner waren aus Leder gemacht, etwa zwanzig Zentimeter lang, und wurden über der Wäſche getragen, gerade unter dem breiten Eiſenring, der den Fuß umfaßte. Ein Paar ſolcher Fußſchoner koſtete nicht weniger als ſechzig Kopeken in Silber, und dennoch ſchaffte ſie ſich ein jeder Arreſtant an, natürlich aus eigenen Mitteln, denn ohne ſie wäre es für ihn nicht möglich geweſen, zu gehen. Der eiſerne Fußring der Feſſeln umfaßt das Gelenk nicht ſo eng, daß eine Reibung vermieden werden könnte: zwiſchen dem Ring und dem Fuß kann man noch einen Finger durchſchieben, folglich reibt der Ring beim Gehen, und ſo hätte der Arreſtant ohne lederne Fußſchoner ſchon nach einem Tage wundgeriebene Füße gehabt. Aber das Aufſchnüren dieſer Fußſchoner iſt noch nicht das ſchlimmſte! Viel ſchwieriger iſt es, zu lernen, die Wäſche unter den Feſſeln gewandt abzuſtreifen. Das war ein regelrechtes Kunſtſtück. Machte man ſich an das Ausziehen der Unterbeinkleider, ſo mußte man zuerſt das eine Hoſenbein, ſagen wir das linke, zwiſchen Feſſelring und Fuß gänzlich durchziehen, nach unten, und dann, nachdem der Fuß daraus befreit war, das leere Hoſenbein ſeitlich wieder zwiſchen Feſſelring und Fuß nach oben zurückziehen; hierauf mußte man alles, was vom linken Fuß abgeſtreift war, durch den Feſſelring am rechten Fuß nach unten durchziehen, und wenn dann auch der rechte Fuß vom Hoſenbein befreit war, alles wieder durch denſelben Ring nach oben zurückziehen. Dasſelbe Verfahren galt auch für das Anziehen der Wäſche. Einem Neuling wäre es ſchwer geweſen, auf dieſe Kniffe auch nur zu verfallen. Der erſte, der mir dieſes Verfahren gezeigt hatte, war der Sträfling Koreneff in Tobolsk, ein

ehemaliger Räuberhauptmann, der damals bereits das fünfte Jahr an der Wand angekettet saß. Die anderen Sträflinge hatten sich aber schon daran gewöhnt und entkleideten sich ohne die geringsten Schwierigkeiten.

Ich gab Petroff einige Kopeken für Seife und Lindenbast. Freilich wurde uns allen Seife auch unentgeltlich gegeben, aber davon erhielt jeder nur ein kleines Stück von der Dicke einer Käsescheibe, wie man sie wohl am Abend als Zugabe zum Tee ißt, und von der Größe eines Zweikopekenstückes. Die Seife wurde in der Vorstube verkauft, sowie Sbitenj*, Kalatschen und heißes Wasser. Jeder Arrestant erhielt, nach der Abmachung mit dem Besitzer der Badestube, nur eine Schale heißes Wasser; wer sich aber etwas gründlicher waschen wollte, der konnte für zwei Kopeken noch eine Schale kaufen, die ihm aus der Vorstube durch ein eigens dazu bestimmtes Fenster gereicht wurde.

Nachdem Petroff mich entkleidet hatte, führte er mich am Arme in die eigentliche Badestube, da es ihm nicht entgangen war, daß mir das Gehen mit den Ketten sehr schwer fiel.

»Ziehen Sie sie nach oben, auf die Waden,« sagte er, mich stützend, ganz als wäre er meine Kinderfrau, »hier aber vorsichtig, hier ist die Schwelle.«

Offen gestanden, ich schämte mich ein wenig und wollte ihn überzeugen, daß ich auch allein gehen könne, aber er hätte es mir ja doch nicht geglaubt. Er behandelte mich buchstäblich wie ein kleines Kind oder mindestens wie einen unmündigen, unerfahrenen Knaben, dem zu helfen ein jeder verpflichtet ist. Petroff war unter keinen Umständen ein »Diener«: hätte

* Ein Getränk aus Wasser, Honig und Gewürz. E. K. R.

ich ihn beleidigt, ſo würde er ſofort gewußt haben, wie er mich zu behandeln hatte. Auch hatte ich ihm durchaus nicht etwa Geld für ſeine Dienſte verſprochen, und erſt recht hatte er keines von mir verlangt. Was aber veranlaßte ihn dann, ſo für mich zu ſorgen?

Als wir die Tür zur eigentlichen Badeſtube aufmachten, glaubte ich, die Hölle vor mir zu ſehen. Man ſtelle ſich eine Stube von ungefähr zwölf Schritt Länge und gleicher Breite vor, in der vielleicht an hundert Menſchen eingeſperrt ſind, oder doch mindeſtens achtzig, denn wir waren nur in zwei Abteilungen geſchieden worden, im ganzen aber waren wir an zweihundert Mann ins Bad gezogen. Ein Dampf war in dem Raume, daß es einem dunkel vor den Augen ward, dazu Qualm, Schmutz und eine Enge, die keinen Fuß breit Platz zeigte, wo man hätte hintreten können. Ich erſchrak und wollte zurück, doch Petroff ermutigte mich und zog mich ſchnell hinein. Ich weiß ſelbſt nicht wie, aber jedenfalls mit den größten Schwierigkeiten gelangten wir endlich zu den Bänken, nachdem wir über unzählige Köpfe der auf dem Boden Sitzenden hinübergetreten waren, immer wieder mit der Bitte, ſich ein wenig zu beugen, damit wir mit unſeren Ketten bequemer hinüber könnten. Auf den Bänken waren alle Plätze beſetzt. Petroff erklärte mir, daß ich einen Platz kaufen müſſe, und trat für mich ſofort in Unterhandlung mit einem, der ſich am Fenſter niedergelaſſen hatte. Der Sträfling überließ mir für eine Kopeke ſeinen Platz, erhielt von Petroff das Geld – das dieſer vorſorglich mitgenommen hatte und die ganze Zeit in der Hand hielt – und tauchte ohne weiteres unter die Bank, gerade unter meinen Platz, wo es dunkel und ſchmutzig war und eine glitſchrige Feuchtigkeit faſt einen halben Finger dick auf dem Boden lag.

Doch ſelbſt dieſe Plätze unter den Bänken waren alle beſetzt, auch dort wimmelte es von nackten Körpern und Gliedern. Auf dem ganzen Fußboden gab es auch nicht eine Hand breit freien Platz, überall ſaßen gekrümmt und ſich reibend die Arreſtanten und begoſſen ſich mit Waſſer aus ihren Waſchſchalen. Andere ſtanden aufrecht zwiſchen ihnen und wuſchen ſich ſtehend, während das ſchmutzige Waſſer auf die halbraſierten Köpfe der am Boden Sitzenden herabfloß. Auf der Schwitzbank und auf allen Stufen, die zu ihr emporführten, ſaßen gekrümmt und gedrängt, faſt einer auf dem anderen, ſich waſchende Geſtalten. Genau genommen wuſchen ſie ſich nicht allzuſehr. Die einfachen Leute waſchen ſich nur ein wenig mit Seife und heißem Waſſer, ſie laſſen aber gehörig Dampf geben und ſchwitzen, was ſie nur ſchwitzen können, um ſich dann mit kaltem Waſſer zu übergießen – das iſt ihr ganzes Bad. Wohl mit fünfzig Badequäſten wurde oben auf der Schwitzbank gedroſchen: alle quäſteten ſich bis zur Bewußtloſigkeit. Dampf wurde allaugenblicklich von neuem gegeben. Das war nicht mehr Hitze, ſondern Glut. Und alles ſchrie dazu, gröhlte und ſchnatterte beim Klirren von hundert Ketten, die auf dem Boden herumgeſchleift wurden ... Viele, die ſich irgendwohin durchdrängen wollten, verwickelten ſich in fremde Ketten oder zogen mit ihren eigenen Ketten die Köpfe der unter ihnen Sitzenden mit, ſtolperten, fielen, ſchimpften oder ſchleiften die anderen nach. Von allen Seiten floß ſchmutziges Waſſer herab. Alle waren wie halbtrunken und dabei ungewöhnlich erregt: ſie kreiſchten und ſchrien, wie ich es noch nie zuvor gehört hatte. Das Fenſter, durch welches man aus dem Vorraum das Waſſer hereinreichte, wurde von einem drängenden, ſchimpfenden, ſich raufenden und ſtoßen-

den Haufen belagert. Dieſes heiße Waſſer wurde über den Köpfen der anderen oft früher verſpritzt, als es an ſeinem Beſtimmungsort ankam. Hin und wieder erſchien auf eine Sekunde in der offenen Tür oder vor dem Fenſter neben einem Bajonett das ſchnauzbärtige Geſicht eines Unteroffiziers oder eines Soldaten, um nach der Ordnung zu ſehen. Die halbraſierten Köpfe und die von der Hitze geröteten Körper erſchienen mir noch entſetzlicher als ſonſt. Auf den geſchwollenen Rücken zeichneten ſich jetzt deutlich die Narben der früher einmal erhaltenen Spießruten oder Stockhiebe ab, ſo daß alle dieſe dunkelrot geſtreiften Rücken aufs neue wundgepeitſcht ausſahen. Grauenvoll waren dieſe Narben! Mich überlief es kalt, als ich ſie ſah. Wieder wird Waſſer auf die glühenden Steine im heißen Ofen geworfen und wieder ſteigt aus der oberen Ofentür eine heiße, undurchdringliche Dampfwolke empor und erfüllt den ganzen Raum – alles ſchnattert und ſchreit. Allmählich ſieht man dann wieder in der grauweißen Dampfwolke die zerhauenen Rücken, die halbraſierten Schädel, die gekrümmten Beine und Arme, und zur Vollendung des ganzen ſingt oben auf der höchſten Schwitzbank Iſſai Fomitſch aus voller Kehle. Er läßt ſich bis zur Bewußtloſigkeit dämpfen, doch iſt ihm, wie es ſcheint, keine einzige Glut heiß genug: für eine Kopeke dingt er einen Bader unter den Arreſtanten, doch ſelbſt dieſer hält es ſchließlich nicht mehr aus: er wirft den Quaſt hin und läuft fort, um ſich mit kaltem Waſſer zu begießen. Aber Iſſai Fomitſch dingt einen zweiten, einen dritten Bader – er hat beſchloſſen, die Gelegenheit zu benutzen und diesmal nicht an die Ausgaben zu denken, und überlebt noch einen vierten und fünften Bader, die es alle nicht aushalten und fortſtürzen.

»Tut nichts, ein Dampfbad iſt geſund, bravo, Iſſai Fomitſch!« ſchreien die Arreſtanten zu ihm hinauf. Iſſai Fomitſch fühlt, daß er in dieſem Augenblick alle überragt – er triumphiert und ſingt mit ſchriller, irrſinniger Stimme ſeine Arie: lå lå lå, lå lå, die alle anderen Stimmen übertönt. Mir kam unwillkürlich der Gedanke, daß, wenn wir einmal alle zuſammen irgendwo in einer Hölle ſein ſollten, ſie dieſer Badeſtube auffallend ähnlich ſein müſſe. Ich konnte es nicht unterlaſſen, meinen Gedanken Petroff mitzuteilen: er blickte ſich nur einmal um, ſagte aber nichts.

Ich wollte für ihn gleichfalls einen Platz neben mir kaufen, er aber ſetzte ſich ſchnell zu meinen Füßen nieder und behauptete, er habe es ſehr bequem. Bakluſchin kaufte und brachte uns das Waſſer, ſobald wir wieder welches brauchten. Petroff erklärte ohne weiteres, daß er mich vom Hacken bis zum Nacken reinwaſchen werde, »ſo daß Sie dann ganz ſauber ſein werden«, und beredete mich eifrig zu einem »Dampfbad«, das ich aber doch nicht zu verſuchen wagte. Petroff ſeifte mich ſorgfältig ein.

»Und jetzt werde ich Ihnen noch Ihre Füßchen waſchen«, erklärte er zu guter Letzt. Ich wollte proteſtieren und ſagen, meine Füße könne ich ſelbſt waſchen, aber ich ſah ein, daß es beſſer war, ihm nicht zu widerſprechen und ihm ſeinen Willen zu laſſen. In dem Diminutiv »Füßchen« lag übrigens nicht der leiſeſte Schimmer von einem Schmeicheln-wollen oder von knechtiſcher Ergebenheit. Petroff konnte wahrſcheinlich meine Füße deswegen nicht »Füße« nennen, weil die anderen, wirklich erwachſenen Menſchen Füße hatten, ich aber eben nur erſt Füßchen.

Nachdem er mich dann »ganz ſauber« gewaſchen hatte, führte er mich unter denſelben Zeremonien, d. h. indem er

mich ſtützte und warnte und alle möglichen Vorſichtsmaß=regeln ergriff – ganz als wäre ich aus Porzellan –, wieder in die Vorſtube zurück, und half mir wieder in die Wäſche, und erſt hierauf, als er mit mir fertig geworden war, ging er eilig zurück ins Bad, um nun ſelbſt noch zu ſchwitzen.

Als wir wieder im Oſtrogg waren, bot ich ihm ein Glas Tee an. Er wies es nicht zurück, trank es gern und dankte mir. Da kam es mir in den Sinn, meinen Beutel aufzutun und ihm einen Viertelliter Branntwein zu ſpendieren. Branntwein fand ſich, wie immer, in der Kaſerne. Petroff war ſehr zufrieden, ſtürzte ihn hinab, krächzte einmal, und ging, nachdem er mir geſagt, ich hätte ihn neubelebt, eilig in die Küche, als könne man dort ohne ihn ganz unmöglich über irgend etwas ins reine kommen. Sehr bald nach ihm kam mein anderer Freund, Bakluſchin, der »Pionier«, zu mir, den ich ſchon im Bade zu einem Glas Tee aufgefor=dert hatte.

Ich kenne keinen Charakter, der liebenswürdiger geweſen wäre, als derjenige Bakluſchins. Gewiß ſtritt er ſogar ſehr oft, gab den anderen nichts nach und litt es nicht, daß man ſich in ſeine Angelegenheiten einmiſchte – kurz, er verſtand es, ſeinen Mann zu ſtehen. Aber ſein Streiten dauerte nie lange, nie trug er etwas nach oder hegte er Groll, und ich glaube, alle hatten ihn gern. Wohin er auch gehen mochte, überall war er gern geſehen und man freute ſich über ihn. Sogar in der Stadt war er als der amüſanteſte Menſch der Welt, der nie ſeinen Humor verlor, bekannt. Er war ein hochgewachſener Burſche von ungefähr dreißig Jahren, mit einem kühnen, lebhaften und offenherzigen, recht hübſchen Geſicht, in dem eine Warze ſaß. Dieſes Geſicht konnte er zuweilen ſo urkomiſch verziehen, und mit ihm konnte er

jeden Beliebigen ſo gut nachahmen, daß die ganze Umgebung unmöglich ernſt zu bleiben vermochte: man mußte lachen, ob man wollte oder nicht. Er gehörte gleichfalls zu den Spaßmachern, doch machte er unſeren mürriſchen Feinden des Frohſinns kein Zugeſtändnis, ſo daß dieſe ihn niemals einen »leeren und unnützen« Menſchen ſchalten. Er war voll Feuer und Leben. Bereits in den erſten Tagen machte er ſich mit mir bekannt und erzählte mir, daß er Soldatenkind ſei, als Pionier gedient habe und ſogar von einigen höheren Offizieren wohlbemerkt und gern geſehen worden ſei, worauf er noch in der Erinnerung ſehr ſtolz war. Mich begann er ohne weiteres über Petersburg auszufragen. Er hatte ſogar Bücher geleſen.

Als er zu mir zum Tee kam, erheiterte er ſofort die ganze Kaſerne, indem er nachmachte, wie der Leutnant Sch. unſeren Major am Morgen »abgeblitzt« hatte. Hierauf ſetzte er ſich zu mir und teilte mir höchſt zufrieden mit, daß die Theatervorſtellung diesmal aller Wahrſcheinlichkeit nach zuſtandekommen werde. Im Oſtrogg wurde nämlich an den Feſttagen Theater geſpielt. Die Schauſpieler wurden gewählt und allmählich auch die Dekorationen hergeſtellt. Aus der Stadt hatten einige verſprochen, Kleider, ſelbſt Frauenkleider für die Mimen zu verſchaffen; ja man hoffte ſogar, durch einen Burſchen eine Offiziersuniform mit Achſelſchnüren zu erhalten. Wenn es nur dem Major nicht wieder einfiel, das Schauſpiel zu verbieten, wie er es im vergangenen Jahre getan hatte! Doch damals war er gerade zum Weihnachtsfeſt ſehr ſchlechter Laune geweſen: hatte im Kartenſpiel verloren und außerdem hatte man ſich auch im Oſtrogg nicht zum beſten aufgeführt – und ſo hatte er's denn einfach verboten. Diesmal aber würde er wohl nicht die Freude

verderben! Mit einem Wort, Bakluſchin befand ſich in ſehr angeregter Stimmung. Man ſah ihm ſofort an, daß er einer der Hauptbeteiligten war, und ich gab ihm mein Wort, unbedingt der Vorſtellung beizuwohnen. Die kindliche Freude Bakluſchins am Zuſtandekommen der Aufführung hatte ſofort mein Herz gewonnen. Ein Wort gab das andere und wir gerieten in ein Geſpräch. Unter anderem erzählte er mir auch, daß er nicht die ganze Zeit in Petersburg gedient hatte: daß er ſich dort etwas habe zuſchulden kommen laſſen und nach R. als Unteroffizier in ein Garniſonbataillon verſetzt worden ſei.

»Und erſt von dort wurde ich hierher geſchickt«, bemerkte er zum Schluß.

»Aber weshalb denn das?« fragte ich.

»Weshalb? Was glauben Sie wohl, Alexander Petrowitſch, weshalb? – Einfach weil ich mich verliebt hatte!«

»Nun, deshalb wird man doch noch nicht nach Sibirien verſchickt«, entgegnete ich lachend.

»Das iſt ja wahr,« meinte Bakluſchin, »aber ich hatte bei der Gelegenheit einen dort anſäſſigen Deutſchen mit der Piſtole erſchoſſen. Aber, ſagen Sie doch ſelbſt, lohnt es ſich denn, einen wegen eines Deutſchen in die Kätorga zu ſchicken!«

»Wie ging denn das zu? Erzählen Sie doch, es intereſſiert mich.«

»Das war eine ſehr ſpaßige Geſchichte, Alexander Petrowitſch.«

»Um ſo beſſer. Erzählen Sie nur.«

»Soll ich wirklich? Na, dann hören Sie zu ...«

Ich vernahm eine, wenn auch nicht ſpaßige, ſo doch recht eigenartige Geſchichte eines Mordes ...

»Die Sache war nämlich die ...« hub Bakluſchin an. – »Als man mich nach N. verſetzt hatte, war ja alles ganz wunderſchön, ſehe – es iſt eine ſchöne Stadt, groß, nur viel Deutſche waren da. Nun, ich, verſteht ſich, war noch ein junger Menſch, bei den Vorgeſetzten gut angeſchrieben, gehe, die Mütze ſchief auf einem Ohr, ſo zum Zeitvertreib, wie man ſagt, in der Stadt ſpazieren. Nun, kommt einem ſo ein deutſches Mädchen entgegen, verſteht ſich, Blicke hin, Blicke her ... Da gefiel mir eine ganz beſonders, Luiſa hieß ſie. Beide waren ſie Wäſcherinnen, für die feinſte Wäſche, die man ſich nur denken kann, ſie und ihre Tante. Die Tante war ſchon alt, ſo eine richtige Harke, lebten aber dabei ganz gut. Anfangs pendelte ich nur vor den Fenſtern auf und ab, dann aber ſchloß ich eine richtige Freundſchaft mit ihr. Luiſa ſprach gut ruſſiſch, nur ſchnarrte ſie ein wenig... – ſo ein, nun ja, herziges Ding war ſie, wie ich noch keine geſehen habe. Nun, verſteht ſich, anfangs redete ich ſo und ſo, ſie aber ſagte mir ſofort: ‚Nein, Saſcha, das ſollſt du nicht, denn ich will meine ganze Unſchuld bewahren, um dir ein würdiges Weib zu ſein‘, und ſchmeichelt nur ſo, und wenn ſie lachte, klang das ſo hell... Ja, ſo ein ſauberes Geſchöpfchen war ſie, nie wieder habe ich ſo eine geſehen. Sie ſelbſt beredete mich, ſie zu heiraten. Nun, wie ſollte ich denn nicht heiraten, bedenken Sie doch nur! Und ſo bereitete ich mich denn auch ſchon vor, mit meinem Heiratsgeſuch zum Oberſtleutnant zu gehen... Plötzlich aber, was ſehe ich: Luiſa kommt nicht zum Stelldichein, zum zweiten Male wieder nicht, zum dritten wieder nicht... Ich ſchreibe einen Brief: keine Antwort. Was ſoll denn das bedeuten, denke ich! Sollte ſie mich betrügen wollen, ſo würde ſie geantwortet haben und wäre auch zum Stelldichein gekom-

men – mit einem Wort, ſie hätte ſich verſtellt. Sie aber verſtand nicht zu lügen, ſie hatte kurz und einfach abgebrochen. Dahinter ſteckt die Tante, denke ich. Zur Tante durfte ich nicht gehen; wenn ſie es auch wußte, ſo ſahen wir uns doch nur heimlich. Ich gehe wie ein Halbwahnſinniger umher – ſchließlich ſchreibe ich ihr den letzten Brief: ‚kommſt du nicht, ſo gehe ich zur Tante.‘ Sie erſchrak, kam. Weinte und ſagte, ein Deutſcher, Schulz, ihr entfernter Verwandter, ein Uhrmacher, ein reicher und ſchon bejahrter Mann, habe den Wunſch ausgeſprochen, ſie zu heiraten – um mich, ſagte ſie, glücklich zu machen und ſelbſt im Alter nicht ohne Frau zu bleiben; und er liebt mich auch, ſagt ſie, und hat ſchon lange die Abſicht gehabt, mich zu heiraten, hat aber vorläufig noch geſchwiegen und ſich vorbereitet. – ‚Nun ſieh, Saſcha,‘ ſagt ſie, ‚er iſt reich und das iſt doch mein Glück; willſt du mir nun mein Glück nicht gönnen?‘ Ich ſehe ſie an: ſie weint, umarmt mich... Was, denke ich, es iſt ja wahr, was ſie ſagt! Was hat es denn für einen Sinn, mich, einen Soldaten, zu heiraten, und wenn ich auch Unteroffizier bin? – ‚Nun denn, Luiſa,‘ ſage ich, ‚leb wohl, Gott behüt dich, warum ſollte ich dein Glück zerſtören? Aber wie iſt er – iſt er hübſch? – ‚Nein,‘ ſagt ſie, ‚er iſt ſchon alt und hat eine ſo lange Naſe...‘ und ſie mußte ſogar ſelber lachen. Ich ging. Nun was, denke ich, es iſt mir nicht beſtimmt. Am nächſten Morgen begab ich mich zu ſeinem Uhrgeſchäft, ſie hatte mir die Straße genannt. Ich ſehe durch das Fenſter: da ſitzt ein Deutſcher, tiftelt an einer Uhr, hat reichlich ſeine fünfundvierzig auf dem Buckel, die Naſe gebogen, die Augen ſtehen hervor, dabei ſitzt er im Gehrock und im Stehkragen, in ſolch einem Vatermörder mit langen Enden, macht ſo eine wichtige Miene. Ich ſpie nur

aus. Wollte ihm ſchon ſeine ganze Fenſterſcheibe einſchlagen ... Doch wozu, denke ich, iſt es verloren, ſo iſt es verloren. In der Dämmerung kehrte ich in die Kaſerne zurück, legte mich auf mein Lager hin und da – glauben Sie mir oder glauben Sie mir nicht, Alexander Petrowitſch –: ich weinte...

Nun, es vergeht ein Tag, noch einer und noch ein dritter. Luiſa ſah ich nicht mehr. Inzwiſchen aber erfuhr ich durch eine Gevatterin – ein altes Weib, gleichfalls Wäſcherin, zu der Luiſa zuweilen ging –, durch die nun erfuhr ich, daß der Deutſche um unſere Liebe gewußt und aus dieſem Grunde ſich auch entſchloſſen hatte, ſchneller anzuhalten. Sonſt hätte er noch ganze zwei Jahre gewartet. Luiſa aber ſoll er, ſo ſagte ſie, den Schwur abgenommen haben, daß ſie mich nicht mehr kennen werde, und daß er ſie beide, die Tante und Luiſa, vorläufig noch arg unter dem Daumen halte und daß er ſich vielleicht noch anders bedenken werde, alſo noch immer nicht ganz entſchloſſen ſei. Zum Schluß erzählte ſie mir noch, daß er ſie beide zum Sonntag vormittag, alſo zu übermorgen, zum Kaffee eingeladen habe und daß außer ihnen noch ein Verwandter zu ihm kommen werde, ein alter Mann, der früher Kaufmann geweſen, jetzt aber bettelarm ſei und irgendwo in einem Kellerlager als Aufſeher ſein Brot verdiene. Als ich erfuhr, daß ſie am Sonntag vielleicht alles beſchließen würden, da packte mich ſo eine Wut, daß ich mich kaum noch beherrſchen konnte. Und an dieſem ganzen Tage und auch am folgenden Tage war alles, was ich tat, daß ich beſtändig an dieſe eine Möglichkeit dachte. Ich hätte dieſen Deutſchen am liebſten mit meinen Zähnen zerriſſen, und nur daran dachte ich.

»Noch am Sonntag morgen wußte ich nichts und hatte

mir auch noch nichts vorgenommen, als aber der Frühgottesdienſt beendet war und wir wieder in der Kaſerne ſaßen – da ſprang ich plötzlich auf, zog meinen Mantel an und begab mich zu dem Deutſchen. Ich hoffte, ſie alle bei ihm anzutreffen. Aber warum ich ging und was ich dort ſagen wollte – das wußte ich ſelbſt nicht. Doch ſteckte ich für alle Fälle eine Piſtole in die Taſche. Es war ein altes Ding mit einem altmodiſchen Schloß; ſchon als Knabe hatte ich aus ihr geſchoſſen. Eigentlich konnte man aus ihr überhaupt nicht mehr ſchießen. Aber ich lud ſie trotzdem mit einer Kugel und denke noch ſo im ſtillen: wollen ſie mich vor die Tür ſetzen oder kommen ſie mir grob, ſo werde ich die Piſtole hervorziehen und ihnen allen einen Schrecken einjagen. Ich komme alſo hin. In der Werkſtatt iſt niemand zu ſehen, alle ſitzen im hinteren Zimmer. Außer ihnen iſt keine Seele im ganzen Hauſe. An Dienſtboten hatte er nur eine Deutſche, die ihm auch das Eſſen kochte. Ich gehe durch den Laden, ſehe, die Tür ins andere Zimmer iſt verſchloſſen, ſo eine alte Tür mit einer Fallklinke. Mein Herz klopft, ich warte, lauſche: ſie ſprechen Deutſch. Wie ich da einmal mit dem Fuß an die Tür ſtieß, ſprang die Tür ſofort auf. Ich ſehe: der Tiſch iſt gedeckt. Auf dem Tiſch ſteht eine große Kaffeemaſchine und der Kaffee kocht auf Spiritus. Daneben Zwieback; auf einem anderen Unterſetzer eine Karaffe mit Branntwein, Hering und Wurſt und dann noch eine Weinflaſche. Luiſa und die Tante ſitzen, beide aufgeputzt, auf dem Sofa. Ihnen gegenüber auf einem Stuhl der Deutſche, der Bräutigam, im Gehrock und Vatermörder, deſſen Enden wie die Hörner vorſtehen. An der einen Seite des Tiſches ſitzt noch ein Deutſcher, ein alter, dicker, ſchon ergrauter, und ſchweigt. Wie ich eintrat, erblaßte Luiſa plötz-

lich. Die Tante ſprang auf, ſank aber wieder zurück, und der Deutſche verfinſterte ſich. So böſe ſah er aus, ſtand auf und trat mir entgegen.

‚Was wünſchen Sie?‘ fragt er.

Ich war ſchon im Begriff, mich verwirren zu laſſen, aber da geriet ich wieder in Wut.

‚Was ich wünſche!‘ ſage ich. ‚Empfange deinen Gaſt, bewirte ihn mit Branntwein. Ich bin zu dir zu Gaſt gekommen.‘

Der Deutſche überlegte einen Augenblick.

‚Setzen Sie ſich‘, ſagte er.

Ich ſetzte mich.

‚Gib doch‘, ſage ich, ‚Branntwein her.‘

‚Da iſt Branntwein,‘ ſagt er, ‚trinken Sie, wenn Sie wollen.‘

‚Gib mir guten Branntwein‘, ſage ich. Die Wut, wie man ſagt, ergriff mich ſchon gar zu heiß.

‚Das iſt guter Branntwein.‘

Es kränkte mich, daß er mich ſo niedrig ſtellte. Am meiſten aber, daß Luiſa alles ſah. Ich trank alſo, und darauf ſagte ich:

‚Warum biſt du denn ſo grob zu mir, Deutſcher! Du ſollteſt dich mit mir anfreunden. Ich bin in aller Freundſchaft zu dir gekommen.‘

‚Ich kann nicht Ihr Freund ſein‘, ſagte er. ‚Sie ſind ein einfacher Soldat.‘

Nun, da geriet ich aber erſt in Wut.

‚Du Erbſenſcheuche,‘ ſage ich, ‚du Wurſtmacher! Weißt du auch, daß ich jetzt alles mit dir machen kann, was ich will? Wenn ich will, ſchieße ich dich einfach mauſetot!‘

Ich zog meine Piſtole hervor, ſtand auf und hielt ihm

die Mündung dicht vor den Kopf. Jene ſaßen mehr tot als lebendig, wagten keinen Laut zu ſagen. Der Alte, der ehemalige Kaufmann, zittert wie ein Eſpenblatt, ſchweigt, iſt kreideweiß.

Der Deutſche erſchrak zuerſt, beſann ſich aber bald.

‚Ich fürchte Sie nicht,‘ ſagt er, ‚und bitte Sie, als anſtändigen Menſchen, Ihren Scherz ſofort zu unterlaſſen, aber ich fürchte Sie nicht.‘

‚Oho,‘ ſage ich, ‚du lügſt, du fürchteſt dich! Seht doch! Er wagt ja nicht einmal, den Kopf fortzukehren, ſitzt wie angenagelt!‘

‚Nein,‘ ſagt er, ‚Sie dürfen ſo etwas auf keine Weiſe...‘

‚So—o, warum darf ich es denn nicht?‘

‚Ganz einfach,‘ ſagt er, ‚weil Ihnen ſo etwas ſtrengſtens verboten iſt und Sie ſtreng beſtraft werden würden.‘

Der Teufel ſollte klug werden aus dieſem deutſchen Dummkopf! Hätte er mich damals nicht ſelbſt aufgereizt, ſo würde er heute noch leben. Nur der Streit war an allem ſchuld.

‚Alſo, ich darf es nicht,‘ ſage ich, ‚deiner Meinung nach?‘

‚Nein!‘

‚Nicht?‘

‚Nein, das dürfen Sie auf keinen Fall mit mir...‘

‚Da haſt du's, alte Wurſt!‘ Und wie ich abdrücke, da fällt er auch ſchon vom Stuhl. Jene ſchrien natürlich auf.

Ich ſteckte meine Piſtole in die Taſche und eilte hinaus, aber kurz vor dem Tor unſerer Feſtung zog ich meine Piſtole wieder hervor und warf ſie in die Neſſeln am Grabenrand.

Ich ging in die Kaſerne, legte mich auf mein Lager hin und denke: jetzt wird man ſofort kommen und dich verhaften. Eine Stunde vergeht, noch eine – man kommt nicht.

Und ſo, kurz vor der Dämmerung, da überkam mich eine ſolche Sehnſucht; ich ging wieder hinaus; ich wollte unbedingt Luiſa ſehen. Ich ging wieder an dem Uhrgeſchäft vorüber: viel Volks, Polizei. Ich zur Gevatterin: ‚Ruf Luiſa her!‘ Ich wartete kaum einen Augenblick, da ſehe ich: Luiſa kommt ſchon herausgelaufen; ſie fällt mir um den Hals und weint: ‚Ich allein bin an allem ſchuld,‘ ſagte ſie, ‚weil ich darauf gehört habe, was die Tante ſagte.‘ Und ſie erzählte mir, daß die Tante ſofort nach Hauſe zurückgekehrt und vor Angſt erkrankt ſei, ſie würde nichts verraten: ſelbſt fürchtete ſie ſich, etwas zu ſagen, und auch ihr, Luiſa, habe ſie verboten, irgend etwas über den Täter verlauten zu laſſen: ſie fürchte ſich – möge man dort machen, was man wolle. ‚Niemand hat uns vorhin geſehen‘, ſagte Luiſa. Auch ſeine Dienſtmagd hätte er am Sonntagmorgen fortgeſchickt, aus Angſt vor ihr, denn die würde ihm die Augen ausgekratzt haben, wenn ſie erfahren hätte, daß er heiraten wolle. Von den Geſellen ſei auch niemand im Hauſe geweſen, er habe ſie alle zu entfernen gewußt. Den Kaffee habe er ſelbſt zubereitet und eigenhändig den Tiſch gedeckt. Der Verwandte aber habe ſchon ſein ganzes Leben lang geſchwiegen, und als die Sache geſchehen war, habe er ſeine Mütze genommen und ſei als erſter aus der Wohnung gegangen. Und in Zukunft würde er ſicherlich ebenſo ſchweigen, ſagte Luiſa. So war es auch. Zwei Wochen lang kam niemand, um mich zu verhaften, und es ruhte nicht der geringſte Verdacht auf mir. In dieſen zwei Wochen aber, glauben Sie mir oder glauben Sie nicht, Alexander Petrowitſch – in dieſen zwei Wochen habe ich mein ganzes Glück erfahren. Jeden Tag war ich mit Luiſa zuſammen und wie, wie hat ſie an mir gehangen! Sie weinte, ſagte: ‚Ich werde mit dir gehen, wohin

man dich auch verſchicken ſollte, alles werde ich für dich verlaſſen!' Ich glaubte zu vergehen, ſo ergriff es mich. Nun, und dann, nach zwei Wochen, da kamen ſie und nahmen mich. Der Alte und die Tante waren übereingekommen und hatten mich angezeigt.«

»Aber wie,« unterbrach ich Bakluſchin, »dafür hätte man Sie doch nur zu zehn Jahren verurteilen können, höchſtens zu zwölf, und in unſere Abteilung ſchicken müſſen, Sie aber ſind doch in der ‚beſonderen'. Wie iſt das möglich geweſen?«

»Ja, ſehen Sie,« ſagte Bakluſchin, »es kam noch eine andere Sache hinzu. Als man mich vor die Kriminalkommiſſion brachte, da fing der Hauptmann an, mich vor dem ganzen Gericht mit ſchändlichen Worten zu ſchimpfen. Da hielt ich es nicht aus: ‚Was ſchimpfſt du,' ſagte ich, ‚ſiehſt du denn nicht, Elender, daß du vor dem Gerichtsſpiegel ſitzeſt?' Nun, hierauf nahm die Sache einen anderen Gang, ich kam vor ein anderes Gericht und wurde für alles zuſammen verurteilt: viertauſend und dann hierher in die beſondere Abteilung. Als man mich aber zur Beſtrafung führte, führte man auch den Hauptmann ab: mich durch die grüne Gaſſe, ihn aber, aller Titel beraubt, nach dem Kaukaſus als einfachen Soldaten... Auf Wiederſehen, Alexander Petrowitſch. Kommen Sie aber auch beſtimmt zu unſerer Theateraufführung.«

X.

Das Weihnachtsfeſt.

Endlich kam das Feſt heran. Schon am Weihnachtstage ward kaum mehr gearbeitet. Nur in die Schneiderſtuben und in die Werkſtätten wurde ein Teil der Sträflinge geſchickt, die übrigen gingen wohl auch angeblich zur Arbeit, doch kamen ſie alle, einzeln oder in kleineren Trupps, ſehr bald wieder zurück, und nach dem Mittageſſen verließ niemand mehr den Oſtrogg. Auch am Morgen war man mehr in eigenen Angelegenheiten ausgezogen, als zur Zwangsarbeit: die einen, um Branntwein durchzuſchmuggeln und neuen zu beſtellen; andere, um ihre Freunde und Freundinnen zu beſuchen oder das Ausſtehende für früher gelieferte Arbeiten zum Feſte einzutreiben; Bakluſchin und die übrigen in der Aufführung mitwirkenden Schauſpieler um einige Bekannte, vornehmlich aus der Zunft der Offiziersburſchen, aufzuſuchen und die nötigen Koſtüme zu erlangen. Einige wiederum gingen nur deshalb mit beſorgter und geſchäftiger Miene umher, weil auch die anderen geſchäftig und in Anſpruch genommen waren. Und wieder andere, wie zum Beiſpiel jene, die von niemandem Geld zu erwarten hatten, ſahen dabei doch aus, als würden auch ſie unfehlbar welches erhalten. Kurz, alles erwartete für den nächſten Tag irgendeine Veränderung, irgend etwas Ungewöhnliches.

Am Abend brachten die Invaliden, die von den Sträflingen auf den Markt geſchickt worden waren, eine Menge Eßbares in den Oſtrogg: Rindfleiſch, Spanferkel, ſogar Gänſe. Viele Sträflinge, ſelbſt die genügſamſten und geizigſten, die das ganze runde Jahr hindurch jede Kopeke ſparten, hielten es für ihre Pflicht, ihren Beutel aufzutun und in angemeſſener Weiſe den erſten Fleiſchtag nach der langen Faſtenzeit zu feiern. Der fünfundzwanzigſte Dezember war auch für den Arreſtanten ein echter rechter Feiertag, den ihm niemand nehmen konnte, da er ihm durch das Geſetz formell zuerkannt wurde. An dieſem Tage durfte der Sträfling nicht zur Arbeit geſchickt werden, und ſolcher Tage gab es im Jahr nur drei.

Und ſchließlich, wer weiß, wieviel Erinnerungen in den Seelen dieſer Ausgeſtoßenen beim Herannahen dieſes Tages wieder erwachten! Dem Gedächtnis des einfachen Volkes prägen ſich die hohen Feſttage viel ſchärfer ein als demjenigen der reichen Leute. Es ſind die Tage der Erholung, die Tage, an denen die ganze Familie verſammelt iſt. Im Oſtrogg nun mußten ſie ſich unwillkürlich mit Qual und Sehnſucht ihrer erinnern. Die Achtung vor dem großen Feſttage ſchien in ihnen ein gewiſſes Pflichtgefühl zu erwecken: nur ſehr wenige waren müßig, alle waren ernſt und anſcheinend ſehr beſchäftigt, obgleich viele überhaupt nichts zu tun hatten. Doch ſowohl die Müßigen als die Geſchäftigen waren bemüht, eine gewiſſe Würde zu wahren ... Das Lachen ſchien förmlich verboten zu ſein. Überhaupt grenzte die Stimmung geradezu an kleinliche und reizbare Unduldſamkeit, und wer dieſe allgemeine Stimmung ſtörte, auch wenn es ganz unbeabſichtigt geſchah, der wurde barſch zur Ruhe verwieſen und man ärgerte ſich über ihn, als hätte er den Feiertag ſelbſt nicht geachtet. Dieſe Stimmung der

Sträflinge war wirklich auffallend und rührend. Außer der angeborenen Hochachtung vor dem großen Tage empfand der Ausgestoßene unbewußt, daß er durch diese Hochhaltung des Festes gewissermaßen mit der ganzen Welt dort draußen in Berührung kam, daß er folglich nicht ein gänzlich Ausgestoßener, Verlorener war, ein abgeschnittenes und fortgeworfenes Stück Leben; er sagte sich, daß auch im Ostrogg ganz dasselbe ist, was draußen bei den Menschen gefeiert wird. So fühlten sie alle; das sah und verstand man sofort.

Akim Akimytsch traf gleichfalls seine Vorbereitungen zum Fest. Für ihn gab es weder Familienerinnerungen, denn er war als Waisenkind bei fremden Leuten aufgewachsen und schon mit fünfzehn Jahren in schweren Dienst getreten – noch hatte es in seinem Leben besondere Freuden gegeben, denn sein ganzes Leben hatte er regelmäßig, einförmig und in der beständigen Furcht verbracht, vielleicht doch irgendwie aus Versehen über die ihm auferlegten Pflichten auch nur um Haaresbreite hinauszugehen. Er war auch nicht besonders religiös, da seine Sittsamkeit, wie es schien, alle übrigen menschlichen Gaben und Eigenheiten in ihm verschlungen hatte, alle Leidenschaften und Wünsche, sowohl die guten wie die schlechten. Infolgedessen schickte er sich an, den feierlichen Tag ohne alle Sorgen und Aufregungen zu verbringen, ohne sich von traurigen und völlig nutzlosen Erinnerungen verwirren zu lassen, vielmehr in ruhiger, methodischer Sittsamkeit, von der er genau so viel besaß als zur Erfüllung der Pflichten und des ein für allemal vorgeschriebenen Ritus gerade erforderlich ist. Und überhaupt war Nachdenken nicht gerade seine Liebhaberei. Die Bedeutung einer Tatsache schien ihn niemals etwas anzugehen, dafür aber erfüllte er die ihm einmal vorgeschriebenen Gesetze mit

heiliger Gewiſſenhaftigkeit. Hätte man ihm am nächſten Tage befohlen, etwas dem unmittelbar Entgegengeſetztes zu tun, was er tags zuvor getan – er hätte auch dieſes mit ganz demſelben Gehorſam und derſelben Sorgfalt verrichtet wie das andere. Einmal, nur ein einziges Mal in ſeinem Leben hatte er verſucht, nach eigenem Verſtande zu handeln und – war dafür in die Katorga gekommen. Die Lehre war für ihn nicht umſonſt geweſen. Und wenn es ihm auch vom Schickſal nicht beſtimmt war, jemals zu begreifen, worin ſein Vergehen eigentlich und im Grunde beſtanden hatte, ſo zog er doch aus ſeinem Erlebnis die heilſame Folgerung, die er fortan zum Grundſatze erhob: niemals und unter keinen Umſtänden ſelbſt zu denken, da das Denken nun einmal »nicht ſeine Verſtandesſache war«, wie die Arreſtanten unter ſich ſagten. Blind dem Brauch ergeben, ſah er ſogar auf ſein Spanferkel, das er – da er natürlich auch zu kochen verſtand – eigenhändig mit Grütze zubereitete, mit einer gewiſſen Hochachtung, ganz als wäre es nicht ein gewöhnliches Spanferkel, das man zu jeder Zeit kaufen und braten kann, ſondern ein ganz beſonderes, feſttägliches. Vielleicht war er von Kindheit an gewöhnt, an dieſem Tage ein gebratenes Spanferkel auf dem Tiſch zu ſehen, und ſo folgerte er, daß ein Spanferkel zum Feiertage unerläßlich ſei. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß er, falls er an dieſem Tage keinen Ferkelbraten gegeſſen hätte, ſein ganzes Leben lang von Gewiſſensbiſſen wegen der unerfüllten Pflicht gemartert worden wäre. Bis zum Feiertage ging er in ſeiner alten Jacke und in alten Beinkleidern, die zwar tadellos geſtopft und geflickt waren, doch trotzdem recht abgetragen ausſahen. Jetzt zeigte es ſich, daß er den neuen Anzug, den er ſchon vor vier Monaten erhalten, ſorgfältig in ſeinem Kaſten auf-

bewahrt hatte, ohne ihn ein einziges Mal hervorzuholen, und ſich mit ſchmunzelnden Gedanken vorbereitete, ſeine Kleider erſt am Feſttage feierlich zu wechſeln. So tat er denn auch. Am Abend vorher holte er ſie hervor, breitete ſie aus, beſah ſie, glättete ſie mit der Hand, zupfte hier und da ein Fädchen ab, beblies ſie, und nachdem er das alles getan, zog er ſie zur Probe an. Die Hoſe wie die Jacke ſaßen vortrefflich; alles war gut genäht, ließ ſich bis oben zuknöpfen und der hohe Kragen ſtützte das Kinn, als wäre er aus Pappe; in der Taille zeigte ſich noch obendrein ſo etwas wie ein militäriſcher Schnitt. Akim Akimytſch lächelte vor Wonne und drehte ſich nicht ohne ein gewiſſes Selbſtbewußtſein vor ſeinem kleinen Spiegel, den er in einer freien Stunde mit einer Bordüre von Goldpapier beklebt hatte. Nur ein einziges kleines Häkchen oben am Kragen der Jacke ſchien nicht ganz richtig zu ſitzen. Nachdem Akim Akimytſch das eingeſehen hatte, beſchloß er, den Haken umzunähen: alſo nähte er ihn um. Dann machte er noch einmal eine Anprobe und ſiehe, nun war alles gut. Hierauf faltete er den ganzen Anzug kunſtgerecht zuſammen und bettete ihn für die Nacht vollbefriedigt wieder in ſeinen kleinen Kleiderkaſten. Am nächſten Morgen ſollte er nagelneu angezogen werden. Sein Kopf war vorſchriftsmäßig und erſt vor kurzem raſiert worden: doch das Ergebnis einer längeren Unterſuchung vor dem Spiegel war, daß ſein Kopf ihm doch noch nicht ſo ganz glatt erſchien, denn es waren bereits kaum ſichtbare Spitzen neuer Sprößlinge zu ſehen. Er begab ſich daher unverzüglich zum »Major«, um ſich tadellos raſieren zu laſſen, obgleich es morgen niemand einfallen würde, ſeinen Kopf unter die Lupe zu nehmen – aber er tat's zur Beruhigung ſeines Gewiſſens, um in Anbetracht des hohen Feſttages

alle ſeine Pflichten erfüllt zu haben. Seine Andacht vor jedem Knopf, jeder Hakenöſe, jedem Knopfloch hatte ſchon in der Kindheit einen Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt und war ſeinem Verſtande als unumſtrittene Pflicht, ſeinem Herzen als letzte Form der Schönheit erſchienen, die ein anſtändiger Menſch nur erreichen kann. Als er endlich alles Perſönliche erledigt hatte, ordnete er als Kaſernenälteſter an, Heu hereinzubringen, und überwachte gewiſſenhaft, wie es auf dem Fußboden der Kaſerne ausgebreitet wurde. Dasſelbe geſchah auch in den übrigen Kaſernen. Ich weiß nicht, warum das geſchah, aber zu Weihnachten wurde bei uns immer Heu auf den Fußboden geſtreut. Nachdem nun Akim Akimytſch alle ſeine Pflichten erfüllt hatte, betete er zu Gott, legte ſich auf die Pritſche hin und ſchlief im Augenblick wie ein unſchuldiges Kindlein ein, um dann am nächſten Morgen möglichſt früh aufzuſtehen. Das taten übrigens auch alle anderen. In allen Kaſernen ging man viel früher zur Ruhe, als es ſonſt üblich war. Die Abendarbeit war ganz vergeſſen und von Spielhöllen konnte überhaupt nicht die Rede ſein. Alles erwartete den nächſten Morgen.

Endlich brach er an. Schon früh, noch vor Sonnenaufgang, wurde das Wecken getrommelt, wurde die Kaſerne aufgeſchloſſen und der wachhabende Unteroffizier, der zum Nachzählen der Sträflinge eintrat, beglückwünſchte uns zum Feſte. Man wünſchte ihm gleichfalls alles Gute und ſagte es höflich und freundlich. Nach einem kurzen Gebet ging Akim Akimytſch, und gingen noch viele andere, die ihre Gänſe und Spanferkel in der Küche hatten, eilig hinaus, um nachzuſehen, was mit ihnen inzwiſchen geſchehen war, wie ſie gebraten wurden, wie es mit dieſem, jenem und ſonſt noch etwas ſtand u. a. m. Durch die kleinen, von Schnee

und Eis blinden Fenſterſcheiben unſerer Kaſerne konnte man in der Dunkelheit erkennen, daß in beiden Küchen, in allen ſechs Öfen, helles Feuer lohte, das ſchon vor Tagesanbruch angemacht worden war. Auf dem Hof gingen bereits die Arreſtanten hin und her, alle in ihren Halbpelzen, die manche ganz angezogen, manche nur über die Schultern geworfen hatten: ein jeder ſtrebte zur Küche. Einige aber, übrigens nur ſehr wenige, hatten ſchon die Branntweinhändler aufgeſucht. Das waren die Ungeduldigſten, die niemals warten konnten. Im allgemeinen aber führten ſich alle ſehr anſtändig auf, ruhig und ganz ungewöhnlich würdig. Von den ſonſt üblichen Schimpfereien und Streitigkeiten war nichts zu hören und zu ſehen. Alle begriffen und fühlten, daß es ein großer Tag, ein hohes Feſt war. Es gab auch manche, die in die anderen Kaſernen gingen, um dieſen oder jenen von ihren näheren Bekannten zum Feſt zu beglückwünſchen. Es zeigte ſich bei allen ſo etwas wie Freundſchaft. Hier muß ich bemerken, daß man unter den Sträflingen ſonſt faſt überhaupt keine Freundſchaft ſah – ich rede nicht von allgemeiner Kameradſchaft, die war ſogar in hohem Maße vorhanden, ſondern von Freundſchaft zwiſchen zwei einzelnen. So etwas gab es ſo gut wie überhaupt nicht. Alle waren im Verkehr miteinander trocken und hart, abgeſehen von ſehr wenigen Ausnahmen, und das war ein gewiſſermaßen formell anerkannter, einmal eingeführter und allgemein angenommener Ton.

Ich trat gleichfalls aus der Kaſerne hinaus, es begann kaum, kaum zu tagen, die Sterne flimmerten noch am Himmel, ein kalter, feiner Dampf erhob ſich langſam von der Erde und verſchwand. Aus den Küchenſchornſteinen ſtieg der Rauch und drehte ſich in dicken Säulen. Einige mir

begegnende Arreſtanten beglückwünſchten mich aus eigenem Antriebe freundlich zum Feſt. Ich dankte ihnen und antwortete ebenſo. Mit manchen von ihnen hatte ich in dieſem ganzen Monat noch kein Wort geſprochen.

Wenige Schritt vor der Küche holte mich plötzlich ein Arreſtant aus der Militärkaſerne ein, der ſeinen Halbpelz ſich nur über die Schultern geworfen hatte. Schon von weitem hatte er mich erblickt und über den halben Hof angerufen: »Alexander Petrowitſch! Alexander Petrowitſch!« und er eilte mir zur Küche nach. Ich blieb ſtehen und erwartete ihn. Es war ein junger Burſche mit rundem Geſicht, mit ſtillem Ausdruck in den Augen, ſehr wenig geſprächig: mit mir hatte er noch kein Wort gewechſelt und meiner Perſon bis dahin überhaupt keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ich wußte nicht einmal, wie er hieß. Er kam ganz atemlos herangelaufen, blieb dicht vor mir ſtehen und ſtarrte mich mit eigentümlich ſtumpfem, gleichzeitig aber auch ſeligem Lächeln an.

»Was wünſcht Ihr von mir?« fragte ich ihn nicht ganz ohne Verwunderung, als ich ſah, daß er nur lächelte, ſtand und mich groß anſah, ein Geſpräch aber nicht begann.

»Ja, wie denn, es iſt doch Feiertag ...« murmelte er verdutzt, und da er ſelbſt gewahr wurde, daß er ſonſt nichts zu ſagen hatte, verließ er mich und trat eiligſt in die Küche. Ich will hier gleich bemerken, daß wir auch nachher nie miteinander ein Wort gewechſelt haben, in all den Jahren, die ich noch im Oſtrogg blieb.

In der Küche ging es lebhaft zu: ein ganzer Haufe drängte, ſtieß und quetſchte ſich vor den glühend heißen Backöfen. Ein jeder wollte ſein Eigentum bewachen und deſſen Kochprozeß beobachten. Die »Köchinnen« ſchickten ſich

bereits an, die Herſtellung der Staatskoſt in Angriff zu nehmen, da das Eſſen an dieſem Tage früher angeſagt war. Übrigens begann noch niemand zu eſſen, obgleich nicht wenige große Luſt dazu verſpürten, doch wahrten ſie heldenmütig den Anſtand. Man erwartete den Geiſtlichen, und erſt nachher ſollte das Fleiſcheſſen, das erſte nach der Faſtenzeit, beginnen.

Inzwiſchen begann – noch war es kaum Tag geworden – von der Wache her der Ruf zu erſchallen: »Köche her!« – der ſich im Laufe von mindeſtens zwei Stunden faſt in jeder Minute wiederholte. Der Gefreite rief die Köche, damit ſie die Spenden, die aus allen Enden der Stadt dargebracht wurden, entgegennahmen. Sie beſtanden aus ungeheuren Mengen von Kalatſchen, Broten, Käſekuchen, Pfannkuchen, ſüßen Broten – kurz, aus allen Sorten von Feſttagsgebäck. Ich glaube, es gab da wohl keine einzige Hausfrau in den Kaufmanns- und Bürgerkreiſen, die nicht etwas aus ihrer Küche geſchickt hätte, um den »Unglücklichen« zum Feſte eine Freude zu bereiten. Es gab viele reiche Spenden, ſchönes Gebäck von Butterteig, vom feinſten Mehl und in großen Mengen geſchickt; es gab aber auch ganz geringe Gaben – irgendeinen Kalatſch zu zwei Kopeken und zwei gewöhnliche, kaum ſichtbar mit Sahne beſtrichene Pfannkuchen: das war die Gabe eines Armen an den Armen, von dem Wenigen, das er ſelbſt beſaß. Alles wurde mit gleicher Dankbarkeit entgegengenommen: nicht der geringſte Unterſchied wurde zwiſchen den Gaben und den Gebern gemacht. Die in Empfang nehmenden Sträflinge nahmen ihre Mützen ab, verbeugten ſich, dankten, beglückwünſchten zum Feſt, und trugen dann das Geſchenk in die Küche. Als ſich nach einiger Zeit ganze Berge von ſolchen Broten angehäuft hatten, wur-

den die Älteſten jeder Kaſerne gerufen und dieſe teilten dann das Ganze in gleiche Teile. Es gab weder Streit noch Schelten: alles wurde ehrlich und gewiſſenhaft geteilt. Was unſerer Kaſerne zufiel, wurde dann bei uns wieder verteilt. Akim Akimytſch und noch ein anderer Sträfling beſorgten das: ſie zerſchnitten das Gebäck eigenhändig und reichten eigenhändig einem jeden, was ihm zukam. Nicht der geringſte Einſpruch wurde laut, nicht der geringſte Neid machte ſich bemerkbar: alle waren mit dem zufrieden, was ſie erhielten; es war nicht einmal der Schatten von einem Verdacht zu bemerken, daß die Gaben unterſchlagen oder ungerecht verteilt werden könnten.

Nachdem Akim Akimytſch ſeine Arbeit in der Küche beendet hatte, kleidete er ſich mit allem Anſtand und aller Feierlichkeit an, vergaß auch kein einziges noch ſo kleines Häkchen, und nachdem er damit fertig war, ſchritt er unverzüglich zum Gebet. Er betete ziemlich lange. Außer ihm beteten noch viele andere, doch waren es meiſtens bejahrtere Männer. Die jungen dachten kaum daran, höchſtens daß einer ſich beim Aufſtehen flüchtig bekreuzte. Nach dem Gebet trat Akim Akimytſch auf mich zu und beglückwünſchte mich nicht ohne Feierlichkeit zum Feſt. Ich lud ihn ſogleich zu meinem Tee ein und er darauf mich zu ſeinem Ferkelbraten. Bald nach ihm kam Petroff, um mir gleichfalls Glück zu wünſchen. Wie mir ſchien, hatte er bereits ein wenig getrunken, und obſchon er ſehr eilig gekommen war, ſo hatte er doch nicht viel zu ſagen, ſondern ſtand nur kurze Zeit gewiſſermaßen erwartungsvoll vor mir und eilte dann wieder in die Küche.

Inzwiſchen war in der Militärkaſerne alles Nötige zum Empfang des Geiſtlichen vorbereitet worden. Dieſe Kaſerne

war nicht ſo eingerichtet, wie die anderen: in ihr zogen ſich die Pritſchen an den Wänden hin, nahmen alſo nicht die Mitte des Zimmers ein, ſo daß ſie im ganzen Oſtrogg der einzige Raum war, in dem man, falls nötig, die Sträflinge verſammeln konnte. Wahrſcheinlich war ſie ſogar gerade zu dieſem Zweck ſo gebaut worden. In die Mitte der Kaſerne hatte man einen kleinen Tiſch hingeſtellt, mit einem reinen Handtuch bedeckt, ein Heiligenbild aufgeſtellt und das Lämpchen davor angezündet. Endlich kam auch der Geiſtliche mit einem Kreuz und dem Weihwaſſer. Nachdem er vor dem Heiligenbilde das Gebet geſprochen und geſungen hatte, ſtellte er ſich vor die verſammelten Sträflinge hin, die dann in aufrichtiger Andacht einzeln zu ihm traten und das Kreuz küßten. Hierauf ging der Geiſtliche in alle Kaſernen und beſprengte ſie mit Weihwaſſer. In der Küche ſegnete und lobte er auch unſer Oſtroggbrot, das wegen ſeiner Schmackhaftigkeit in der ganzen Stadt bekannt war, und die Sträflinge beſchloſſen ſofort, ihm zwei friſche, ſoeben aus dem Ofen gekommene Brote zu ſchicken, die ohne weiteres einem Invaliden eingehändigt wurden, damit er ſie in die Wohnung des Geiſtlichen trage. Das Kreuz wurde mit derſelben Ehrfurcht geleitet, wie es zuerſt empfangen worden war, und gleich darauf kamen unſer Major und der Kommandeur angefahren. Letzterer wurde bei uns ſehr geachtet und ſogar geliebt. Er durchſchritt in Begleitung des Majors ſämtliche Kaſernen und beglückwünſchte uns alle zum Feſte. Hierauf begab er ſich auch in die Küche, wo er die Feſttagskohlſuppe koſtete, die diesmal vorzüglich zubereitet war: es war für jeden Sträfling ungefähr ein Pfund Rindfleiſch mitgekocht worden. Außerdem gab es noch Grützbrei, zu dem man nach Herzensluſt Butter hinzutun durfte. Der Major

begleitete den Kommandeur zum Wagen und dann befahl er, daß mit dem Eſſen begonnen werde. Die Sträflinge bemühten ſich, ihm nicht unter die Augen zu kommen. Man haßte bei uns ſeinen böſen, durch die Brillengläſer ſpähenden Blick, mit dem er auch jetzt noch nach links und rechts ausſchaute, ob er nicht irgendwo Unordnung entdecken, irgendwo einen Sündenbock finden könne.

Dann kam das Eſſen. Akim Akimytſch hatte ſein Spanferkel vorzüglich zubereitet. Doch eines vermag ich nicht zu erklären, wie das kam: kaum war der Major fortgefahren, als ſich ſchon ſehr viel angeheitertes Volk zeigte, während kaum fünf Minuten vorher alle noch nüchtern geweſen waren. Man ſah überall bereits ſich rötende und ſtrahlende Geſichter, und bald waren auch Balalaiken zur Stelle. Der kleine Pole folgte ſchon mit ſeiner Geige irgendeinem »Feiernden«, der ihn für den ganzen Tag gemietet hatte, und ſpielte und fiedelte ihm luſtige Tänze vor. Die Unterhaltung wurde lauter, wurde trunken und geräuſchvoll. Doch das Eſſen verlief noch ohne große Störungen. Alle waren ſatt. Viele von den Älteren und Soliden begaben ſich ſofort nach dem Mahl in ihre Kaſernen und machten ein Schläfchen, was auch Akim Akimytſch tat, da er wahrſcheinlich der Meinung war, daß man an einem Feiertage nach dem Mittag unbedingt ſchlafen müſſe. Der altgläubige Greis aus Starodubowo kroch, nachdem auch er ein Schläfchen gemacht hatte, auf den Ofen, ſchlug ſein Buch auf und betete, faſt ohne jede Unterbrechung, bis tief in die Nacht hinein. Es war ihm ſchwer, dieſe »Schmach«, wie er ſagte, mit anzuſehen. Die Tſcherkeſſen hatten ſich auf die kleine Treppenſtufe vor der Tür hingeſetzt und blickten neugierig und doch mit einem gewiſſen Ekel auf das betrunkene Volk. Zufällig

begegnete mir Nurra: »Jamán, jamán!«* ſagte er kopfſchüttelnd und mit ehrlichem Unwillen, »ach jamán! Allah wird bös ſein!« Iſſai Fomitſch zündete eigenſinnig und hochmütig ſeine Kerze an und machte ſich an eine Arbeit, augenſcheinlich in der Abſicht, zu zeigen, daß er dieſen Feiertag überhaupt nicht achte. Hier und da in den Ecken gab's ſchon Spielhöllen. Die Invaliden fürchtete man nicht und für den Unteroffizier, der ſich übrigens ſelbſt bemühte, nichts zu bemerken, wurden Wächter aufgeſtellt. Der wachhabende Offizier ſteckte im Verlauf des Tages dreimal ſeine Naſe in den Oſtrogg, doch die Spielhöllen und die Betrunkenen verſchwanden, noch eh' man ſich deſſen verſah, mit wundernehmender Geſchwindigkeit; doch auch der Offizier ſchien ſich entſchloſſen zu haben, kleine Unordnungen diesmal nicht zu beachten und die Angeheiterten an dieſem Tage nur zu den kleinen Unordnungen zu zählen. Allmählich aber wurde man freier, berauſchter, und es begannen Hader und Streit. Doch die Nüchternen waren in der Überzahl, ſo daß es immer noch welche gab, die auf die anderen aufpaſſen konnten. Dafür aber tranken die »Feiernden« diesmal ohne jedes Maß. Gaſin triumphierte. Vor ſeinem Platz auf der Pritſche ſpazierte er hin und her und war mit ſich und mit der Welt zufrieden. Seinen Branntweinvorrat, der von ihm ſonſt draußen hinter den Kaſernen irgendwo im Schnee verborgen gehalten wurde, hatte er dreiſt unter die Pritſche geſchoben. Er lächelte verſchlagen, wenn ein Käufer zu ihm kam. Selbſt war er vollkommen nüchtern und trank keinen Tropfen. Er beabſichtigte, erſt nach den Feiertagen zu ſchlemmen, wenn er den übrigen bereits alles aus der Taſche geholt hatte. In den Kaſernen ertönten Lieder, doch die Trunken-

* »Schlecht, ſchlecht!« E. K. R.

heit wurde bei einzelnen mit der Zeit zu einer Betäubung, wie von Kohlendunſt, und von den Liedern war es nicht weit bis zu den Tränen. Mehrere gingen mit ſelbſtgefertigten Balalaiken, den Halbpelz über die Schultern geworfen, in fideler Stimmung umher und ſtrichen gewandt und ſicher mit den Fingerſpitzen über die Saiten. In der »beſonderen Abteilung« hatte ſich ſogar ein Chor gebildet, von acht Stimmen, die prächtig zur Begleitung von Balalaiken und Gitarren ſangen. Rein volkliche Lieder wurden wenig geſungen. Ich entſinne mich nur noch des einen munter vorgetragenen Liedes:

»Als ich jung war, ging ich abends
Wohl zu manchem frohen Feſt...«

Und hier hörte ich auch eine neue Variante dieſes Liedes, die ich früher noch nicht gekannt hatte. Dem Schluß des Liedes wurden noch einige Strophen hinzugefügt, die die Tätigkeit der jungen Frau ſchilderten. Gewöhnlich aber wurden bei uns die ſogenannten »Arreſtantenlieder« geſungen, die ja wohl alle bekannt ſind. Nur eines von ihnen, ein humoriſtiſches, war mir neu. Es beſchrieb in heiterem Ton, wie ein Menſch früher als »Herr« in der Freiheit vergnügt gelebt hatte, jetzt aber im Oſtrogg die Ketten ſchleppen mußte. Es hieß, früher habe er Champagner getrunken und Süßes gegeſſen, jetzt aber müſſe er mit ſchlechter Kohlſuppe zufrieden ſein,

»Und gibt man auch nur Kohl in heißem Waſſer,
Ich freſſe alles auf mit Haut und Haar.«

Sehr beliebt war auch der bekannte Gaſſenhauer:

»Einſtmals war ich immer flott und fröhlich,
Und ſogar ein Kapital war mein.
Doch das Kapital, mein Knabe, ging zum Teufel
Und ich kam in den Oſtrogg hinein.«

Nur wurde bei uns nicht »Kapital« geſagt, ſondern »Kopital«, da man das Wort vom Zeitwort »kopitj« (ſammeln, zuſammenſcharren) herleitete.

Auch wurden oft melancholiſche und ernſte Lieder geſungen. Eines war ein echtes Kátorgalied, das wohl gleichfalls bekannt ſein dürfte:

»Steigt die Morgenröte kaum empor,
Hört man ſchon den Trommelwirbel rufen...«

uſw. Ferner das bekannte:

»Wer aber weiß dort in der großen Welt,
Wie wir hinter unſren Wänden hauſen...«

Ein anderes Lied war noch melancholiſcher und hatte eine wundervolle Melodie. Wahrſcheinlich war das Lied von einem Arreſtanten gedichtet. Ich entſinne mich nur noch einiger Strophen aus demſelben:

»Nie mehr ſieht mein Auge jenes Land,
Das mir Heimat war.
Schuldlos muß ich Qualen leiden
Wohl an tauſend Jahr'.
Auf dem Dach der Uhu ſchreit zur Nacht,
Weithin tönt es durch den Wald.
Sehnſucht will das Herz mir brechen...
Nie mehr ſieht mein Auge jenes Land.«

Dieſes Lied wurde oft bei uns geſungen, aber nicht im Chor. Es ging bisweilen einer zur Feierabendzeit zufällig hinaus in die Dämmerung, ſetzte ſich auf die kleine Treppenſtufe vor der Kaſernentür, ſtützte gedankenverloren die Wange in die Hand und ſang es zuerſt nur leiſe, dann immer lauter mit hoher Stimme. Man hörte zu und das Herz fing an zu ſchlagen. Wir hatten gute Stimmen im Oſtrogg.

Inzwiſchen begann es zu dunkeln. Trauer, Sehnſucht und dumpfe Gefühle blickten ſchwer durch die Trunkenheit und das Gejohle hervor. Manch einer, der noch vor einer Stunde gelacht hatte, weinte bereits in irgendeiner Ecke, maßlos betrunken. Andere hatten ſchon mehr als einmal zu raufen begonnen. Wieder andere wankten, bleich und kaum auf den Füßen ſich haltend, durch die Kaſernen und ſtifteten Streit. Manche, die der Rauſch nicht händelſüchtig machte, ſuchten vergeblich Freunde, denen ſie ihr Herz hätten ausſchütten können, um bei der Gelegenheit ihr trunkenes Leid auszuweinen. Dieſes ganze arme Volk hatte fröhlich und heiter den großen Feſttag verbringen wollen – und nun, mein Gott! – wie ſchwer und traurig war dieſer Tag faſt für einen jeden. Ein jeder verbrachte ihn mit einem Gefühl, als hätte er in einer großen Hoffnung eine große Enttäuſchung erfahren. Petroff kam im ganzen zweimal zu mir. Er hatte nur ſehr wenig getrunken und war faſt ganz nüchtern. Aber er erwartete noch bis zum letzten Augenblick irgend etwas, das ſeiner Meinung nach unbedingt geſchehen mußte, etwas Ungewöhnliches, Feſttägliches, Beluſtigendes. Wenn er es auch nicht ausſprach, ſo ſah man es doch deutlich ſeinen Augen an. Er ſtrich unermüdlich umher, aus einer Kaſerne in die andere. Doch es geſchah nichts Beſonderes und er fand nichts als betrunkene Geſtalten, ſinnlos trunkenes Gerede, Geſchimpf und im Rauſch gerötete Geſichter. Sſirotkin ſchlenderte in ſeinem neuen roten Hemd, reingewaſchen und nett, gleichfalls umher, ging durch alle Kaſernen und ſchien ebenfalls, ſtill und naiv, irgend etwas zu erwarten.

Mit der Zeit wurde es unerträglich und ekelhaft in den Kaſernen. Natürlich gab es auch viel Spaßiges, aber dieſe armen Menſchen taten mir – ich weiß nicht warum – doch

alle leid, und es war mir unter ihnen ſchwer und traurig zumute. Dort ſtreiten ſich zwei über das Problem, wer den anderen bewirten ſoll. Man ſieht es ihnen an, daß ſie ſchon lange ſtreiten und ſich auch ſchon mehrmals entzweit haben. Der eine beſonders ſcheint den anderen ſchon von früher her auf dem Striche zu haben. Er klagt ihn an und bemüht ſich, mit merklich ſteifer Zunge, ausführlich zu beweiſen, daß jener unrecht an ihm gehandelt habe: es war irgend einmal ein Halbpelz verkauft und irgend einmal irgendwelches Geld unterſchlagen worden, und all das war im vorigen Jahre in der »Butterwoche« geſchehen. Außerdem hatte es noch etwas zwiſchen ihnen gegeben ... Kurz, es war ihm Unrecht getan worden. Der Ankläger iſt ein großer, ſtämmiger Burſche, nicht dumm, kein Raufbold, doch wenn er betrunken iſt, hat er das Verlangen, Freundſchaft zu ſchließen und dem Freunde ſein Leid zu klagen. Wohl ſchilt er den anderen, gleichzeitig aber ſieht man ihm an, daß er es nur aus dem Wunſche heraus tut, nachher noch innigere Freundſchaft mit dem Feinde zu ſchließen.

Der andere iſt unterſetzt und mittelgroß, hat ein rundes Geſicht, ſchlaue und hinterliſtige Augen. Er hat vielleicht mehr als ſein Freund getrunken, hat aber nur einen leichten Rauſch. Er iſt ein Mann von Charakter und gilt für reich, doch ſcheint es ihm aus unbekanntem Grunde diesmal vorteilhaft, ſeinen mitteilſamen Freund nicht zu reizen, und ſo führt er ihn denn zum Branntweinhändler. Der Freund behauptet, daß jener ihn freihalten müſſe, – »wenn du nur ein ehrlicher Menſch biſt«.

Der Branntweinverkäufer holt mit einer gewiſſen Hochachtung vor dem Käufer und einem Schimmer von Verachtung für deſſen mitteilſamen Freund – da dieſer nicht für

ſein eigenes Geld trinkt, ſondern freigehalten wird – ſeinen Branntweinſchlauch hervor und ſchenkt ein.

»Nein, Stepka, das biſt du mir ſchuldig,« ſagt der mitteilſame Freund, »denn ſieh, das biſt du mir ſchuldig!«

»Schwatz nicht ſo viel dummes Zeug! Ich werd' mir deinethalben auch keine Hühneraugen an die Zunge reden!« iſt Stepkas Antwort.

»Nein, Stepka, das lügſt du,« behauptet der erſte und empfängt die Branntweintaſſe, »denn du biſt mir Geld ſchuldig, Gewiſſen haſt du nicht und deine Augen gehören ja gar nicht dir, die haſt du einfach geſtohlen! Ein Gauner biſt du, Stepka, damit du's weißt, ein echter Gauner, das ſage ich dir rund heraus.«

»Was ſchimpfſt du, ſieh lieber, daß du den Branntwein nicht verſchütteſt! Tut man dir die Ehre an, dir Branntwein zu kaufen, ſo trink!« fährt der »Schankwirt« den mitteilſamen Freund an, »oder ſoll ich bis morgen auf meine Taſſe warten?«

»Ich ... ich trink' doch ſchon, was ſchreiſt du! Proſt Feſt, Stepan Dorofejitſch!« wandte er ſich plötzlich, die Taſſe in der Hand, höflich und mit leichter Verbeugung zu Stepka, den er noch vor einer halben Minute einen Gauner genannt hatte. »Bleib geſund auf hundert Jahre – was du ſchon verlebt haſt, zählt nicht mit!« Er trank, räuſperte ſich und wiſchte ſich mit dem Handrücken den Mund. »Früher, Freunde, konnte ich viel Branntwein ſaufen, o–ohne was zu merken,« fuhr er mit ernſter Wichtigkeit fort, diesmal gleichſam an alle ſich wendend, »jetzt aber iſt die Zeit für mich ſchon vorüber. Ich danke, Stepan Dorofejitſch!«

»Keine Urſache.«

»Und ſo werde ich dir, Stepka, immer dasſelbe ſagen

und außerdem noch, daß du vor mir als großer Gauner daſtehſt, das ſage ich dir noch außerdem ...«

»Ich aber werde dir, beſoffene Fratze, etwas anderes ſagen«, unterbricht ihn Stepka, den ſchließlich die Geduld verläßt. »Höre und behalte jedes meiner Worte: da haſt du die halbe Welt, wir teilen ſie uns mitten durch, dir die eine Hälfte, mir die andere. Und jetzt mach, daß du mir nicht mehr unter die Augen kommſt! Hab dich ſatt!«

»Du gibſt mir alſo das Geld nicht zurück?«

»Was für ein Geld willſt du noch haben, du beſoffene Unke?«

»Wart, in jener Welt wirſt du von ſelber kommen, um es mir zurückzugeben – werd's aber dann nicht nehmen! Unſer Geld iſt ſchwer verdient, an ihm ſind Schweiß und Schwielen. Wirſt dort noch um meinen Fünfer vor Schulden umkommen, in jener Welt, meine ich.«

»Hol dich der Teufel, fahr ab zu ihm!«

»Was treibſt du mich, ich bin doch kein Pferd.«

»Mach, daß du fortkommſt! Pack dich!«

»Gauner!«

»Zuchthäusler!«

Und das Schimpfen hub von neuem an, diesmal noch ſtärker als vor der ſpendierten Taſſe Branntwein.

Dort ſitzen auf der Pritſche ganz abgeſondert zwei Freunde: der eine groß, ſtark, fleiſchig, dick, ſo ein echter Schlächter mit rotem Geſicht: er iſt den Tränen nahe, denn er iſt ſehr gerührt. Der andere ein ſchwächliches, hageres, mageres Kerlchen mit einer langen, ſpitzen Naſe, an der beſtändig ein Tropfen hängt, der manchmal auch niederfällt, mit kleinen Schweinsaugen, die zu Boden blicken. Das iſt ein aufgeklärter und gebildeter Menſch, der einmal

Schreiber geweſen iſt und ſeinen Freund ein wenig von oben=herab behandelt, was dieſem im geheimen ſehr unangenehm iſt. Sie haben den ganzen Tag zuſammen getrunken.

»Er hat ſich unterſtanden!« ſchreit der fleiſchige Freund und ſchüttelt kräftig den Schreiber, den er mit der linken Tatze um die Schultern gefaßt hat, ſo daß deſſen Kopf loſe hin und her pendelt. »Er hat ſich unterſtanden« bedeutet »Er hat mich geſchlagen«. Der fleiſchige Freund, ein ehe=maliger Unteroffizier, beneidet im geheimen mächtig ſeinen hageren Freund um deſſen Bildung, und ſo geben ſie ſich beide große Mühe, nur in gewähltem Stil miteinander zu reden.

»Ich aber ſage dir, daß du im Unrecht biſt«, beginnt dogmatiſch der Schreiber, der hartnäckig ſeine Augen nicht zum andern erhebt und wichtig fortfährt, den Boden zu fixieren.

»Er hat ſich unterſtanden! – hörſt du, was ich ſage!« un=terbricht ihn der Dicke und ſchüttelt ſeinen lieben Freund noch heftiger. »Du allein biſt mir jetzt noch auf der ganzen Welt geblieben – hörſt du, was ich ſage! Darum ſage ich dir das eine: er hat ſich unterſtanden! ...«

»Und ich ſage dir wiederum: eine ſo ſaure Rechtfertigung, teurer Freund, macht deinem Gehirn nur Schande,« entgeg=net mit dünnem und geſchütteltem Stimmchen der Schrei=ber, »alſo gib lieber zu, teurer Freund, daß dieſe ganze Trunkenheit nur eine Folge deiner Unbeſtändigkeit iſt.«

Der Oberkörper des teuren Freundes wankt etwas zurück, ſtumpf blickt er mit ſeinen betrunkenen Augen auf das ſelbſt=zufriedene Schreiberlein, und plötzlich, ganz unerwartet, knallt er ihm aus aller Kraft mit ſeiner rieſigen Tatze eine ſchal=lende Ohrfeige auf die kleine Backe. Und damit hat ihre

Freundſchaft für dieſen Tag aufgehört. Der liebe Freund fliegt beſinnungslos unter die Pritſchen ...

Da tritt in unſere Kaſerne einer meiner Bekannten aus der beſonderen Abteilung – ein unendlich gutmütiger und luſtiger Menſch, nicht gerade dumm, unverletzend ſpottluſtig und von Anſehen ungemein gewöhnlich. Es iſt derſelbe, der am erſten Tage nach meiner Ankunft in der Küche den »reichen Mann« geſucht und ſchließlich von mir ein Glas Tee angenommen hatte. Er iſt vierzig Jahre alt, hat eine auffallend dicke Unterlippe und eine fleiſchige Naſe, die mit Puſtelchen beſetzt iſt. Er hat eine Balalaika, auf der er nachläſſig mit den Fingern hin und wieder ein paar Töne ſpielt. Ihm folgt, als wäre er am Schlepptau, ein kleiner Arreſtant mit einem großen Kopf, den ich bis dahin nur flüchtig gekannt hatte. Ihm wurde übrigens auch von niemandem beſondere Beachtung geſchenkt. Er war etwas abſonderlich, mißtrauiſch, ewig ſchweigſam und ſehr ernſt. Er arbeitete in der Schneiderſtube und war ſichtlich bemüht, als Sonderling zu leben und niemandem näherzutreten. Jetzt aber, in der Trunkenheit, hatte er ſich wie ein Schatten an Warlamoff geheftet. Er folgte ihm in unglaublicher Erregung, fuchtelte mit den Armen, ſchlug mit der Fauſt an die Wand, auf die Pritſche, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er geweint. Warlamoff ſchenkte ihm anſcheinend nicht die geringſte Beachtung, ganz als wäre jener überhaupt nicht vorhanden. Übrigens waren dieſe zwei früher ſo gut wie nie miteinander in Berührung gekommen. Sie hatten weder in der Beſchäftigung noch im Charakter etwas Gemeinſames. Sie gehörten ſogar verſchiedenen Abteilungen an und wohnten in verſchiedenen Kaſernen. Der Kleine mit dem großen Kopf hieß Bulkin.

Als Warlamoff mich erblickte, lächelte er übers ganze Geſicht. Ich ſaß auf meinem Pritſchenplatz am Ofen. Er blieb nicht weit von der Tür ſtehen, ſchien einen Augenblick zu überlegen, wankte dann und kam mit ungleichmäßigen Schritten auf mich zu, um ſich breitbeinig und eigenartig keck mit ſeinem ſchweren Körper vor mir aufzupflanzen. Nach einem leichten Schlag über die Saiten begann er ein Rezitativ, zu dem er kaum merklich mit der Fußſpitze den Takt ſchlug:

»Blondlockig, rotwangig,
Singt wie die Nachtigall
Meine Herzliebſte:
Iſt in dem prachtvoll
Beſtickten Atlaskleid
Die Allerſchönſte.«

Dieſes Lied machte auf Bulkin, wie es ſchien, einen ſolchen Eindruck, daß er außer ſich geriet: er fuchtelte mit den Armen und ſchrie uns allen zu:

»Alles lügt er, Brüder, alles lügt er! Nicht ein Wort kann er in Wahrheit ſagen, alles lügt er!«

»Dem alten Alexander Petrowitſch!« grüßte mich Warlamoff, mit verſchmitztem Lächeln, mir in die Augen blickend, und womöglich geneigt, mich abzuküſſen. Er hatte einen guten Rauſch. Der Ausdruck »dem Alten« – d. h. »dem Alten ſo und ſo meinen Gruß« – wird in ganz Sibirien von dem einfachen Volke gebraucht, ſelbſt einem Zwanzigjährigen gegenüber. Das Wort »der Alte« beſagt etwas Ehrwürdiges, Ehrfürchtiges, ſogar Schmeichelhaftes.

»Nun, Warlamoff, wie geht's?«

»Immer von einem Tage zum andern. Aber wer ſich über den Feiertag freut, der iſt ſeit dem Morgen berauſcht.

Ihr müßt mich ſchon entſchuldigen!« Warlamoff ſprach ein wenig gedehnt.

»Und immer, immer wieder muß er lügen!« ſchrie Bulkin und hämmerte geradezu verzweifelt mit der Hand auf die Pritſchen. Warlamoff aber ſchien ſich geſchworen zu haben, dem anderen nicht die geringſte Beachtung zu ſchenken, und darin lag eine unbeſchreibliche Komik, denn Bulkin hatte ſich dem Warlamoff ſeit dem Morgen ohne jede Veranlaſſung angehängt, – vielleicht, weil Warlamoff »alles lügt«, wie es ihm plötzlich aus irgendeinem Grunde in den Sinn kam. Er folgte ihm wie ein Schatten, fiel über jedes ſeiner Worte her, rang die Hände, hämmerte ſie an den Wänden und Pritſchen faſt blutig und litt, litt aufrichtig unter der Überzeugung, daß Warlamoff »alles lügt«! Hätte er Haare auf dem Kopf gehabt, ich glaube, er hätte ſie ſich ausgerauft vor lauter Verzweiflung. Es war, als hätte er es auf ſich genommen, jedes Wort Warlamoffs zu verantworten, als lägen alle Mängel Warlamoffs auf ſeinem Gewiſſen. Und zu alledem kam noch, daß jener ihn nicht einmal anſah! Das war entſchieden zu viel.

»Alles lügt er, alles lügt er, alles lügt er! Kein einziges Wort iſt wahr, alles lügt er!« ſchrie Bulkin.

»Was geht denn dich das an?« fragten lachend die anderen.

»Ich werde Euch, Alexander Petrowitſch, gehorſamſt vermelden, daß ich von mir aus einmal ſehr hübſch war und die Mädels mich ſehr geliebt haben...« begann plötzlich Warlamoff, ohne jede Veranlaſſung zu dieſem Bekenntnis.

»Er lügt! Lügt ſchon wieder!« ſchreit Bulkin in heller Verzweiflung.

Alles lacht.

»Ich aber mache mich rar. Habe ein rotes Hemd und weite Pluderhoſen; liege lang ausgeſtreckt wie ſo'n Graf Butylkin*, das heißt, voll wie ein Schwede, mit einem Wort – was will man mehr!«

»Er lügt!« ſagt Bulkin noch beharrlicher.

»Dazumal aber beſaß ich noch ein zweiſtöckiges Haus von meinem Vater, ein ſteinernes. Na ja, in zwei Jahren war ich mit zwei Stockwerken fertig, es blieb mir nur noch das Hoftor, die Pfoſten abgerechnet. Was, Geld! Geld iſt wie – Tauben: es kommt angeflogen und fliegt wieder weg!«

»Er lügt!« ſagt Bulkin noch beharrlicher.

»Und ſo ſchickte ich denn neulich meinen Anverwandten von hier aus einen Tränenbrief: was kann man wiſſen, vielleicht ſchicken ſie mir etwas. Sie ſagten zwar immer, ich ſei ſo... unehrerbietig, ſozuſagen, gegen meine Eltern geweſen. Jetzt werden es ſchon ſieben Jahre her ſein, als ich ihn ſchickte.«

»Wie, und noch keine Antwort erhalten?« fragte ich lachend.

»Na ja, ſelbſtverſtändlich keine!« antwortete er und lachte dann ſelbſt mit, näherte jedoch ſeine Naſe immer mehr meinem Geſicht. »Aber dafür habe ich hier, Alexander Petrowitſch, eine Geliebte...«

»Ihr? Eine Geliebte?«

»Onufrijeff ſagte mir noch vorhin, mag die meine auch pockennarbig ſein, ſo hat ſie doch viel Kleider, deine aber iſt wohl hübſch, dafür aber bettelarm, geht wie eine Maus im Sack.«

»Iſt denn das wahr?«

* Graf von der Flaſche. E. K. R.

»Wahrhaftig bettelarm!« beteuerte er und brach in lautloſes Lachen aus. Die anderen lachten gleichfalls. Alle wußten, daß er tatſächlich mit einer ganz Armen angebändelt und ihr in einem halben Jahre nur zehn Kopeken gegeben hatte.

»Nun und was weiter?« fragte ich mit dem Wunſch, ihn loszuwerden.

Er ſchwieg, blickte mich gerührt an und ſagte ſchließlich geradezu zärtlich:

»Würdet Ihr mich denn nicht im Hinblick auf dieſe Tatſache mit einem Viertelliter Branntwein beglücken? Ich habe doch, glaubt mir, Alexander Petrowitſch, heut den ganzen Tag nur Tee und immer wieder Tee geſoffen,« fügte er melancholiſch hinzu, indem er das Geld von mir empfing, »und davon bin ich jetzt ſo voll, daß ich gar nicht mehr atmen kann, und im Magen ſchaukelt's, wie in einer Flaſche...«

Während er nun das Geld einſteckte, erreichte die ſittliche Entrüſtung Bulkins ihre letzte Grenze. Er geſtikulierte wie ein Verzweifelter und war dem Weinen beängſtigend nahe.

»Kinder Gottes!« ſchrie er außer ſich, wieder an alle ſich wendend, »ſeht ihn an! Alles lügt er! Was er auch ſagt, alles, alles, aber auch alles lügt er!«

»Aber was geht denn dich das an?« rufen ihm die Sträflinge von allen Seiten zu, erſtaunt über ſeine Erregung. »Dummer Kerl!«

»Ich laſſe nicht lügen!« ſchreit Bulkin mit blitzenden Augen und ſchlägt aus aller Kraft mit der Fauſt auf die Pritſche, – »ich will nicht, daß er lügt!«

Alles lacht. Warlamoff nimmt das Geld, dankt, verbeugt ſich vor mir und verläßt darauf die Kaſerne, ſelbſt-

verſtändlich um zu einem Branntweinverkäufer zu gehen. Und da erſt ſcheint er Bulkin zu bemerken.

»Na, gehen wir!« ſagt er zu ihm, vor der Tür ſtehen bleibend, ganz als hätte er jenen wirklich zu irgend etwas nötig. »So'n Stockknopf!« fügt er hinzu, während er mit verächtlicher Miene den betrübten Bulkin zuerſt über die Schwelle treten läßt und ſeine Finger von neuem anfangen, auf der Balalaika leiſe zu ſpielen.

Doch wozu ſoll ich noch weiter dieſes dunſtige Treiben ſchildern! Endlich iſt dieſer bedrückende Tag zu Ende. Schwer ſchlafen ſie alle auf den Pritſchen ein. Im Traum ſprechen und phantaſieren ſie noch mehr als ſonſt. Hier und da ſitzen noch ein paar Kartenſpieler. Der langerſehnte Tag iſt vorüber. Morgen beginnt wieder der Alltag, wieder die alte Arbeit.

XI.

Die Theateraufführung.

Am dritten Tage des Weihnachtsfeſtes kam endlich auch die erwartete Theateraufführung zuſtande. Der Vorbereitungen hatte es wahrſcheinlich eine Unmenge gegeben, doch die Schauſpieler hatten alles auf ſich genommen, ſo daß wir übrigen nicht einmal wußten, wie die Sache ſtand, was getan wurde, ja nicht einmal genau, was denn eigentlich aufgeführt werden ſollte. Die Spieler waren in all den drei Tagen, wenn ſie zur Arbeit gingen, redlich bemüht geweſen, ſich möglichſt viel Kleider zu verſchaffen. Wenn Bakluſchin mir begegnete, ſo ſchnippte er mit den Fingern vor lauter Vergnügen. Allem Anſcheine nach war auch der Major bei guter Laune. Übrigens konnten wir auf keine Weiſe in Erfahrung bringen, ob er etwas von dem Theaterſpielen wußte, und falls er es wußte, ob er es dann ausdrücklich erlaubte oder ſich nur entſchloſſen hatte, zu ſchweigen – gleichſam über den tollen Einfall der Zwangsarbeiter mit der Achſel zuckend – doch ſelbſtverſtändlich nach der Einſchärfung des Befehls, daß keine Unordnung vorkommen dürfe. Doch wie geſagt, darüber wußten wir nichts Genaues. Ich aber glaube, daß er von dem Vorhaben durchaus unterrichtet war. Wie hätte er davon auch nicht wiſſen ſollen? Nur wollte er ſich nicht einmiſchen, da er wohl einſah, daß ein

Verbot ſchlimmer ſein würde: die Sträflinge würden ſich rächen, trinken, raufen, ſo daß es weit beſſer war, ſie beſchäftigten ſich mit irgend etwas. Übrigens ſetze ich dieſe Auffaſſung der Sache bei dem Major nur deshalb voraus, weil ſie die natürlichſte, richtigſte und vernünftigſte iſt. Ja, man kann ſogar ſagen: hätten die Sträflinge ſich in den Feſttagen kein Theater oder irgendeine Zerſtreuung ausgedacht, ſo wäre es die Pflicht der Vorgeſetzten geweſen, etwas Derartiges für ſie zu erſinnen. Da aber unſer Major ſich durch eine in allen Dingen vollkommen umgekehrte Denkweiſe von der übrigen Menſchheit unterſchied, ſo iſt es ſehr unklug von mir, daß ich eine ſo große Verantwortung auf mich lade: ſo ohne jede Handhabe anzunehmen, daß er um das Theater wußte. Ein Menſch wie unſer Major mußte unbedingt jemanden unterdrücken, irgendeinem etwas fortnehmen, irgendwen eines Rechtes berauben, kurz: irgendwo den Frieden ſtören. Dafür war er in der ganzen Stadt bekannt. Was ging es ihn an, daß es gerade infolge ſeiner Unterdrückungen zu Ungezogenheiten im Oſtrogg kam! Für Ungezogenheiten ſind die Beſtrafungen da, denken Leute vom Schlage unſeres Majors, und bei ſolchen Spitzbuben von Sträflingen iſt Strenge und buchſtäbliche Erfüllung des Geſetzes alles, was nötig iſt!

Dieſe beſchränkten Vollſtrecker des Geſetzes begreifen tatſächlich nicht, und ſind auch überhaupt nicht fähig zu begreifen, daß die buchſtäbliche Erfüllung des Geſetzes allein, ohne Verſtändnis ſeines Geiſtes, der geradeſte Weg zu Unordnung und Empörung iſt und auch noch niemals zu anderem geführt hat.

»Es ſteht im Geſetz, was will man noch mehr?« denken und ſagen ſie, und ſind aufrichtig erſtaunt darüber, daß

man von ihnen noch als Zugabe zu den Geſetzen geſunden Verſtand und einen nüchternen Kopf verlangt. Letzteres erſcheint vielen von ihnen als völlig überflüſſiger und empörender Luxus, als Unterdrückung ihrer Perſönlichkeit und als Intoleranz.

Doch wie dem auch war, jedenfalls erhob der älteſte Unteroffizier keinen Einſpruch, und das war ſchließlich alles, was die Arreſtanten brauchten. Ich behaupte geradezu, daß die Theateraufführung und die Dankbarkeit für die Erlaubnis derſelben der einzige Grund waren, weshalb während der Feſttage keine einzige ernſte Unordnung im Oſtrogg vorkam, kein einziger böſer Streit, kein einziger Diebſtahl. Ich war ſelbſt Zeuge, wie Streitende oder Betrunkene von den anderen auseinander gebracht und ernüchtert wurden, einzig mit der Drohung, daß ſonſt das Theater verboten werden würde. Der Unteroffizier nahm den Sträflingen das Wort ab, daß es dabei keine Unordnung geben werde und ſie ſich in dieſer Zeit tadellos aufführen würden. Freudig wurde es verſprochen und gewiſſenhaft ward das Wort gehalten. Auch ſchmeichelte es ihnen ſehr, daß man ihrem Worte glaubte. Übrigens koſtete ja die Erlaubnis zur Theateraufführung den Vorgeſetzten keinerlei Opfer. Die ganze Bühne wurde in kaum fünfzehn Minuten aufgebaut und nach der Vorſtellung wieder beſeitigt, ſo daß weder ein beſonderer Raum abgegrenzt, noch ein Teil einer Kaſerne beſtändig in Anſpruch genommen war; die Aufführung dauerte nur anderthalb Stunden. Und ſelbſt wenn plötzlich »von oben« der Befehl gekommen wäre, die Aufführung abzubrechen — ſo wäre alles im Augenblick beſeitigt geweſen. Die Koſtüme wurden in den verſchließbaren Käſten der Sträflinge aufbewahrt. Doch bevor ich mit der Schilderung des Theaters

beginne, will ich noch einiges über das Programm der Aufführung sagen.

Einen richtigen, geschriebenen Theaterzettel gab es nicht. Erst zur zweiten oder dritten Aufführung erschien ein einziger, den Bakluschin für die Herren Offiziere und die hohen Gäste, die unser Theater mit ihrem Besuch beehrten, eigenhändig geschrieben hatte. Diese hohen Gäste waren folgende: gewöhnlich der wachhabende Offizier, und einmal erschien sogar der Offizier vom Dienst, der die wachhabenden Offiziere kontrollierte, und einmal auch ein Pionieroffizier. Für diese Herren nun war der schöne Theaterzettel geschrieben worden. Man setzte voraus, daß der Ruhm des Theaters weit über die Festung hinaus, sogar in der ganzen Stadt seine Verbreitung finden würde, um so mehr, als es dort kein Theater gab. Es hieß allerdings, daß einige Liebhaber in der Stadt sich zu einer einzigen Aufführung zusammengetan hätten, aber das war auch alles.

Die Sträflinge freuten sich wie Kinder über den geringsten Erfolg und waren sehr stolz auf ihn.

»Wer kann denn wissen,« dachten und sagten sie, »vielleicht werden es auch die höchsten Vorgesetzten erfahren und herkommen und sehen, wer wir eigentlich sind! Das ist keine gewöhnliche Soldatenvorstellung mit Vogelscheuchen, schwimmenden Kähnen, gehenden Bären und Ziegen! Hier sind es Schauspieler, richtige Schauspieler, die herrschaftliche Komödie spielen! Ein solches Theater gibt es ja in der ganzen Stadt nicht! Bei dem General Abrossimoff soll einmal, sagt man, eine Theateraufführung stattgefunden haben, und es soll dort auch künftig wieder gespielt werden. Nun, in den Kostümen werden sie uns vielleicht schlagen, aber im Gespräch da sind wir ihnen doch weit über! Es wird

noch bis zum Gouverneur dringen und – wer weiß – womit ſpaßt der Teufel nicht? – vielleicht bekommt er ſelber Luſt, ſich die Sache anzuſehen? In der Stadt gibt es ja kein Theater ...«

Kurz, die Phantaſie der Sträflinge kannte während der Feſttage, und beſonders nach dem erſten Erfolge keine Grenzen, ja ſie verſtieg ſich ſogar bis zu Belohnungen und Gedanken an eine Verminderung der Strafzeit, wenn die Sträflinge auch im ſelben Augenblick gutmütig über ſich ſelbſt lachten. Mit einem Wort, ſie waren wie Kinder, wie die richtigen Kinder, obgleich einige dieſer Kinder ſchon vierzig Jahre zählten.

Obgleich es keine Theaterzettel gab, kannte ich bereits, wenigſtens in den Hauptzügen, die ganze Zuſammenſtellung der Aufführung. Das erſte Stück hieß: »Filatka und Miroſchka, die Nebenbuhler«. Bakluſchin hatte mir ſchon vor einer Woche ſtolz mitgeteilt, daß der Filatka, deſſen Rolle er ſelbſt übernommen hatte, ſo geſpielt werden würde, wie man es nicht einmal im Sankt Petersburger Kaiſerlichen Theater beſſer ſehen könne. Er ging von einer Kaſerne zur anderen, rühmte ſich erbarmungslos und unverſchämt, gleichzeitig aber auch vollkommen gutmütig, bis er plötzlich etwas »Thiatraliſches« zum beſten gab, d. h. ein paar Sätze aus der eigenen Rolle, und alle lachten – gleichviel ob es zum Lachen war oder nicht, was er geſagt hatte. Doch muß ich bemerken, daß die Sträflinge ſich auch hierin zu beherrſchen und ihre Würde zu wahren wußten: die Erzählungen Bakluſchins und ſeine Schilderungen der bevorſtehenden Aufführung entzückten nur die Jüngſten, die ſogenannten Grünſchnäbel, die noch keine Selbſtbeherrſchung kannten, oder nur die bedeutendſten Perſönlichkeiten, deren Autorität be-

reits ſo unerſchütterlich war, daß ſie weiter nichts zu fürchten brauchten, wenn ſie ihren Gefühlen, gleichviel welchen, und wären es auch die naivſten – d. h. nach Oſtroggbegriffen die unziemlichſten – freien Ausdruck gewährten. Die übrigen aber hörten den Schwätzereien ſchweigend zu. Freilich verboten ſie dem Schwätzer weder das Wort noch tadelten ſie ihn, aber ſie bemühten ſich aus allen Kräften, ſich möglichſt gleichgültig und teilweiſe ſogar hochmütig dieſen Berichten gegenüber zu verhalten. Erſt am letzten Tage wurde das Intereſſe allgemein: »Wie wird es denn ſein? Was machen die Unſrigen? Was ſagt der Major? Wird es auch ebenſo gelingen, wie vor zwei Jahren?« uſw. Bakluſchin verſicherte mir, daß die Rollen vorzüglich verteilt ſeien, ein jeder ſei »wie geboren« zu der ſeinen. Ferner, daß ſie ſogar einen Vorhang hätten und daß die Braut Filatkas von Sſirotkin dargeſtellt werden würde – »und wie der in Weiberkleidern ausſieht! – na, Sie werden ja mit eigenen Augen ſehen!« meinte er ſtolz und ſchnalzte vor Vergnügen. Die wohltätige Gutsbeſitzerin ſollte in einem Falbelkleide und einer Pelerine und mit einem Sonnenſchirm erſcheinen, und der wohltätige Gutsbeſitzer in einem Offiziersrock mit Achſelſchnüren und einem Rohrſtock.

Darauf folgte das zweite Stück, und zwar ein dramatiſches: »Kedrill der Vielfraß«. Dieſer Titel erweckte ſogleich mein Intereſſe, aber wie ſehr ich mich auch bemühte, ich konnte doch nichts Genaues über das Stück erfahren. Man wußte nur, daß es nicht aus einem Buche ſtammte, ſondern aus einer Abſchrift, und erhalten hatte man es von einem ehemaligen Unteroffizier aus der Vorſtadt, der vielleicht ſelbſt einmal an einer Soldatenaufführung dieſes Stückes teilgenommen hatte. Bei uns in Rußland haben ſich in ent-

legenen Städten und Gouvernements tatsächlich noch alte Theaterstücke erhalten, die, wie es scheint, keinem einzigen Literaten bekannt und vielleicht kein einziges Mal gedruckt worden sind, die ganz von selbst aufgetaucht zu sein scheinen, Dichtungen, wie sie den Grundstock eines jeden »Volkstheaters« darstellen. Es wäre wohl sehr, sehr zu wünschen, daß jemand von unseren Forschern und Sammlern sich mit etwas gründlicheren Nachforschungen abgeben würde, als sie bis jetzt unserem Volkstheater gewidmet worden sind. Denn ein Volkstheater haben wir sowohl früher gehabt, wie wir es auch jetzt noch haben, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß es durchaus nicht so unbedeutend ist. Ich kann nicht glauben, daß alles, was ich in unserem Ostroggtheater gesehen habe, von unseren Sträflingen selbst erdacht gewesen sei. Dazu gehört vielmehr ein altes Erbe aus der Überlieferung, gehören einmal eingeführte Bräuche und Begriffe, wie sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Suchen und nachforschen müßte man bei Soldaten, Fabrikarbeitern, in Fabrikstädten und auch in manchen entlegenen Städtchen bei den Bürgern. Auch auf Gütern, unter dem Gesinde der großen Gutsbesitzer haben sie sich erhalten und sind durch diese bis in die Gouvernementsstädte gedrungen. Ich glaube sogar, daß viele alte Dichtungen sich nur dank den Abschriften der Gutsdienerschaft verbreitet und erhalten haben. Hatten doch früher, in den alten Zeiten, die reichen Gutsherren und die Moskauer Großen eigene Theater auf ihren Gütern, während die Schauspieler ihre Leibeigenen waren. Diese Theater nun sind die Grundlage unserer Volksdramatik, wofür wir unzweifelhafte Anzeichen haben. Was nun den »Vielfraß Kedrill« anbelangt, so konnte ich vorläufig nichts erfahren, ausgenommen das eine, daß auf

der Szene böſe Geiſter erſcheinen und den Vielfraß Kedrill in die Hölle ſchleppen würden. Was aber der Name Kedrill bedeutete und ſchließlich warum der Vielfraß Kedrill und nicht Kyrill hieß – das vermochte mir niemand zu ſagen; ebenſowenig, ob es ein ruſſiſches Original war, oder einem ausländiſchen Stück entlehnt? Und zum Schluß, hieß es, werde eine »Pantomime mit Muſik« aufgeführt werden. Das war natürlich alles ſehr intereſſant.

Der Schauſpieler gab es etwa fünfzehn – lauter flotte und geſchickte Burſchen. Sie ſaßen keinen Augenblick ſtill, veranſtalteten Proben hinter den Kaſernen, ſteckten die Köpfe zuſammen und tuſchelten, verſteckten ſich und taten überaus geheimnisvoll. Kurz, ſie wollten uns alle mit etwas Ungewöhnlichem und Ungeahntem überraſchen.

An den Arbeitstagen wurde der Oſtrogg früh geſchloſſen, ſobald es dunkelte. Während des Weihnachtsfeſtes aber wurde eine Ausnahme gemacht: man ſchloß nicht vor dem Zapfenſtreich, eine Vergünſtigung den Theateraufführungen zuliebe. Während der ganzen Feſtwoche wurde täglich vor dem Abend aus dem Oſtrogg eine »Geſandtſchaft« zum wachthabenden Offizier geſchickt, mit der Bitte, die Aufführung zu erlauben und den Oſtrogg etwas ſpäter zu ſchließen, mit dem Nachſatz, daß auch geſtern geſpielt und der Oſtrogg ſpäter geſchloſſen worden ſei, Unordnungen aber nicht vorgekommen wären. Der Wachthabende denkt nun wohl folgendes: »Unordnungen hat es geſtern allerdings nicht gegeben und wenn ſie ſelbſt verſprechen, daß auch heute keine vorkommen werden, ſo werden ſie ſelbſt auf ſich acht haben, das aber iſt das Sicherſte, was man ſich denken kann. Hinzu kommt, daß ſie, falls ich das Spiel verbiete, womöglich – wer konn denn ſicher ſein bei dieſer Räuberbande! –

mit Abſicht irgend etwas losſchießen und noch die Wache hineinziehen.« Und ſchließlich kommt noch hinzu, daß auf Wache ſein äußerſt langweilig iſt, dort aber Theater geſpielt werden ſoll, und zwar nicht von gewöhnlichen Soldaten, ſondern von Sträflingen – dieſe aber ſind ein intereſſantes Volk, und es wäre doch nicht übel, ſelbſt mal zuzuſehen. Dazu aber hat der wachhabende Offizier immer das Recht, und ſo erlaubt er die Aufführung. Sollte nun aber ein böſer Geiſt den Offizier vom Dienſt ihm auf den Hals ſchicken und dieſer fragen: »Wo iſt der wachhabende Offizier?« ſo iſt ein »Gehorſamſt zu melden: ſind zur Reviſion in den Oſtrogg gegangen«, die klare Antwort und volle Rechtfertigung zugleich.

So kam es denn, daß während der ganzen Feſtwoche von ſeiten des Wachhabenden jeden Abend die Aufführung erlaubt und der Oſtrogg nicht vor dem Zapfenſtreich geſchloſſen wurde. Die Sträflinge wußten ſchon aus alter Erfahrung, daß ſie von den Wachhabenden nichts zu befürchten hatten, und machten ſich deswegen keine Sorgen.

Am Tage der erſten Aufführung kam Petroff zu mir, um mich »abzuholen«, wie er ſagte, und wir begaben uns ins »Theater«. Aus unſerer Kaſerne gingen alle außer dem Altgläubigen und den Polen. Die Polen entſchloſſen ſich erſt kurz vor der letzten Aufführung, am vierten Januar, das Theater zu beſuchen, und auch das erſt nach langen Verſicherungen, daß es dort ſowohl gut wie luſtig und ungefährlich ſei. Der Hochmut der Polen reizte die Sträflinge nicht wenig, doch als ſie endlich am vierten Januar erſchienen, wurden ſie ſehr höflich empfangen und man ließ ſie ſogar nach vorn zu den beſſeren Plätzen. Was nun die Tſcherkeſſen und im beſonderen Iſſai Fomitſch anbetrifft, ſo

war unſer Theater für ſie ein wahrer Hochgenuß. Iſſai Fomitſch gab jedesmal drei Kopeken, doch das letztemal legte er volle zehn Kopeken auf den Teller, während ſein Geſicht in dem Augenblick die Seligkeit ſelbſt war. Die Schauſpieler hatten beſchloſſen, von den Anweſenden Geld zu ſammeln, wieviel ein jeder geben wollte, in erſter Linie, um die Unkoſten zu beſtreiten und in zweiter zur eigenen »Stärkung«.

Petroff verſicherte mir, daß man mich ganz gewiß auf einen der erſten Plätze durchlaſſen werde, wie gepfropft voll auch der ganze Raum und wie ſchwer auch das Durchdringen ſein ſollte, und zwar würde man es aus dem Grunde tun, weil ich, der ich reicher war als die anderen, wahrſcheinlich auch mehr geben würde, und außerdem verſtände ich auch mehr als ſie von ſolchen Sachen. Petroff hatte recht: es geſchah, wie er geſagt hatte. Doch vorher muß ich noch den »Saal« und die »Bühne« beſchreiben.

Unſere Militärkaſerne, in der die Aufführung ſtattfand, war ungefähr fünfzehn Schritte lang. Vom Hof trat man zuerſt auf die Treppe, von der Treppe in den Flur und aus dem Flur in die Kaſerne. Dieſer längliche Raum war, wie ich ſchon erwähnt habe, anders eingerichtet als die übrigen Kaſernen: die Pritſchen waren an den Wänden angebracht, ſo daß die Mitte des Raumes frei blieb. Die eine Hälfte dieſer Kaſerne, die dem Eingang und dem Flur zunächſt lag, war den Zuſchauern überlaſſen; die andere Hälfte, die mit der zweiten Kaſerne in Verbindung ſtand, war von der Bühne eingenommen. Mein erſtes Staunen erregte vor allen anderen Dingen – der Vorhang. Er zog ſich, etwa zehn Schritt lang, quer durch die ganze Kaſerne hin. Ja, dieſer Vorhang war ſo wundervoll, daß man wirklich Urſache hatte, erſtaunt zu ſein. Ganz abgeſehen davon, daß er mit richtiger

Ölfarbe gemalt war, ſah man auf ihm ſo etwas wie Bäume, Lauben, Teiche und Sterne dargeſtellt. Er beſtand aus alten und neueren Leinwandſtücken, ſoviel wie ein jeder gegeben und geſtiftet hatte, aus alten Fußlappen und Hemden der Sträflinge, die irgendwie zu einem großen Ganzen zuſammengenäht waren, und außerdem beſtand noch ein Teil desſelben, zu dem das Zeug nicht mehr gereicht hatte, einfach aus Papier, das gleichfalls, blatt- und bogenweiſe, in allen nur möglichen Kanzleien und Schreibſtuben erbettelt worden war. Unſere Maler aber, unter denen ſich auch A–ff, unſer Brüloff Nr. 2, auszeichnete, hatten das Meiſterwerk der Bemalung übernommen. Die Wirkung war erſtaunlich. Eine ſolche Pracht freute ſelbſt unſere düſterſten und pedantiſchſten Miſanthropen, die aber ſonderbarerweiſe, als es nun zur Aufführung kam, ſich ausnahmslos als dieſelben kleinen Kinder zeigten, wie die Jüngſten und Ungeduldigſten. Alle waren ungemein zufrieden mit dem erſten Eindruck, ſogar ungeheuer, ſogar bis zur Selbſtüberhebung zufrieden. Die Beleuchtung beſtand aus Talglichten, die in Stücke geſchnitten waren. Vor dem Vorhang ſtanden zwei Bänke aus der Küche und vor dieſen Bänken noch drei oder vier Stühle, die man aus der Stube des Unteroffiziers geholt hatte. Die Stühle waren für den Fall hingeſtellt, daß die höchſten Gäſte erſchienen, wie zum Beiſpiel der Wachhabende, einer der Verwaltungsbeamten, und vielleicht noch andere desſelben Ranges. Die Bänke aber waren für die Unteroffiziere beſtimmt, für die Schreiber der Verwaltungsſtube, die Aufſeher und die übrigen Beamten, die wohl noch zu den Vorgeſetzten gehörten, doch nicht etwa von Offiziersrang waren – für den Fall, daß auch ſie zufällig in den Oſtrogg kamen. Und ſo war es auch: bei keiner Auffüh-

rung fehlte es an fremden Beſuchern, an einem Abend kamen mehr, am anderen weniger, doch bei der letzten Aufführung war tatſächlich kein einziger Platz auf den Bänken unbeſetzt. Hinter den Bänken endlich kamen die Sträflinge, alle ſtehend und aus Achtung vor den Gäſten ohne Kopfbedeckung, in Joppen und Halbpelzen, trotz der drückenden, ſchwülen Luft in der Kaſerne. Natürlich war dieſer Raum für die ganze Maſſe der Sträflinge gar zu eng bemeſſen, denn obſchon der eine buchſtäblich auf dem anderen ſaß, namentlich in den letzten Reihen, waren auch noch alle Pritſchen beſetzt, alle Kuliſſen, und ſchließlich fanden ſich noch Liebhaber, die beſtändig hinter die Bühne gingen, in den anſtoßenden Kaſernenraum, und von dort aus, alſo hinter den Kuliſſen hervor, zuſahen. Die Enge in der vorderen Hälfte der Kaſerne war unbeſchreiblich, ähnlich der, wie ich ſie vorher nur einmal in der Badeſtube erlebt hatte. Die Tür zum Flur ſtand weit offen; im Flur, wo eine Kälte von 20 Grad herrſchte, drängten ſich gleichfalls Kopf an Kopf und über Kopf die Zuſchauer. Wir beide, Petroff und ich, wurden aber ſofort durchgelaſſen, faſt bis dicht an die Bänke, wo man natürlich viel beſſer ſehen und hören konnte, als in den hinteren Reihen. In mir ſah man gewiſſermaßen einen Kenner und Kritikfähigen, der ſchon ganz andere Aufführungen geſehen hatte. Sie wußten, daß Bakluſchin mich mehr als einmal um Rat gefragt und ſich ſtets ehrerbietig zu mir verhielt, folglich gebührten mir jetzt Ehre und ein guter Platz. Die Sträflinge waren gewiß ein ruhmſüchtiges und im höchſten Grade eingebildetes Volk – aber das war doch nur äußerlich. Sie konnten wohl über mich lachen, wenn ich ihnen bei der Arbeit nur ſchlecht zu helfen vermochte, Almaſoff konnte auf uns Adlige mit Verachtung

herabblicken, weil wir nicht Alabaſter zu brennen verſtanden, doch zu all ihren Spötteleien und ihrer ganzen Verachtung geſellte ſich noch etwas anderes: wir waren einmal Adlige geweſen, wir hatten einmal zu der Klaſſe ihrer früheren Herren gehört, die ihnen vielleicht Unrecht getan und an die ſie nicht mit guten Gefühlen zurückdenken konnten. Hier aber, im Theater, machten ſie mir freiwillig Platz. Sie erkannten an, daß ich davon mehr verſtand als ſie, daß ich mehr geſehen hatte und beſſer zu urteilen vermochte. Selbſt diejenigen, die mir am wenigſten gewogen waren, hätten jetzt gern von mir ein Lob ihres Theaters gehört und gaben mir ohne jede Selbſterniedrigung den guten Platz. So urteile ich jetzt darüber, in der Erinnerung an meinen damaligen Eindruck. Und es ſchien mir auch an jenem erſten Theaterabend – deſſen entſinne ich mich genau –, daß in ihrem richtigen Urteil über ſich nicht etwa eine Selbſterniedrigung, ſondern nur das Gefühl der eigenen Würde lag. Der größte und ſchärfſte Charakterzug unſeres Volkes iſt das Gefühl für Gerechtigkeit und das unbedingte Verlangen nach derſelben. Das Großſprechen und Großtun und um jeden Preis immer auf dem erſten Platz ſein wollen, gleichviel, ob der Menſch ſeiner wert iſt oder nicht – das wird man in unſerem Volk nie finden. Man braucht nur die äußere künſtliche Schale zu entfernen und den Kern ſich etwas aufmerkſamer anzuſehen, etwas näher und vorurteilsloſer, und man wird in dem Volke Dinge entdecken, von denen man ſich nicht einmal hat träumen laſſen. Ja, unſere Weiſen können unſer Volk nur ſehr weniges lehren. Und ich ſage ſogar mit voller Überzeugung – im Gegenteil: ſie müſſen ſelbſt noch von ihm lernen.

Petroff hatte mir ganz naiv geſagt, noch bevor wir uns

aufgemacht hatten, man werde mich auch noch aus dem anderen Grunde, weil ich mehr zahlen würde, nach vorn laſſen. Einen feſten Preis gab es nicht: ein jeder gab, wieviel er konnte und wollte. Faſt alle gaben etwas, wenn es auch nur ein Zweikopekenſtück war, als man mit dem Teller einſammelte. Doch wenn man mich zum Teil auch des Geldes wegen nach vorn ließ, in der Vorausſetzung, daß ich mehr geben würde, als die anderen – ſo lag doch auch darin das Gefühl der eigenen Würde, das ſie ſo handeln ließ. »Du biſt reicher als ich, geh du nach vorn, wenn wir hier auch alle gleich ſind, aber du wirſt mehr geben und daher iſt ein Gaſt wie du den Schauſpielern angenehmer, – folglich gebührt dir auch der beſſere Platz, denn wir alle ſind hier nicht für Geld, ſondern aus Achtung vor etwas Höherem, daher müſſen wir uns ſchon ſelbſt die richtigen Plätze anweiſen.« Wieviel echter, edler Stolz darin liegt! Das iſt nicht Achtung vor dem Gelde, ſondern Achtung vor ſich ſelbſt. Überhaupt hatte man im Oſtrogg vor dem Gelde, dem Reichtum, keine große Achtung, beſonders wenn man die Sträflinge als Maſſe nimmt. Ja, ſelbſt wenn ich ſie einzeln nehme, ſo kann ich mich wirklich nicht eines einzigen entſinnen, der ſich im Ernſt für Geld erniedrigt hätte. Wohl gab es welche, die von einem jeden, auch von mir, beſtändig Geld borgten, doch dieſes Betteln war mehr Unart, Mutwille, Schlauheit, als gerade Bettelei, – es war mehr Humor dabei, mehr Naivität. Ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich ausdrücke ... Aber ich habe ja ganz das Theater vergeſſen! Alſo zur Sache.

Bis zum Aufgang des Vorhangs bot der Anblick des ganzen Raumes ein ſeltſames und belebtes Bild. Die ganze große Schar der zuſammengequetſchten, von allen Seiten

erbarmungslos eingeengten Zuſchauer erwartete mit wahrer Seligkeit in den Geſichtern den Anfang der Aufführung. In den hinteren Reihen hockte der eine auf dem anderen. Viele hatten ſich aus der Küche Holzſcheite mitgebracht. Dieſe wurden an der Wand aufgeſtellt und dann kletterte der Beſitzer, ſo gut es ging, mit den Beinen auf ſie hinauf, oder auch nur mit den Knien, ſtemmte ſich mit beiden Händen auf die Schultern des vor ihm Stehenden und verharrte in dieſer Stellung, ohne ſich zu rühren, geſchlagene zwei Stunden in unerſchütterlicher Zufriedenheit mit ſich und ſeinem Platz. Andere hatten ſich, Gott weiß wie, mit den Beinen auf die unteren kleinen Vorſprünge des Ofens erhoben und ſtanden gleichfalls die ganze Zeit auf den Vordermann geſtützt. Das geſchah in den letzten Reihen ganz an der Wand. An der einen Seitenwand ſtand eine ganze Mauer auf den Pritſchen, dicht neben den Muſikanten. Das waren gute Plätze. Fünf Mann hatten ſich ganz nach oben auf den Ofen begeben und ſchauten, platt auf dem Bauch liegend, lächelnd nach unten. Die genoſſen wohl ſchon Seligkeit! Auf den Fenſterbrettern an der anderen Wand türmten ſich gleichfalls ganze Berge von zu ſpät Gekommenen oder ſolchen, die eben keinen beſſeren Platz gefunden hatten. Alle verhielten ſich ruhig und ſittſam. Alle wollten ſich dem hohen Beſuch, ihren Vorgeſetzten, von der beſten Seite zeigen. Auf allen Geſichtern drückte ſich die naivſte Erwartung aus. Alle Geſichter waren rot und von der Hitze ſchweißbedeckt. Welch ein ſeltſamer Widerſchein kindlicher Freude, reinen, erquickenden Vergnügens glänzte auf dieſen verunſtalteten, gebrandmarkten Stirnen und Wangen, in dieſen Blicken bisher mürriſcher, finſterer Menſchen, in dieſen Augen, in denen ein ſo unheimliches Feuer aufblitzen konnte! Alle

hatten ihre Mützen abgenommen, und ſah man ſie von der rechten Seite, ſo erſchienen alle Köpfe raſiert. Da hört man von der Bühne her verſchiedene Geräuſche, Schritte, Stuhlrücken ... Sogleich muß der Vorhang aufgehen. Nun ſetzt ſchon das Orcheſter ein ... Dieſes Orcheſter verdient wahrlich, gleichfalls erwähnt zu werden. Seitlich, auf den Pritſchen, hatten ſich acht Muſikanten niedergelaſſen: zwei Geigen – die eine aus dem Oſtrogg, die andere hatte man aus der Feſtung entliehen, der Künſtler fand ſich aber unter uns –, drei Balalaiken, alle ſelbſtgefertigt, zwei Gitarren, und anſtatt eines Kontrabaſſes eine Handtrommel. Die Geigen wimmerten nur und kreiſchten, die Gitarren taugten nicht viel, dafür aber waren die Balalaiken unübertrefflich. Die Fingergewandtheit in der Behandlung der Saiten kam entſchieden dem größten Taſchenſpielerkunſtſtück gleich. Es wurden nur Tanzſtücke geſpielt, und bei den temperamentvollſten Stellen ſchlugen die Künſtler mit den Fingerknöcheln auf die Decke der Balalaika: der ganze Ton, der Geſchmack, der Rhythmus, der Vortrag, die Behandlung des Inſtruments, der ganze Charakter der Wiedergabe des Motivs – alles war eigen, originell, von den Arreſtanten ſelbſt erfunden. Auch einer der Gitarrenſpieler ſpielte ſein Inſtrument vorzüglich. Das war jener Adlige, der ſeinen Vater erſchlagen hatte. Was jedoch den Handtrommelſchläger betrifft, ſo tat er einfach Wunder: bald machte er eine Pirouette mit einem einzigen Finger, bald fuhr er mit dem Daumen wie Donnergrollen über das Trommelfell; bald hörte man, einzeln aufeinanderfolgend, laute, klare, volle Töne, bald wiederum zerſtäubte dieſer Ton in einen wahren Erbſenhagel unzähliger feiner, kleiner, faſt trillernder, heller Perlentöne. Und dazu kam noch eine Harmonika, und zum

Schluß noch eine zweite. Auf Ehre: ich hatte bis dahin keine Ahnung davon gehabt, was man aus ganz einfachen Volksinſtrumenten hervorholen kann. Die Harmonie, der Rhythmus, das Spiel, und vor allem der Geiſt, der Charakter der Auffaſſung und die Wiedergabe des Motivs, verdienten wirklich Bewunderung. An jenem Abend begriff ich zum erſtenmal vollkommen, was das eigentlich grenzenlos Unbändige und Verwegene in den unbändigen und verwegenen ruſſiſchen Tanzweiſen iſt.

Da, endlich, ging der Vorhang auf. Alles rührte ſich, alle traten von einem Fuß auf den anderen, in den hinteren Reihen hob man ſich auf die Fußſpitzen, einer fiel von ſeinem Holzſcheit herunter, alle bis auf den letzten ſperrten die Mäuler auf und ſtarrten mit weit aufgeriſſenen Augen auf die Bühne, und vollſtändige Stille trat ein ... Die Vorſtellung begann.

Neben mir ſtand Alei in einer Gruppe mit ſeinen Brüdern und den übrigen Tſcherkeſſen. Sie alle hingen leidenſchaftlich am Theater und beſuchten es ſpäter jeden Abend. Alle Muſelmänner, Tataren uſw. ſind, wie ich mehr als einmal bemerkt habe, leidenſchaftliche Liebhaber für alles, was Schauſtück iſt. Neben ihnen hatte ſich Iſſai Fomitſch hingehockt, der, wie es ſchien, ſeit dem Augenblick, in dem der Vorhang aufging, ſich in eitel Gehör und Sehkraft verwandelt hatte und in eine einzige gierige Erwartung aller Wunder und Genüſſe. Er hätte einem ſogar aufrichtig leid getan, wenn er in ſeinen Erwartungen enttäuſcht worden wäre. Aleis liebes Geſicht ſtrahlte in ſo herzerquickender kindlicher Freude, daß es mir, ich muß es geſtehen, ein großes Vergnügen bereitete, ihn anzuſehen, und ich weiß noch, wie ich mich jedesmal nach einem ſpaßigen »Kern-

wort« auf der Bühne, dem gewöhnlich eine Lachsalve folgte, sogleich nach Alei hinwandte, um sein Gesicht zu sehen. Er sah mich nicht – oh, der hatte jetzt anderes im Sinn! Nicht weit von mir, auf der linken Seite, stand ein älterer, immer finsterer, unzufriedener und brummiger Arrestant: ihm war Alei gleichfalls aufgefallen, und wie ich bemerkte, wandte auch er sich ein paarmal mit einem halben Lächeln zu ihm, um ihn anzusehen – er war gar zu reizend. »Alei Ssemjonitsch« nannte er ihn, warum »Ssemjonitsch«, das weiß ich nicht.

Man begann mit »Filatka und Miroschka«. Bakluschin, der den Filatka mimte, war tatsächlich großartig! Er spielte seine Rolle erstaunlich naturgetreu. Man sah sofort, daß er sich in jeden Satz, in jede seiner Bewegungen hineingedacht hatte. Jedem nichtssagenden Wort, jeder Geste wußte er Sinn und Bedeutung zu verleihen, die dem Charakter seiner Rolle vollkommen entsprachen. Jetzt stelle man sich noch vor, daß zu seinem ganzen Aufgehen in der Rolle und seinem ganzen Verständnis für sie eine bewundernswerte, angeborene Heiterkeit, Natürlichkeit und sein ganzer Mutterwitz hinzukamen. Ich glaube, ein jeder, der Bakluschin gesehen hätte, würde unbedingt zugegeben haben, daß er ein echter, ein geborener und hochtalentvoller Schauspieler war. Den Filatka habe ich oft genug in Moskauer und Petersburger Theatern gesehen, doch ich kann mit voller Überzeugung sagen: die großstädtischen Schauspieler spielten ihn schlechter als Bakluschin. Im Vergleich zu ihm waren sie Payſans, aber keine echten Bauern. Sie wollten zu sehr den Bauer spielen. Und außerdem kam noch hinzu, daß Bakluschin durch die Konkurrenz angefeuert wurde: alle wußten, daß im zweiten Stück die Rolle des Kedrill der Sträfling

Pozeikin ſpielen werde, der von allen aus irgendeinem Grunde für talentvoller als Bakluſchin gehalten wurde, Bakluſchin aber litt darunter wie ein Kind. Wie oft war er in den letzten Tagen zu mir gekommen, um ſein Herz auszuſchütten. Zwei Stunden vor der Aufführung ſchüttelte ihn richtiges Fieber. Wenn das Publikum nun lachte und man ihm zuſchrie: »Bravo, Bakluſchin! Biſt ein Teufelskerl!« – ſo ſtrahlte ſein ganzes Geſicht vor Glück und echte Begeiſterung blitzte aus ſeinen Augen. Die Kußſzene Miroſchkas mit der Braut (Sſirotkin), in der Filatka ihm vorher zuſchreit: »Wiſch dir den Mund ab!« und dabei ſich ſelbſt den Mund abwiſcht, war zum Sterben komiſch. Alles wälzte ſich vor Lachen. Aber am intereſſanteſten waren für mich doch die Zuſchauer. Niemand dachte mehr an »Anſtand«, alle gaben ſie ſich ſchrankenlos ihrem Entzücken hin. Die Beifallsrufe ertönten immer häufiger. Hier verſetzt einer dem anderen einen leichten Rippenſtoß und teilt ihm eilig flüſternd ſeine Eindrücke mit, ohne ſich darum zu kümmern oder auch nur zu bemerken, wer neben ihm ſteht; dort wendet ſich plötzlich ein anderer nach einer komiſchen Szene begeiſtert an die Menge mit einem Blick, als wolle er alle auffordern, zu lachen, und ſchüttelt einmal kurz den Kopf (»was ſoll man da noch reden!«), um ſich ſofort wieder gierig der Szene zuzuwenden. Ein dritter ſchnalzt nur mit der Zunge und ſchnippt mit den Fingern vor Begeiſterung, und da er ſonſt keine Bewegungsmöglichkeit hat, tritt er wenigſtens von einem Fuß auf den anderen. Zum Schluß des Stückes hatte die Begeiſterung den höchſten Grad erreicht. Ich übertreibe nicht im geringſten. Man denke ſich nur den Oſtrogg, die Ketten an den Füßen, die Unfreiheit, die langen troſtloſen Jahre, die hinter einem und die noch vor einem liegen, das ewig

einförmige Leben, in dem jeder Tag dem nächſten gleicht, wie an trüben Spätherbſttagen ein Regentropfen dem anderen – und nun plötzlich wird allen dieſen unterdrückten und gefangenen Sträflingen erlaubt, eine Stunde lang ſich zu freuen, ſich unbeengt zu fühlen, ſich frei zu glauben und den ſchweren Traum zu vergeſſen, ein ganzes Theater aufzuführen – und dazu noch was für eines! – zum eigenen Stolz und zur Verwunderung der ganzen Stadt: ſeht, was wir Arreſtanten können! Sie waren natürlich für alles begeiſtert. Auch die Koſtüme beſchäftigten ſie ſehr. Es war ihnen ungeheuer intereſſant, zum Beiſpiel einen Wanjka Otpetyj, oder einen Nezwetajeff oder Bakluſchin in ganz anderen Kleidern zu ſehen, als in dem üblichen Sträflingskoſtüm, in dem ſie ihn ſchon ſo viele Jahre jeden Tag geſehen hatten.

»Er iſt doch ein Sträfling, derſelbe, der er war! – wenn er geht, hört man ja noch ſeine Ketten klirren, und da kommt er nun im Überzieher, im runden Hut und in einem Mantel! – wie ein Staatsrat! Hat ſich ſogar einen Schnurrbart angeklebt und Haar auf den halben Kopf! Sieh, da hat er noch ein rotes Schnupftuch aus der Taſche hervorgezogen! – ſieh, wie er ſich zufächelt und den Herrn ſpielt, ganz als wäre er ohne weiteres ſelber einer!« Und alle ſind entzückt.

Der »wohltätige Gutsbeſitzer« erſchien im Uniformrock mit Achſelſchnüren, in einer Mütze, auf der man eine Kokarde befeſtigt hatte, und machte einen vortrefflichen Eindruck. Daß alles alt und abgetragen war, tat abſolut nichts zur Sache. Für dieſe Rolle hatte es zwei Liebhaber gegeben und – wird man es glauben? – beide hatten ſich wie die kleinen Kinder geſtritten, wer von ihnen ſie ſpielen ſollte: beide wollten ſich gar zu gern im Offiziersrock mit Achſel-

ſchnüren zeigen! Da waren denn die anderen Schauſpieler gezwungen geweſen, einzugreifen und dem Streit ein Ende zu machen: die Stimmenmehrheit hatte die Rolle Nezwetajeff zugeſprochen, und zwar nicht etwa, weil dieſer hübſcher und ſtattlicher geweſen wäre als der andere und daher den »Herrn« beſſer darſtellen konnte, ſondern weil Nezwetajeff allen verſichert hatte, daß er mit einem Spazierſtöckchen erſcheinen und dasſelbe ſo geſchickt ſchwingen werde, wie ein wirklicher »Herr« und erſtklaſſiger Modekenner, was Wanjka Otpetyj nie und nimmer fertigbringen könne, da er wirkliche »Herren« überhaupt noch nicht geſehen habe. Und in der Tat: als Nezwetajeff mit ſeiner wohltätigen Gutsbeſitzerin auftrat, tat er nichts anderes, als daß er gewandt das Stöckchen, das er ſich Gott weiß woher verſchafft hatte, in der Luft ſchwang oder mit ihm Figuren auf den Fußboden zeichnete. Offenbar ſah er darin alle Anzeichen der größten Vornehmheit und der feinſten Stutzerhaftigkeit. Wahrſcheinlich hatte er einmal in jungen Jahren, als er noch barfüßig auf dem Gutshof umherlief, einen gutgekleideten Herrn mit einem ſpaniſchen Rohrſtock geſehen und war von deſſen Geſchicklichkeit, mit dem Stöckchen zu ſpielen, dermaßen gefeſſelt worden, daß der Eindruck ſich auf ewig, unauslöſchlich in ſeiner Seele eingegraben hatte, und er ſich noch nach dreißig Jahren dieſes Verfahrens entſann – zur Bezauberung und zum Entzücken des ganzen Oſtrogg. Nezwetajeff war in ſeine Beſchäftigung dermaßen vertieft, daß er überhaupt niemand und nichts mehr anſah, ja ſelbſt ſeine Antworten gab er, ohne die Augen zu erheben, er zeichnete nur und zeichnete und tat nichts anderes, als daß er ſeinen Blick dem Ende ſeines Stöckchens folgen ließ.

Die wohltätige Gutsbesitzerin war in ihrer Art nicht weniger bemerkenswert: sie erschien in einem alten, abgetragenen Musselinkleide, das einem Scheuerlappen nicht unähnlich war, mit nackten Armen und nacktem Hals, mit fürchterlich gepudertem und geschminktem Gesicht, mit einer weißen Nachthaube auf dem Kopf, die unter dem Kinn zugebunden war, mit einem Sonnenschirm in der einen und einem Fächer aus bemaltem Papier, mit dem sie sich fortwährend fächelte, in der anderen Hand. Eine Lachsalve begrüßte sie. Aber auch die Dame konnte sich nicht ganz beherrschen und platzte mehrmals heraus. Der Arrestant Iwanoff spielte diese Rolle. Sfirotkin, den man als Mädchen angekleidet hatte, war allerliebst. Die Couplets waren vorzüglich. Kurz, das Stück war für alle ein wahrer Hochgenuß. Eine Kritik gab es nicht und konnte es auch gar nicht geben.

Hierauf spielte man nochmals die Ouvertüre und der Vorhang erhob sich von neuem. Jetzt kam »Kedrill der Vielfraß« an die Reihe.

Kedrill scheint eine Abart von Don Juan zu sein, wenigstens wird sowohl der Herr wie der Diener zum Schluß des Stückes von Teufeln in die Hölle geschleppt. Von dem ganzen Lustspiel wurde aber nur ein Aufzug gespielt, offenbar ein Bruchstück, denn ein Anfang und ein Ende fehlten – die waren verloren. Die Handlung spielt in Rußland, irgendwo auf einer Poststation. Der Wirt führt einen Herrn in einem Mantel und einem runden, verbeulten Hut ins Zimmer. Ihm folgt sein Diener Kedrill mit dem Reisekoffer und einem in blaues Papier eingewickelten, gebratenen Huhn. Kedrill ist im Halbpelz und hat nur eine Lakaienmütze auf dem Kopf. Er ist der Vielfraß. Der Arrestant Pozeikin, Bakluschins Nebenbuhler, spielte ihn; den

Herrn ſpielte derſelbe Iwanoff, der im erſten Stück die wohltätige Gutsbeſitzerin dargeſtellt hatte. Der Wirt, Nezwetajeff, fühlt ſich verpflichtet, dem Herrn mitzuteilen, daß es in dieſem Zimmer böſe Geiſter gäbe, worauf er ſich zurückzieht. Der Herr, der finſter und beſorgt iſt, brummt vor ſich hin, daß er das ſchon lange wiſſe, und befiehlt ſeinem Diener Kedrill, die Sachen auszupacken und das Abendeſſen herzurichten. Kedrill iſt ein Feigling und ein Vielfraß zugleich: wie er von den böſen Geiſtern hört, erbleicht er und zittert wie ein Eſpenblatt; er würde gern fortlaufen, fürchtet aber den Herrn. Und hinzu kommt noch, daß er Hunger hat und eſſen will. Er iſt ein Leckermaul, iſt dumm und ſchlau in ſeiner Art, betrügt ſeinen Herrn auf Schritt und Tritt und hat doch Angſt vor ihm. Er iſt ein vorzüglicher Dienertyp, in dem ſich entfernt und etwas undeutlich Züge von Leporello wiederfinden, und wurde von Pozeikin vorzüglich wiedergegeben. Pozeikin hatte entſchieden ein großes Talent und war, meiner Anſicht nach, ein noch beſſerer Schauſpieler als Bakluſchin. Als ich am nächſten Tage Bakluſchin traf, ſagte ich ihm natürlich nicht ganz rückhaltlos meine Meinung: ich hätte ihn gar zu ſehr betrübt. Der Sträfling, der den Herrn darſtellte, war gleichfalls kein ſchlechter Spieler. Er ſprach den größten Unſinn zuſammen, doch war ſeine Diktion richtig und gewandt, die Geſten dementſprechend. Während Kedrill mit dem Koffer beſchäftigt iſt, geht der Herr in tiefen Gedanken hin und her, und ſpricht vor ſich hin – laut genug, um von allen gehört zu werden –, daß an dieſem Abend all ſeine Irrfahrten ihr Ende erreicht hätten. Kedrill horcht intereſſiert auf, hört zu, ſchneidet Geſichter, ſpricht beiſeite und bringt mit jeder Bemerkung die Zuſchauer zum Lachen. Ihm tut

der Herr nicht leid, aber er hat etwas von bösen Geistern gehört, und nun will er herausbekommen, was man sich darunter zu denken habe. Er fragt seinen Herrn und es entspinnt sich ein Gespräch. Schließlich erklärt ihm der Herr, daß er einmal im Augenblick einer großen Gefahr die Hölle um Hilfe angerufen habe und die Teufel ihm daraufhin geholfen hätten; heute aber sei die Frist um und vielleicht würden sie, eingedenk der Abmachung, heute noch kommen, um seine Seele abzuholen. Kedrill fällt sogleich das Herz in die Hosen. Sein Herr jedoch verliert den Mut nicht und befiehlt ihm, das Abendessen herzurichten. Bei dem Wort Abendessen belebt sich Kedrill, er entnimmt das Huhn den Papierhüllen, dem Reisekoffer eine Flasche Wein – und, und – eh' er sich's versieht – hat er selbst schon ein Stück vom Huhn in den Mund geschoben und hinuntergeschluckt. Das Publikum lacht. Da kreischt die Tür ein wenig und der Wind rüttelt an den Fensterläden. Kedrill erzittert und schiebt, halb unbewußt, ein zweites Stück Fleisch in den Mund, diesmal ein so großes, daß er fast daran erstickt. Wiederum Gelächter. »Ist es fertig?« fragt der Herr, der immer noch auf und ab geht. »Sofort, gnädiger Herr... ich will es Euch nur... zubereiten«, antwortet Kedrill, setzt sich selbst an den Tisch und schickt sich an, das Essen seines Herrn zu verschlingen. Das Publikum freut sich über die Schlauheit und Geschicklichkeit des Dieners, sowie auch darüber, daß der Herr der Dumme ist. Ich muß gestehen, daß auch Pozeikins meisterhafte Darstellung viel zur Komik beitrug: Die Worte: »Sofort, gnädiger Herr... ich will es Euch nur... zubereiten«, sagte er unübertrefflich. Nachdem er sich also an den Tisch gesetzt hat, macht er sich gierig ans Essen, zuckt aber bei jedem Schritt des Herrn zusam-

men, in der Angſt, jener könne plötzlich aufblicken und ihn bemerken. Kaum hat ſich jener umgedreht, da kriecht er auch ſchon unter den Tiſch und vergißt nicht, das Huhn mitzunehmen. Endlich hat er ſeinen größten Heißhunger geſtillt und es wird Zeit, auch an den Herrn zu denken.

»Kedrill, biſt du noch immer nicht fertig?« ſchreit der Herr.

»Jawohl!« iſt Kedrills prompte Antwort, da er plötzlich gewahr wird, daß für den Herrn faſt nichts mehr übriggeblieben iſt. Auf dem Teller liegt nur noch ein Hühnerbein. Der Herr ſetzt ſich finſter und beſorgt an den Tiſch und bemerkt natürlich nichts. Kedrill ſteht mit der Serviette hinter ſeinem Tiſch. Jedes Wort, jede Handbewegung, jede Grimaſſe Kedrills, wenn er, zum Publikum gewandt, mit dem Kopf auf den dummen Herrn weiſt, ruft bei den Zuſchauern unbändiges Gelächter hervor. Doch ſiehe, kaum will der Herr zu eſſen anfangen, da erſcheinen die böſen Geiſter auf der Bildfläche. Von hier an wird die Sache unverſtändlich, und auch die Geiſter erſcheinen nicht in der Geſtalt, wie das Volk ſie ſich vorſtellt; in der Seitenkuliſſe öffnet ſich eine Tür und eine weiße Geſtalt tritt auf, die an Stelle des Kopfes eine Laterne mit einem Talglicht hat. Ein zweites Phantom, gleichfalls mit einer Laterne als Kopf, hat eine Senſe in der Hand. Warum die Laterne, warum die Senſe und warum ſind die Geiſter in Weiß? Das kann ſich niemand erklären. Übrigens denkt aber auch niemand lange darüber nach. Es muß doch wohl ſo ſein, wenn es ſo iſt. Der Herr wendet ſich ziemlich mutig gegen die Geſpenſter und ſchreit ihnen zu, daß er bereit ſei: ſie ſollten ihn nur nehmen. Kedrill aber erſchrickt wie ein Haſe: er kriecht unter den Tiſch, doch ſiehe da, wie groß ſein Schreck auch

iſt, er vergißt doch nicht, die Flaſche vom Tiſch mitzunehmen. Die Geiſter verſchwinden auf ein Weilchen; Kedrill kriecht unter dem Tiſch hervor, doch kaum hat ſich der Herr wieder hingeſetzt, da kommen plötzlich wieder die weißen Geſtalten, diesmal drei, die den Herrn hinterrücks ergreifen und in die Hölle ſchleppen.

»Kedrill! Rette mich!« ſchreit der Herr. Aber Kedrill iſt es nicht um ihn zu tun. Diesmal hat er ſowohl die Flaſche als den Teller mit dem Hühnerbein und ſogar das Brot mit unter den Tiſch genommen. Jetzt iſt er allein, die Teufel ſind fort, der Herr gleichfalls. Kedrill kriecht unter dem Tiſch hervor, ſieht ſich um, und ein Lächeln breitet ſich über ſein Angeſicht. Er blinzelt verſchmitzt, ſetzt ſich auf den Platz des Herrn und ſagt, dem Publikum zunickend, halblaut:

»Jetzt bin ich allein... ohne Herrn!«...

Alles lacht darüber, daß er ohne Herrn iſt – er aber fügt noch flüſternd hinzu, vertrauensvoll ſich an die Zuſchauer wendend, und indem er immer luſtiger mit dem einen Auge zwinkert:

»Den Herrn haben die Teufel geholt!...«

Das Entzücken der Zuſchauer iſt grenzenlos! Ganz abgeſehen davon, daß den Herrn die Teufel geholt haben, war das von Kedrill ſo geſagt, mit einer ſo verſchlagenen, höhniſch-triumphierenden Grimaſſe, daß es in der Tat unmöglich war, nicht zu applaudieren. Doch das Glück Kedrills währt nicht lange. Kaum hat er die Flaſche entkorkt, ſich eingeſchenkt und das Glas an die Lippen geſetzt, da kehren die Teufel plötzlich zurück, ſchleichen ſich leiſe an ihn heran und packen ihn eins, zwei, drei um den Leib. Kedrill ſchreit aus voller Kehle, wagt aber in der Angſt nicht, ſich auch

nur einmal umzuſehen. Verteidigen kann er ſich auch nicht: in ſeinen Armen hält er krampfhaft die Flaſche und das Glas, von denen er ſich nicht zu trennen vermag. Mund und Augen vor Entſetzen weit aufgeriſſen, ſitzt und ſtarrt er mit einem ſo maßlos komiſchen Ausdruck feiger Angſt ins Publikum, daß man ihn am liebſten gemalt hätte: um dieſen Geſichtsausdruck feſtzuhalten. Endlich wird er hinausgeſchleppt, mitſamt der Flaſche und dem Glas: er zappelt mit den Beinen und ſchreit, was er nur ſchreien kann. Sein Geſchrei tönt auch noch hinter der Kuliſſe fort. Doch der Vorhang fällt und alles lacht, lacht, alle ſind hingeriſſen... Das Orcheſter ſetzt von neuem ein und ſpielt jetzt die Kamarinſkaja. Leiſe, kaum hörbar, beginnt die Muſik, dann aber wird ſie immer lauter, das Tempo immer ſchneller, rhythmiſch und flott klingen die Schläge auf den Deckel der Balalaiken dazwiſchen ... Das iſt die Kamarinſkaja mit ihrem ganzen Schwung, und es wäre wirklich gut, wenn Glinka ſie zufällig einmal bei uns im Oſtrogg gehört hätte.

Jetzt beginnt die Pantomime... die Kamarinſkaja wird weitergeſpielt, denn es iſt ja »Pantomime mit Muſik«.

Die Bühne ſtellt das Innere einer Bauernwohnung dar. Man ſieht einen Müller mit ſeiner Frau. Der Müller ſitzt in der einen Ecke und ſetzt das Pferdegeſchirr inſtand, das Weib ſitzt in der anderen Ecke und ſpinnt Flachs. Sſirotkin ſpielt das Weib, Nezwetajeff den Mann.

Ich muß bemerken, daß unſere Dekorationen ſehr dürftig waren. In dieſem wie auch in den beiden vorhergehenden Stücken mußte man ſich mehr hinzudenken, als man mit den Augen ſah. Die Rückwand bildete eine Art Teppich oder Pferdedecke, die rechte Seitenwand wurde durch einen alten

Bettſchirm erſetzt. Links iſt nichts vorgebaut, ſo daß man die Kaſernenwand und die Pritſchen ſieht. Aber die Zuſchauer ſind nicht anſpruchsvoll und gern bereit, die Wirklichkeit mit ihrer Einbildungskraft zu vervollſtändigen, um ſo mehr, als die Sträflinge äußerſt fähig dazu ſind. »Hat man dir geſagt, daß es ein Garten ſei, ſo haſt du es für einen Garten zu halten, ſoll es ein Zimmer ſein, dann iſt es eben ein Zimmer, eine Hütte, dann eine Hütte – das bleibt ſich ja doch ganz gleich, und viel gefragt wird nicht.«

Sſirotkin ſieht in dem Koſtüm des jungen Weibes ganz vorzüglich aus. Unter den Zuſchauern werden einige halblaute Komplimente an ſeine Adreſſe laut. Der Müller hat ſeine Arbeit beendet, nimmt ſeine Mütze vom Nagel, nimmt ſeine Peitſche, tritt zu ſeinem Weibe und gibt ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß er jetzt gehen müſſe, falls aber ſie in ſeiner Abweſenheit ſich einfallen ließe, jemand zu empfangen, ſo – er zeigt ihr vielſagend die Peitſche. Das Weib hört ihm aufmerkſam zu und nickt verſtändnisinnig mit dem Kopf: ſie ſcheint die Peitſche bereits zu kennen – iſt ſie doch ſchon des öfteren auf Abwege geraten. Der Mann geht fort. Kaum hat ſich die Tür hinter ihm geſchloſſen, ſo droht ſie ihm auch ſchon mit der Fauſt nach. Es vergeht eine Weile – da wird plötzlich leiſe geklopft: die Tür öffnet ſich und herein tritt der Nachbar, ein Mann in einem Kittel und mit langem Bart. In der Hand hat er ein Geſchenk: ein rotes Tuch. Das Weib lächelt erfreut. Doch noch bevor der Nachbar ſie umarmen kann, wird von neuem an die Tür geklopft. Wohin mit ihm? Sie ſchiebt ihn eilig unter den Tiſch und ſetzt ſich ſchnell an ihr Spinnrad. Ein zweiter Verehrer erſcheint: er iſt Schreiber und ſteckt in einem Uniformrock. Bis dahin war die Pantomime tadellos, jede Bewegung

bis ins kleinſte richtig. Man konnte ſich wirklich nur wundern, wenn man dieſe Stegreifkünſtler ſah, und unwillkürlich dachte man: wieviel Kraft und Talent geht bei uns in Rußland nutzlos verloren und wieviel Menſchen gehen unter in Unfreiheit und Zwangsarbeit!... Doch der Sträfling, der den Schreiber ſpielte, hatte wahrſcheinlich ein Provinz- oder Liebhabertheater geſehen, und ſo war er wohl der Meinung, daß alle unſere Oſtroggſchauſpieler von der ganzen Kunſt nichts verſtünden und nicht ſo gingen, wie man auf der Bühne gehen müſſe. Und da trat er nun ſelbſt auf und ſchritt einher, wie, nach dem Hörenſagen, in alten Zeiten die klaſſiſchen Helden über die Bühne geſchritten ſind: er macht einen langen Schritt und bleibt ſtehen, und bevor er das andere Bein aufhebt, wirft er den Kopf zurück, biegt die Bruſt heraus, umfaßt mit ſtolzem Blick, was im Halbkreis vor ihm iſt, und – macht den zweiten Schritt. Iſt eine ſolche Gangart ſchon bei dem klaſſiſchen Helden auf einer klaſſiſchen Bühne lächerlich, um wieviel mehr war ſie es dann bei einem Militärſchreiberlein in einer Pantomime. Unſer Publikum jedoch glaubte, daß es ſicherlich ſo ſein müſſe und nahm die langen Schritte des Schreibers mit vollem Ernſt auf, ohne an eine Kritik auch nur zu denken. Doch noch war der Schreiber nicht bis zur Mitte des Zimmers gekommen, da hört man ſchon wieder klopfen. Die Müllerin iſt völlig ratlos. Wohin mit dem Schreiber? – Schnell in die Truhe, die zum Glück nicht verſchloſſen iſt. Der Schreiber kriecht in die Truhe und ſie drückt den Deckel zu. Diesmal erſcheint ein beſonderer Gaſt, der zwar gleichfalls verliebt iſt, aber ſich doch von den anderen unterſcheidet: es iſt ein Brahmine, und er erſcheint ſogar in einem echten Koſtüm. Unbändiges Gelächter begrüßt ihn von ſeiten

der Zuſchauer. Den Brahminen ſpielt der Arreſtant Koſchkin, und er ſpielt ihn vortrefflich. Er hat ein echtes Brahminengeſicht. Mittels verſchiedener Geſten erklärt er ihr den Grad ſeiner Verliebtheit: er erhebt die Hände zum Himmel, preßt ſie auf die Bruſt, auf das Herz: doch kaum iſt er ſo recht zärtlich geworden – da ertönt ein ſtarker Schlag gegen die Tür. Bereits am Schlage hört man, daß es der Hausherr iſt. Die entſetzte Müllerin verliert vor Schreck gänzlich den Kopf, und der Brahmine ringt jetzt vor Verzweiflung die Hände, läuft im Kreiſe herum und fleht, ihn zu verſtecken. Sie ſchiebt ihn ſchnell hinter den Schrank und eilt dann ſelbſt, ohne die Tür zu öffnen, wieder zu ihrem Spinnrocken und ſpinnt und ſpinnt, ohne auf die Schläge ihres Mannes gegen die Tür zu achten, und in der Aufregung ſpinnt ſie einen Faden, den ſie gar nicht in der Hand hat, und dreht die Spindel, die ſie vom Fußboden aufzuheben vergißt. Sſirotkin wußte den Schreck und die Kopfloſigkeit vorzüglich darzuſtellen.

Doch da ſchlägt der Mann die Tür mit dem Fuß ein und tritt mit der Knute in der Fauſt zu ſeiner Frau. Er weiß alles, denn er iſt die ganze Zeit auf der Lauer geweſen, und zeigt ihr mit den Fingern, daß drei bei ihr verſteckt ſind. Nun beginnt das Suchen nach den Verſteckten. Zuerſt findet er den Nachbar, den er mit Püffen zur Tür hinausſtößt. Der erſchrockene Schreiber würde gern entfliehen, hebt aber, um Ausſchau zu halten, zu früh mit dem Kopf den Deckel auf und verrät ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt. Der Hausherr peitſcht ihn tüchtig mit der Knute und diesmal ſpringt der verliebte Schreiber durchaus nicht mehr klaſſiſch umher. Jetzt bleibt noch der Brahmine. Der Hausherr ſucht ihn lange, bis er ihn ſchließlich hinter der Schrankecke entdeckt:

er macht ihm zuerſt eine höfliche Verbeugung, faßt ihn dann bei ſeinem Bart und zieht ihn bis in die Mitte der Stube. Der Brahmine ſucht ſich zu verteidigen, ſchreit: »Du Verfluchter, du Verfluchter!« (die einzigen Worte, die in der ganzen Pantomime geſagt werden), aber der Müller achtet nicht darauf und verfährt mit ihm nach eigenem Gutdünken. Die Müllerin, die da ſieht, daß nun die Reihe an ſie kommt, läßt ihre Arbeit im Stich und läuft davon: der Spinnrocken fällt polternd hin, die Spindel rollt über den Fußboden und die Zuſchauer wiehern vor Vergnügen. Alei zerrt mich an der Hand und ruft mir, ohne mich anzuſehen, begeiſtert zu: »Sieh den Brahminen, den Brahminen!« kann ſich aber ſelbſt vor Lachen kaum halten. Der Vorhang fällt. Eine neue Pantomime beginnt.

Doch wozu alle Szenen beſchreiben. Es gab ihrer noch zwei oder drei, alle von unverfälſchter Komik und vorzüglich geſpielt. Wenn die Sträflinge ſie auch nicht ſelbſt erfunden hatten, ſo legten ſie doch in jedes Stück einen Teil von ſich hinein. Jeder einzelne Schauſpieler improviſierte noch von ſich aus hinzu, und ſo wurde ein und dieſelbe Rolle an jedem Abend anders geſpielt. Die letzte Pantomime, mehr phantaſtiſchen Inhalts, endete mit einem Ballett, das zugleich den Abſchluß der ganzen Theateraufführung bildete. Ein Toter ſollte begraben werden. Der Brahmine machte mit zahlreicher Dienerſchaft verſchiedene Geſten über dem Sarge, um den Toten zu erwecken, aber es hilft nichts. Endlich ertönt der Ruf: »Die Sonne geht unter!« und ſiehe da, der Tote erwacht und die Leidtragenden fangen vor Freude an zu tanzen. Der Brahmine tanzt mit dem Toten, und zwar auf ganz beſondere Art, nämlich brahminiſch. Und damit ſchließt das Theater bis zum nächſten Abend. Die Zuſchauer

gingen lachend und vollauf befriedigt auseinander, lobten die Schauſpieler und dankten dem Offizier. Von Streit oder Wortwechſel iſt nichts zu hören. Alle ſind ganz ungewöhnlich zufrieden, ja ſie ſcheinen ſogar glücklich zu ſein und ſie ſchlafen auch ganz anders ein, als ſonſt, als wäre ihr unruhiger Geiſt diesmal beruhigt. Und was war die Veranlaſſung dazu? Es iſt kein eingebildeter Trugſchluß von mir, ſondern volle Wahrheit, wenn ich ſage: weil man dieſen armen Menſchen einmal nach ihrer Art zu leben erlaubt hatte, einmal ſich menſchlich des Lebens zu freuen, einmal, und wenn's auch nur eine Stunde lang war, nicht nach der Oſtroggvorſchrift leben zu müſſen – der ganze Menſch veränderte ſich ſichtlich, wenn dieſe Veränderung auch nur von kurzer Dauer war... Inzwiſchen iſt es ſchon Nacht geworden, Mitternacht. Ich zucke zuſammen und erwache zufällig: der Alte betet immer noch auf dem Ofen und wird wohl noch bis zum Morgenrot beten. Alei ſchläft ſtill und ruhig neben mir. Ich denke daran, wie er noch vor dem Einſchlafen lachte und mit den Brüdern über das Theater ſprach, und ich betrachte unwillkürlich ſein liebes Kindergeſicht. Allmählich ſteigen in mir die Bilder der jüngſt vergangenen Zeit auf: der letzte Tag, das Weihnachtsfeſt, dieſer ganze Monat... erſchrocken hebe ich den Kopf und betrachte beim trüben, zitternden Schein der Talgkerze meine ſchlafenden Genoſſen. Ich ſehe ihre armen Geſichter, ſehe ihre armſeligen Lagerſtätten, ſehe dieſe ganze troſtloſe Armut und Nacktheit – ich blicke angeſtrengt, als wollte ich mich überzeugen, daß es nicht nur die Fortſetzung eines greulichen Traumes iſt, ſondern Wirklichkeit. Aber es iſt Wirklichkeit: da höre ich ein Stöhnen im Schlaf; dort hat einer den Arm ſchwer hinter den Kopf geworfen, die Kette klirrt.

Ein anderer zuckt im Schlaf zuſammen und phantaſiert ein paar Worte.

Der Greis aber auf dem Ofen betet für alle rechtgläubigen Chriſten, und ich vernehme wieder ſein gleichmäßiges, leiſes, ruhiges: »Herr Jeſus Chriſt, erbarme dich unſer!...«

»Aber ich bin doch nicht auf ewig hier, ich bin hier doch nur auf ein paar Jahre!« denke ich und mein Kopf ſinkt wieder auf das Kiſſen zurück.

Zweiter Teil

I.

Das Lazarett

Bald nach dem Weihnachtsfeſt erkrankte ich und kam in unſer Militärlazarett. Dasſelbe lag ganz einſam draußen im Felde, eine halbe Werſt von der Feſtung entfernt. Es war ein langgeſtrecktes, einſtöckiges Gebäude, von außen mit gelber Farbe angeſtrichen; wenn im Sommer die Ausbeſſerungsarbeiten vorgenommen wurden, ging viel Ocker zum Anſtrich dieſes Gebäudes auf. Auf dem großen Lazarettho f lagen die Wirtſchaftsgebäude, die Dienſtwohnungen für die Medizinalbehörde und ähnliche nützliche Baulichkeiten. In dem Hauptgebäude befanden ſich lediglich die Krankenſäle. Dieſer Säle gab es im ganzen recht viele, doch für die Arreſtanten waren von ihnen nur zwei abgeteilt, die das ganze Jahr und namentlich im Sommer ſehr voll lagen, ſo daß man nicht ſelten die Betten zuſammenrücken mußte.

In dieſe beiden Krankenſäle der Arreſtantenabteilung kam aller Art »unglückliches Volk«. Es kamen dorthin die erkrankten Sträflinge aus dem Oſtrogg, Soldaten, die unter Anklage ſtanden, zu einer Körperſtrafe Verurteilte oder bereits Beſtrafte, ſowie unterwegs erkrankte Sträflinge, die noch weiter marſchieren mußten; ferner gab es dort auch Kranke aus der Strafkompanie, aus dieſer ſonderbaren Kor-

rektionsanſtalt, in die die nicht ganz zuverläſſigen Soldaten zur Beſſerung hineingeſteckt werden und aus der ſie nach Verlauf von zwei oder mehr Jahren gewöhnlich als ſolche Taugenichtſe zurückkehren, wie man ſie nur ſelten findet.

Fühlte ſich einer der Sträflinge nicht wohl, ſo ging er – gewöhnlich früh am Morgen – zum Unteroffizier und meldete ſich krank. Er wurde ſofort ins Krankenbuch eingeſchrieben und mit dieſem Buch unter Eskorte ins Lazarett geſchickt. Dort unterſuchte der Arzt alle Neueingetroffenen aus ſämtlichen Militärkommandos, die in der Feſtung lagen, ſchrieb jeden, den er für tatſächlich krank befand, ins Lazarettbuch ein und ſchickte ihn in den Krankenſaal ſeiner Abteilung. Auch ich wurde von dem Unteroffizier der Oſtroggwache in das Buch eingetragen, und um zwei Uhr nachmittags, als die anderen ſchon zur Arbeit abmarſchiert waren, ging ich ins Lazarett. Der erkrankte Sträfling nahm in der Regel ſoviel Geld mit, als er nur hatte, außerdem Brot, da er an dieſem Tage im Lazarett ein Mittageſſen nicht erwarten durfte, und wenn er Raucher war, noch eine möglichſt kleine Pfeife, Tabak, Feuerſtein und Zündbüchſe. Dieſe letzteren Gegenſtände wurden ſorgfältig in den Stiefeln verborgen. Ich betrat den Lazaretthof nicht ohne ein gewiſſes neugieriges Intereſſe für dieſen mir noch unbekannten Teil unſeres Arreſtantenlebens, der immerhin eine Abwechſlung bedeutete.

Es war ein warmer, trüber, trauriger Tag – einer jener Tage, an denen Gebäude wie Krankenhäuſer immer einen beſonders unfrohen, geſchäftsmäßig nüchternen und griesgrämigen Eindruck machen. Ich trat zuſammen mit dem Soldaten in das Empfangszimmer, in dem zwei kupferne Wannen ſtanden und bereits zwei Kranke, unter Anklage

Stehende, mit ihrer Eskorte warteten. Der Feldscher trat ein, besah uns faul mit spürbarer Befugnis und begab sich darauf mit noch größerer Faulheit zum diensttuenden Arzt, um uns anzumelden. Dieser erschien sehr bald, untersuchte uns, ging sehr freundlich mit uns um, und stellte für einen jeden den Krankenzettel aus, auf dem der Name des Kranken die Hauptsache war. Die weitere Untersuchung, die Bestimmung der Arznei, der Kost usw. war Sache des Arztes, der die Sträflingsabteilung unter sich hatte. Ich hatte schon gehört, daß die Sträflinge ihre Ärzte nicht genug loben konnten. »Väter können nicht besser sein!« sagten sie mir auf meine Fragen vor meinem Abgang ins Lazarett. Wir kleideten uns um. Die Wäsche und die Kleider, in denen wir gekommen waren, wurden uns abgenommen. Wir erhielten Hospitalwäsche, lange Strümpfe, Pantoffeln, Schlafmützen und Schlafröcke aus dickem, braunem Tuch, die mit einem halb leinwand-, halb pflasterartigen Stoff gefüttert waren. Der ganze Rock war äußerst schmutzig, doch das bemerkte ich erst, als ich schon in ihm stak. Nach dem Kleiderwechsel wurden wir in die Krankensäle der Arrestantenabteilung geführt, die ganz am Ende eines überaus langen, hohen und sauberen Korridors lagen. Die äußere Sauberkeit war überall sehr zufriedenstellend: alles, was uns auf den ersten Blick ins Auge fiel, glänzte geradezu vor Sauberkeit. Oder vielleicht erschien es mir auch nur so nach den Kasernen im Ostrogg. Die beiden unter Anklage Stehenden kamen in die Arrestantenkrankenstube links, ich in die Stube rechts. Vor der Tür, die durch einen eisernen Bolzen verrammelt war, stand eine Schildwache mit geladenem Gewehr und noch ein anderer Soldat, die Nebenwache, die die Schildwache im Notfall abzulösen hat. Der

jüngere Unteroffizier der Lazarettwache befahl, mich in die Stube zu laſſen. Ich trat in ein langes und ſchmales Zimmer, in dem an beiden Längswänden die Betten ſtanden, ich glaube, zweiundzwanzig an der Zahl, und von denen nur drei oder vier nicht beſetzt waren. Die Betten waren von Holz, grün angeſtrichen, Betten, die in Rußland jedem nur zu gut bekannt ſind, da man ſie, wie infolge einer gewiſſen Vorherbeſtimmung, nie und nimmer ohne Wanzen findet. Ich wählte mir ein Bett in der Ecke an der Wand, in der die Fenſter waren.

Wie ich ſchon bemerkt habe, lagen hier unter den Kranken auch Sträflinge aus unſerem Oſtrogg. Einige von ihnen kannten mich bereits oder hatten mich wenigſtens geſehen. Die Mehrzahl aber beſtand aus Verurteilten, denen eine Strafe bevorſtand, und aus Soldaten der Strafkompanie. Schwerkranke oder ſolche, die das Bett nicht verlaſſen konnten, gab es nicht viel. Die anderen, nur leicht Erkrankten und die Rekonvaleſzenten ſaßen entweder auf ihren Bettſtellen oder ſie gingen im Zimmer auf und ab, in dem ſchmalen Gang zwiſchen den Bettreihen, der aber noch breit genug zum Durchgehen war. Es war eine drückende, ſchwüle Krankenzimmerluft im Raum, geſchwängert von allen nur möglichen unangenehmen Ausdünſtungen der Kranken und den Gerüchen der verſchiedenen Arzneien, zumal der Ofen in der einen Ecke den ganzen Tag geheizt wurde. Auf meinem Bett lag ein geſtreifter Überzug, den ich abnahm. Unter dem Überzug war eine Bettdecke von Tuch mit Leinwand gefüttert und Bettwäſche von grober Leinwand und ſehr zweifelhafter Sauberkeit. Neben jedem Lager ſtand ein kleiner Tiſch, auf dem ſich ein Krug und eine zinnerne Taſſe befanden, die beide mit einem ziemlich kleinen Hand-

tuch, wie man auch mir eines ausgehändigt hatte, der Sauberkeit halber überdeckt werden mußten. Unten hatte der Tiſch noch ein Brett, auf das die Teetrinker ihre Teekeſſel, andere wieder Holzkannen mit Kwas und ſonſtiges Gerät ſtellten; doch gab es unter den Kranken nur ſehr wenige, die Tee tranken. Die Pfeifen und Tabaksbeutel dagegen, die faſt ein jeder bei ſich hatte, ſelbſt die Schwindſüchtigen nicht ausgenommen, wurden unter den Matratzen verſteckt. Die Ärzte und die Krankenwärter durchſuchten dieſelben nie nach verbotenen Sachen, und überraſchten ſie einmal einen mit der Pfeife, ſo taten ſie, als bemerkten ſie nichts. Aber auch die Kranken waren ſehr vorſichtig mit dem Rauchen und gingen dann immer zum Ofen. Höchſtens in der Nacht wurde auf den Betten liegend geraucht, aber nachts kam niemand in die Krankenſtuben, außer dem wachhabenden Offizier der Hoſpitalwache, der jedoch nur einmal die Runde machte.

Ich hatte bis dahin noch nie in einem Hoſpital gelegen, und ſo war mir die ganze Umgebung, die Einrichtung, die Diſziplin neu. Auch fiel mir auf, daß ich die Neugier der anderen erregte. Man hatte von mir ſchon gehört und betrachtete mich ſehr ungeniert, ſogar mit einer gewiſſen Überlegenheit, wie in der Schule ein Neueingetretener oder auf einer Amtsbehörde ein Bittſteller betrachtet wird.

Rechts von mir lag ein Schreiber, der uneheliche Sohn eines verabſchiedeten Hauptmanns. Er war Falſchmünzer geweſen und lag ſchon ein Jahr lang im Lazarett, ohne, wie ich glaube, überhaupt krank zu ſein, doch hatte er den Ärzten verſichert, er leide an Aneurysma und damit das Gewünſchte erreicht: die Zwangsarbeit und die körperliche Züchtigung blieben ihm erſpart und nach Verlauf eines weiteren Jahres

wurde er nach T–k geſchickt, um dort in einem Hoſpital untergebracht zu werden. Er war ein vierſchrötiger, kräftiger Burſche von achtundzwanzig Jahren, ein großer Spitzbube und Rechtsverdreher vor dem Herrn, nichts weniger als dumm, ſehr unterhaltſam und ſelbſtbewußt, und krankhaft ſelbſtgefällig. Er bildete ſich allen Ernſtes ein, daß er der ehrlichſte und wahrheitliebendſte Menſch der Welt und vollſtändig unſchuldig ſei, und in dieſem Glauben verblieb er wohl bis an ſein Ende in unerſchütterlicher Überzeugung. Er war der erſte, der ein Geſpräch mit mir anknüpfte, mich neugierig auszuforſchen ſuchte und mich ziemlich ausführlich über die äußeren Ordnungsregeln des Hoſpitals aufklärte. Selbſtverſtändlich hatte er mir ſchon vorher mitgeteilt, daß er der Sohn eines Hauptmanns ſei. Er wollte ungeheuer gern zu den Adligen gezählt werden oder doch wenigſtens zu den »Beſſeren«. Nachdem er verſtummt war, kam einer aus der Strafkompagnie zu mir, ſetzte ſich hin und begann zu erzählen, daß er viele von den früher verſchickten Adligen gekannt habe, und er nannte ſie alle mit Namen. Er war ein bereits ergrauter Soldat, auf deſſen Geſicht es förmlich geſchrieben ſtand, daß er alles log. Er hieß Tſchekunoff. Offenbar wollte er ſich bei mir einſchmeicheln, da er wahrſcheinlich bei mir Geld vermutete. Als er darauf in der Tat bemerkte, daß ich ein Päckchen Tee und Zucker bei mir hatte, bot er mir ſofort ſeine Dienſte an: einen Teekeſſel zu verſchaffen und den Tee aufzuſetzen. Nun hatte mir aber ſchon M–tzkij verſprochen, am nächſten Tage durch die Arreſtanten, die auf dem Lazarethof arbeiteten, aus dem Oſtrogg einen Teekeſſel zu ſchicken. Doch ungeachtet meiner Einwendung beſorgte Tſchekunoff in kürzeſter Zeit alles, was nötig war. Er brachte ein gußeiſernes Gefäß, ſogar eine Taſſe,

ließ das Waſſer aufkochen und goß es über die Teeblätter – kurz, er bediente mich mit ungewöhnlichem Eifer, was ihm ſogleich von einem anderen Kranken einige beißend ſpöttiſche Bemerkungen eintrug. Dieſer Kranke war ein Schwindſüchtiger, der mir gegenüber an der anderen Wand lag, Uſtjanzeff mit Namen, ein Soldat – derſelbe, der in der Angſt vor der bevorſtehenden Körperſtrafe einen Liter Branntwein mit Tabak ausgetrunken und ſich durch dieſen Trank ſein Lungenleiden zugezogen hatte. Bis jetzt hatte er ſchweigend und ſchweratmend dagelegen, mich unverwandt und mit ernſtem Blick beobachtet und unwillig jede Bewegung Tſchekunoffs verfolgt. Sein ungeheurer, galliger Ernſt verlieh ſeinem Unwillen etwas überaus Komiſches. Endlich hielt er es nicht mehr aus:

»Seht doch dieſen Knecht! Da hat er jetzt glücklich einen Herrn gefunden!« ſagte er langſam mit Zwiſchenpauſen und mit einer Stimme, die vor Erregung atemlos zu ſein ſchien. Seine Tage waren bereits gezählt.

Tſchekunoff wandte ſich unwillig zu ihm.

»Wer iſt hier ein Knecht?« fragte er mit verächtlichem Blick auf ihn.

»Du natürlich!« antwortete dieſer in ſo überzeugtem Ton, als hätte er das volle Recht, Tſchekunoff zu ſchimpfen, ja als wäre er einzig zu dieſem Zweck angeſtellt.

»Ich ein Knecht?«

»Gerade du. Hört doch, Kinder, er glaubt's nicht einmal! Wundert ſich noch!«

»Was geht das dich an! Siehſt doch, daß er allein iſt und ſich nicht ſelbſt bedienen kann – und daß er nicht gewohnt iſt, ohne Diener zu ſein, das weiß man doch! Weshalb ſoll ich ihm da nicht gefällig ſein, du borſtige Schnauze!«

»Wer iſt eine borſtige Schnauze?«

»Du, natürlich!«

»Ich ſoll eine borſtige Schnauze ſein?«

»Selbſtverſtändlich du.«

»Und du biſt wohl eine Schönheit? Haſt ſelber ein Geſicht wie ein Krähenei ... wenn ich eine borſtige Schnauze ſein ſoll.«

»Sei getroſt, die biſt du! Da hatte ihn doch Gott ſchon halbtot gemacht. Aber nein, da muß er wieder ſchwatzen! Was machſt du dich denn ſo breit?«

»Breit! Nein, ich, wißt ihr, verbeuge mich lieber vor einem Stiefel als vor einem Baſtſchuh. Mein Vater hat es auch nicht getan und auch mir befohlen ... ich ... ich ...«

Er wollte noch mehr ſagen, begann aber entſetzlich zu huſten. Der Huſtenanfall dauerte mehrere Minuten an. Er ſpie ſogar Blut. Bald trat auch kalter, quälender Schweiß auf ſeiner ſchmalen Stirn hervor. Dieſe Huſtenanfälle verhinderten ihn, zu ſprechen, ſonſt würde er ununterbrochen geſprochen haben; man ſah es deutlich ſeinen Augen an, daß er noch gern den anderen geſchimpft hätte, aber in der Kraftloſigkeit konnte er nur noch mit der Hand einmal abwinken – doch Tſchekunoff hatte ihn ſchon faſt vergeſſen.

Mein Gefühl ſagte mir, daß die Wut des Schwindſüchtigen eher gegen mich gerichtet war als gegen Tſchekunoff, denn wegen ſeines Wunſches, mir gefällig zu ſein, um eine Kopeke zu verdienen, hätte ſich niemand über ihn geärgert oder ihn mit Verachtung behandelt. Und zudem ſah doch ein jeder, daß er es nur um des Geldes willen tat. In dieſer Hinſicht iſt das einfache Volk durchaus nicht ſo pedantiſch und verſteht es ſehr fein, die Sache vom geſunden Standpunkt aus zu betrachten. Was Uſtjanzeff mißfiel, das war

ich, ich und mein Tee, und daß ich ſelbſt in Feſſeln ein Herr blieb, der nicht ohne Bedienung auskommen konnte, obgleich ich gar nicht um Bedienung gebeten oder überhaupt welche auch nur gewünſcht hatte. In der Tat, ich wollte immer alles ſelbſt machen, und beſonders bemühte ich mich, mir niemals den Anſchein zu geben, daß ich ein verzärtelter, anſpruchsvoller »Herrenſohn« ſei. Darin beſtand teilweiſe ſogar mein Ehrgeiz, was ich ruhig geſtehen will, da das hier einmal zur Sprache gekommen iſt. Dennoch konnte ich niemals – ich weiß wirklich nicht, wie das kam – die verſchiedenen Dienſtgefälligen und Diener, die ſich mir ungebeten aufdrängten, ablehnen, und ſo wurde ich zu guter Letzt immer von ihnen beherrſcht, anſtatt daß ich ſie beherrſchte – ſo daß in Wirklichkeit ſie meine Herren und ich ihr Diener war. Äußerlich aber hatte es den Anſchein, als könne ich nicht ohne Bedienung auskommen und als wolle ich auch hier, in Ketten, den Herrn ſpielen. Das war mir natürlich ſehr unangenehm. Uſtjanzeff aber war ein ſchwindſüchtiger, reizbarer Menſch; die übrigen Kranken dagegen wahrten durchaus den Anſchein des Gleichmuts, dem ſogar ein gewiſſes Gepräge von Hochmut nicht fehlte. Ich entſinne mich noch, daß damals ein beſonderer Umſtand ſie alle beſchäftigte: wie ich aus ihren Geſprächen erfuhr, ſollte man noch am ſelben Abend einen bringen, den man gerade jetzt mit Spießruten beſtrafte. Die Kranken erwarteten den Betreffenden nicht ohne eine gewiſſe Neugier. Übrigens ſagten ſie, daß die Strafe eine geringe ſei: im ganzen nur fünfhundert Hiebe.

Inzwiſchen hielt ich ein wenig Umſchau. Soviel ich erkennen konnte, waren die meiſten Skorbut- und Augenkranke – das waren die beiden vorherrſchenden Krankheiten

in jener Gegend. Von den anderen tatſächlich Kranken lagen faſt alle an Erkältung, Fieber, Bruſtleiden danieder. Hier in unſerer Abteilung war es nicht ſo wie in den anderen Krankenräumen, hier waren alle Krankheiten in ein und demſelben Zimmer anzutreffen, ſogar die veneriſchen. Ich ſage: »von den tatſächlich Kranken«, da es unter den Kranken auch einige gab, die, ohne krank zu ſein, gekommen waren – einfach um ſich zu »erholen«. Die Ärzte nahmen ſie aus Mitleid auf, beſonders wenn viele Betten leer ſtanden. In der Strafkompagnie und im Oſtrogg war die Verpflegung im Vergleich zum Lazarett ſo ſchlecht, daß viele mit Vergnügen kamen und hier lagen, trotz der abgeſchloſſenen Luft und der Unmöglichkeit, das Zimmer zu verlaſſen. Es gab ſogar beſondere Liebhaber des Liegens und überhaupt des Lazarettlebens, die meiſten allerdings aus der Strafkompagnie.

Neugierig betrachtete ich meine neuen Kameraden. Ich weiß noch, das größte Intereſſe erregte in mir ein Schwindſüchtiger aus unſerm Oſtrogg, der bereits in den letzten Zügen lag – im zweiten Bett neben Uſtjanzeff, alſo mir faſt gegenüber. Er hieß Michailoff, und ich hatte ihn noch vor zwei Wochen im Oſtrogg geſehen. Er war ſchon lange krank und hätte ſchon längſt ins Lazarett gehen müſſen, er aber hatte ſich mit einer geradezu eigenſinnigen und doch völlig nutzloſen Energie bezwungen, jedenfalls alle ſeine Kräfte zuſammengenommen und erſt zum Weihnachtsfeſt ging er ins Lazarett, um dann nach drei Wochen an der Schwindſucht zu ſterben. Mir fiel ſein entſetzlich verändertes Geſicht auf – ein Geſicht, das mir ſchon bei meinem Eintritt in den Oſtrogg als eines der erſten aufgefallen war; ich weiß noch, es war mir damals gleichſam in die Augen geſprungen.

Neben ihm lag ein Soldat aus der Strafkompagnie, ein ſchon alter Mann, ein grauenvoller, ekelerregender Schmutzfink ... Aber ich kann ja ſchließlich nicht alle Kranken aufzählen ... Ich habe dieſes Alten einzig aus dem Grunde Erwähnung getan, weil er damals einen nicht geringen Eindruck auf mich machte und mir in kürzeſter Zeit eine recht anſchauliche Vorſtellung von gewiſſen Eigenheiten des Arreſtantenlazaretts gab. Dieſer Alte hatte gerade den ſtärkſten Schnupfen. Er nieſte fortwährend, nieſte eine ganze Woche hindurch, und ſogar im Schlaf in förmlichen Salven fünf- bis ſechsmal hintereinander, worauf er dann jedesmal gewiſſenhaft ſagte: »Gott, daß es auch ſolche Strafen gibt!« Er ſaß auf ſeinem Bett und ſtopfte ſich eifrig die ganze Naſe mit Tabak voll, den er einer Papierdüte entnahm, um gründlicher und regelmäßiger nieſen zu können. Er nieſte in ein kariertes, baumwollenes Schnupftuch – das ſein perſönliches, ſchon hundertmal gewaſchenes, gänzlich ausgebliche-nes Eigentum war –, wobei ſich ſeine kleine Naſe eigentümlich kraus zog, in unzählige feine Fältchen, und die Stummeln ſeiner ſchwarzgewordenen, alten Zähne, mitſamt dem roten, ſchleimigen Zahnfleiſch ſichtbar wurden. Hatte er ſich ausgenieſt und ausgeſchnaubt, ſo breitete er ſofort das Tuch auseinander, beſah aufmerkſam die darin reichlich angeſammelte Feuchtigkeit, die er dann an ſeinem braunen Lazarettſchlafrock abwiſchte, ſo daß die ganze Feuchtigkeit am »Staatseigentum« kleben blieb, ſein eigenes Taſchentuch aber nur feucht wurde. Dasſelbe tat er ununterbrochen die ganze Woche, ſo lange wie ſein Schnupfen währte. Dieſes mehr als geizige Schonen des eigenen Schnupftuchs zum Nachteil des von der Regierung gelieferten Krankenſchlafrocks rief bei den übrigen Kranken nicht den geringſten Pro-

teſt hervor, obgleich doch auch von ihnen jemand in der Folge dieſen Rock erhalten konnte. Aber unſer einfaches Volk iſt eben ſehr genügſam und bis zur Sonderbarkeit ekelfrei. Mich aber überlief ein Gruſeln in jenem Augenblick, und unwillkürlich begann ich voll Angſt, Abſcheu und Neugier den ſoeben von mir angezogenen Schlafrock zu betrachten. Da erſt wurde ich gewahr, daß er ſchon ſeit längerer Zeit durch ſeinen ziemlich ſtarken Geruch meine Aufmerkſamkeit reizte – ohne daß es mir jedoch zum Bewußtſein gekommen wäre. Er war auf mir inzwiſchen warm geworden und ſo roch er immer ſtärker nach Arzneien, Pflaſtern und, wie mir ſchien, einer gewiſſen Fäulnis, was ja ſchließlich ganz erklärlich erſchien, da er ſicherlich ſeit undenklichen Zeiten von den Schultern der Kranken nicht heruntergekommen war. Vielleicht war das leinwandartige Rückenfutter auch manchmal gewaſchen worden, genau aber ließ ſich das jetzt nicht mehr feſtſtellen. Jedenfalls war dieſes Futter von allen nur denkbaren unangenehmen Säften durchtränkt, von dem Waſſer, das Kompreſſen, ſpaniſchen Fliegen und anderen Umſchlägen entfließt. Zudem kamen in dieſe Arreſtantenabteilung des Militärlazaretts ſehr oft Beſtrafte, deren Rücken von Spießrutenſtreichen und Stockſchlägen wund waren. Sie wurden mit Kompreſſen behandelt und daher konnte auch der Schlafrock, der unmittelbar auf das naſſe Hemd kam, nicht trocken bleiben, und alle Feuchtigkeit, die er aufſog, trocknete allmählich in ihm ein. So iſt es wohl begreiflich, daß ich jedesmal, wenn ich in all dieſen Jahren ins Lazarett kam – und ich kam ziemlich oft dorthin – mit ängſtlichem Mißtrauen den Schlafrock in Empfang nahm. Doch am wenigſten gefielen mir die in dieſen Schlafröcken ſich mitunter vorfindenden Läuſe von ganz beſonderer Größe

und Wohlgenährtheit. Die Arreſtanten knackten ſie mit ſchadenfrohem Hochgenuß, und wenn unter dem harten, plumpen Nagel des Arreſtantenfingers eines dieſer gefangenen Tiere mit einem Knall ſein Leben aufgab, ſo ließ ſich ſogar am Geſichtsausdruck des Jägers die ganze Größe der von ihm empfundenen Genugtuung ermeſſen. Ebenſo wurden bei uns die Wanzen gehaßt, und es kam nicht ſelten vor, daß an einem langen, langweiligen Winterabend die ganze Mannſchaft ſich zu einem Vernichtungskampf gegen dieſes Ungeziefer zuſammentat. Mit einem Wort, äußerlich war im Zimmer alles – abgeſehen von der ſchweren Luft – nach Möglichkeit ſauber und gut – nur mit der Sauberkeit des Unterfutters wurde, wie geſagt, leider kein Luxus getrieben. Die Kranken hatten ſich daran gewöhnt und glaubten wahrſcheinlich, daß es gerade ſo ſein müſſe, zumal auch keine beſonderen Vorſchriften zwecks Erhaltung der Sauberkeit zu beobachten waren. Doch davon ſpäter.

Kaum hatte mir Tſchekunoff den Tee gebracht – zu dem er, nebenbei bemerkt, das Waſſer aus dem Vorrat unſerer Krankenſtube genommen hatte, Waſſer, das nur einmal in ganzen vierundzwanzig Stunden gebracht wurde und in der ſtickigen Luft bald verdarb –, als ſich mit einem gewiſſen Lärm die Tür öffnete und ein ſoeben mit Spießruten gezüchtigter Soldat unter verſtärkter Eskorte hereingeführt wurde. Da ſah ich zum erſtenmal einen in dieſer Weiſe Beſtraften. Sie wurden im allgemeinen ſehr oft gebracht oder hereingetragen, wenn es Schwerbeſtrafte waren, und die Ankunft eines ſolchen war für die Kranken ſtets eine große Zerſtreuung. Nichtsdeſtoweniger wurden ſie mit ſehr ſtrenger Miene und mit einem, ich möchte ſagen, forcierten Ernſt empfangen. Übrigens hing der Empfang bis zu einem ge-

wiſſen Grade von der Größe des Vergehens und folglich auch von der Größe der Strafe ab. Ein ſchwer Beſtrafter und ſeinem Ruf nach großer Verbrecher genoß auch größere Hochachtung und größere Aufmerkſamkeit, als irgend ſo ein entflohener Soldat, wie zum Beiſpiel der, den man in jenem Augenblick hereinführte. Doch wurden weder in dieſem noch in einem anderen Fall mitleidige Worte oder ſonſt welche diesbezügliche Bemerkungen geäußert. Schweigend halfen ſie dem Armen und pflegten ihn, namentlich wenn er nicht ohne Hilfe auskommen konnte. Auch die Feldſchere ſchienen ſchon zu wiſſen, daß ſie den Gezüchtigten geübten und geſchickten Händen übergaben.

Dieſe Hilfe beſtand gewöhnlich in der ziemlich oft erforderlichen Erneuerung der Kompreſſen – eines Bettuches oder Hemdes, das in kaltes Waſſer getaucht, nur ein wenig ausgerungen und auf den zerfleiſchten Rücken gelegt wurde, wenn der Beſtrafte nicht imſtande war, das ſelbſt zu tun – und ferner im geſchickten Herausziehen der Splitter aus den Wunden. Dieſe Splitter rührten von den Stöcken her, die auf dem Rücken des Betreffenden beim Schlage zerbrochen waren. Das Herausziehen derſelben iſt dem Kranken gewöhnlich ſehr unangenehm, doch hat mich immer die ungewöhnliche Standhaftigkeit im Ertragen eines körperlichen Schmerzes, wie ich ſie bei dieſen Sträflingen ſah, nicht wenig gewundert. Ich habe ihrer viele und ſogar grauſam Geſchlagene geſehen, doch faſt kein einziger von ihnen hat geſtöhnt. Nur ihr Geſicht ſieht dann ganz verändert aus, iſt ſehr bleich, die Augen brennen wie im Fieber, der Blick iſt zerſtreut, unruhig, die Lippen zittern, ſo daß der Arme ſie unwillkürlich die ganze Zeit beißt, und nicht ſelten beißt er ſie blutig.

Der hereingeführte Soldat war ein Burſche von drei-

undzwanzig Jahren, ſtark und muskulös gebaut, hoch und ſchön gewachſen, mit einem hübſchen Geſicht und von gebräunter Hautfarbe. Sein Rücken war völlig wundgeſchlagen und bis zum Gürtel entblößt. Um die Schultern hatte man ihm ein zuſammengefaltetes, naſſes Bettuch gelegt, das bis zum Kreuz herabreichte und unter dem er an allen Gliedern wie im Fieber zitterte. Anderthalb Stunden ging er ununterbrochen im Zimmer umher. Ich ſah ihm ins Geſicht: er ſchien im Augenblick nichts zu denken, er ſchaute nur wild und eigentümlich drein, mit unſtetem Blick, dem es offenbar ſchwer fiel, auf einem Gegenſtande aufmerkſamer haften zu bleiben. Da ſchien es mir, daß er einmal ſtarr auf meinen Tee geblickt hatte. Der Tee war heiß: der Dampf ſtieg noch aus der Taſſe empor, und der arme Junge zitterte vor Kälte. Ich forderte ihn auf, zu trinken. Schweigend und kurz wandte er ſich zu mir, nahm die Taſſe, trank ſie ſtehend und ohne Zucker aus, wobei er ſich ſehr beeilte, und ſich augenſcheinlich bemühte, mich nicht anzuſehen. Nachdem er getrunken hatte, ſetzte er die Taſſe ſchweigend wieder hin und ging, ohne zu danken oder auch nur mit dem Kopf zu nicken, wieder in den mittleren Gang zurück, um von neuem hin und her zu gehen. Ihm war wohl nicht danach zumut, an Dankbarkeit und Kopfnicken zu denken! Was aber das Verhalten der übrigen zu ihm betraf, ſo fiel mir eines auf: ſie vermieden ſichtlich jedes Geſpräch mit ihm. Ja, es wunderte mich ſogar, daß ſie nach den erſten Hilfeleiſtungen ihm geradezu abſichtlich nicht die geringſte Aufmerkſamkeit mehr ſchenkten. Vielleicht taten ſie es in dem Wunſch, ihn möglichſt in Ruhe zu laſſen und ihm nicht mit Ausfragen und »Teilnahme« läſtig zu werden, womit er vollkommen zufrieden zu ſein ſchien.

Inzwiſchen war es dunkel geworden und man zündete die Nachtlampen an. Einige beſaßen auch ihre eigenen Kerzen und Leuchter, doch waren es nur ſehr wenige. Endlich, nach dem Abendbeſuch des Arztes kam der Unteroffizier und zählte die Kranken, worauf der Nachtzuber hereingebracht und unſere Arreſtantenabteilung zugeſchloſſen wurde. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß dieſer Zuber die ganze Nacht im Zimmer bleiben ſollte, während der dazu beſtimmte Ort nur zwei Schritt von der Tür unmittelbar am Korridor lag. Aber es war nun einmal ſo eingeführt. Am Tage durfte der Sträfling zu dieſem Zweck das Zimmer verlaſſen, aber nur auf eine Minute; in der Nacht jedoch wurde es ihm unter keinen Umſtänden geſtattet. Für die Arreſtantenabteilung gab es eben eine beſondere Vorſchrift, und ein Kranker aus dieſer Abteilung mußte ſelbſt in der Krankheit ſeine Strafe tragen. Von wem dieſe Anordnung zum erſtenmal getroffen worden war – das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ſie ſinnlos war und daß in keiner einzigen anderen die ganze Nutzloſigkeit jeglichen Formalismus greifbarer hervortrat, als gerade in dieſer Vorſchrift. Selbſtverſtändlich rührte ſie nicht von den Ärzten her. Ich ſage nochmals, daß die Sträflinge ihre Ärzte nicht genug loben konnten, ſie ihre Väter nannten und die größte Hochachtung für ſie empfanden. Ein jeder ſah ſich freundlich von ihnen behandelt, hörte ein gutes Wort, was der Sträfling, der von allen verſtoßen war, um ſo mehr zu ſchätzen wußte, als er die Unverfälſchtheit, die von Herzen kommende Aufrichtigkeit dieſes guten Wortes und dieſer Freundlichkeit erkannte. Sie hätte ja ſchließlich nicht zu ſein brauchen, es war den Ärzten durchaus nicht vorgeſchrieben, freundlich zu ſein, und niemand kümmerte ſich darum, ob ſie gut oder ſchlecht mit den kranken

Sträflingen umgingen; folglich waren ſie nur aus wahrer Menſchenliebe gut zu ihnen. Natürlich wußten die Ärzte, daß jeder Kranke, gleichviel wer er iſt, Sträfling oder Potentat, der friſchen Luft bedarf. Die Kranken aus den anderen Sälen, namentlich die Rekonvaleſzenten, durften frei auf den Korridoren umhergehen, ſich mehr Bewegung machen, friſchere Luft atmen, da die Luft in den Krankenräumen abgeſchloſſen und von den verſchiedenſten ungeſunden Ausdünſtungen erfüllt war. Es iſt mir ſelbſt jetzt noch furchtbar und ekelhaft, auch nur daran zu denken, in welchem Maße dieſe ohnehin ſchon ſchlechte Luft in unſerem Krankenraum verpeſtet wurde, wenn dieſer Zuber die ganze Nacht bei der warmen Temperatur im Zimmer ſtand – und noch dazu bei gewiſſen Krankheiten, bei denen ſeine Benutzung unvermeidlich iſt. Wenn ich vorhin ſagte, daß der Arreſtant auch während der Krankheit ſeine Strafe trug, ſo habe ich damit natürlich nicht gemeint, und ich will es durchaus nicht ſo hinſtellen, als hätte man dieſe Anordnung einzig zur Strafe erdacht. Das wäre meinerſeits eine überaus ſinnloſe Verleumdung. Kranke braucht man nicht mehr zu beſtrafen, und daher iſt wohl anzunehmen, daß eine unerbittliche Notwendigkeit die Vorgeſetzten einmal gezwungen hatte, dieſe Maßregel zu ergreifen, die in ihren Folgen ſo überaus verderblich war. Aber welch eine Notwendigkeit mochte das geweſen ſein? Das iſt nun das Ärgerliche, daß man die Notwendigkeit dieſer, und außer dieſer noch einer Menge anderer Maßregeln auf keine Weiſe erklären kann, ja ſie ſind ſogar dermaßen unverſtändlich, daß man – von Erklärungen ſchon ganz zu ſchweigen – nicht einmal eine Veranlaſſung erraten, ſich überhaupt nicht denken kann. In der Tat, wie ſoll man ſich eine ſo zweckloſe, unnötige Grau-

ſamkeit erklären? Etwa damit, daß der Arreſtant ins Lazarett kommen, ſich abſichtlich krank ſtellen, die Ärzte betrügen, in der Nacht – glauben Sie das? – an den gewiſſen Ort gehen und, unter dem Schutz der Dunkelheit, entfliehen könnte? Ich glaube, man kann kaum verlangen, daß man die ganze Ungereimtheit dieſer Annahme im Ernſt nachweiſt. Wohin ſoll er denn entfliehen? Wie entfliehen? Worin entfliehen? Am Tage werden ſie nur einzeln herausgelaſſen, dieſelbe Vorſchrift könnte auch für die Nacht gelten. Vor der Tür ſteht eine Schildwache mit geladenem Gewehr. Der Abort iſt von der Schildwache buchſtäblich nur zwei Schritte entfernt und außerdem wird der Kranke noch von der Nebenwache hingeführt und während der ganzen Zeit nicht aus dem Auge gelaſſen. Daſelbſt iſt nur ein einziges kleines Fenſter, Sommer und Winter mit Doppelſcheiben und mit einem eiſernen Gitter verſehen. Draußen unter dem Fenſter des Aborts und der ganzen Fenſterreihe der Arreſtantenabteilung des Lazaretts geht eine andere Schildwache die ganze Nacht auf und ab. Um durch dieſes Fenſter zu entfliehen, muß man beide Glasſcheiben zerſchlagen und das eiſerne Gitter entfernen. Welche Wache wird ſo etwas ruhig geſchehen laſſen? Oder nehmen wir an, er erſchlägt vorher die Nebenwache, und zwar ſo, daß der Soldat keinen Laut mehr von ſich geben kann und niemand etwas merkt. Aber ſelbſt wenn wir dieſe Unmöglichkeit als möglich zulaſſen, ſo muß er doch immer noch die Fenſterrahmen und das Gitter herausbrechen. Und nicht zu vergeſſen, daß dicht neben der Schildwache die Krankenwärter ſchlafen und kaum zehn Schritte weiter ſteht vor der Tür des anderen Arreſtantenſaales eine zweite Schildwache mit geladenem Gewehr und wiederum ein Soldat als Nebenwache, und etwas weiter

ſchlafen wiederum Krankenwärter. Und wohin kann man denn im Winter in Strümpfen und Pantoffeln, im Schlafrock und in der Nachtmütze entfliehen? Wenn aber ſo wenig Gefahr einer Flucht vorhanden iſt – d. h. genau genommen überhaupt keine –, wozu dann eine ſo unnütze Quälerei der Kranken vielleicht in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens, der Kranken, die der friſchen Luft noch mehr bedürfen als Geſunde? Wozu, wozu? Das habe ich nie begreifen können.

Doch da ich nun einmal dieſe Frage geſtellt habe und auf die unnützen Qualen zu ſprechen gekommen bin, ſo kann ich nicht umhin, noch auf etwas anderes hinzuweiſen, das gleichfalls jahrelang als Problem vor mir geſtanden hat. Ich kann es nicht unterlaſſen, auch dieſes zur Sprache zu bringen, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre. Ich meine die Feſſeln, von denen keine noch ſo ſchwere Krankheit den Arreſtanten erlöſt.

Ich habe Schwindſüchtige geſehen, die vor meinen Augen in den Ketten ſtarben und ſich die ganze letzte Zeit vor dem Tode in ihnen quälen mußten. Man ſchien ſich aber dermaßen daran gewöhnt zu haben, daß alle es als etwas Unabänderliches anſahen. Es iſt ſogar kaum anzunehmen, daß jemand darüber auch nur nachgedacht hat, da ſelbſt die Ärzte nicht ein einziges Mal darauf gekommen waren, die vorgeſetzte Behörde um die Erlaubnis zur Abſchmiedung eines Kranken, ſagen wir eines Schwindſüchtigen, zu bitten. Die Ketten ſind ja an ſich nicht Gott weiß wie ſchwer, ſie wiegen ungefähr acht bis zwölf Pfund, und zehn Pfund zu tragen, macht einem geſunden Menſchen nichts aus. Nun habe ich aber gehört, daß die Füße abmagern ſollen, wenn man lange Zeit Feſſeln trägt. Ich weiß freilich nicht, ob das

wahr iſt, aber es hat doch einige Wahrſcheinlichkeit für ſich. Jedes Gewicht, mag es auch noch ſo gering ſein – in dieſem Fall etwa zehn Pfund –, das für immer an den Fuß befeſtigt iſt, vergrößert das Gewicht des Gliedes in unnatürlicher Weiſe und kann daher auf die Dauer ſehr wohl einen ſchlechten Einfluß haben ... Doch nehmen wir an, daß es einem Geſunden nichts ausmacht; hier aber handelt es ſich doch um Kranke, und nicht etwa um vorübergehend Erkrankte, ſondern um Schwindſüchtige, bei denen die Arme und Beine ohnehin ſchon ſo abgezehrt ſind, daß ihnen jeder Strohhalm ſchwer wird. Wahrlich, hätte die Medizinalbehörde auch nur für die Schwindſüchtigen dieſe Erleichterung erwirkt, ſo wäre das ſchon eine große Wohltat geweſen. Man wird vielleicht einwenden, der Arreſtant ſei ein Verbrecher, ein Böſewicht, und habe Wohltaten nicht verdient. Aber ſind wir denn wirklich befugt, die Strafe eines Menſchen noch zu verſchärfen, den Gottes Finger ſchon berührt hat? Und es iſt ja auch ſchwer zu glauben, daß ſolches um der Strafe willen geſchah. Der Schwindſüchtige darf ja auch nach dem Geſetz nicht körperlich beſtraft werden. Folglich kann man hierin wieder nur eine geheimnisvolle Maßregel auf Grund der weiſen, einzig ſeligmachenden Vorſicht ſehen. Doch auf Grund welcher Befürchtungen dieſe Vorſicht notwendig ſein ſoll – das iſt und bleibt unverſtändlich. Wer wird denn, in der Tat, befürchten, daß ein Schwindſüchtiger entfliehen könnte? Welch ein Schwindſüchtiger wird denn die Dummheit begehen, wenn er bereits Todeskandidat iſt, noch einen Fluchtverſuch zu machen, er, der ſich kaum ſchleppen kann, und noch dazu mit der Ausſicht, ſogleich erſchoſſen zu werden oder draußen in Nacht und Nebel, vor Hunger und Kälte wie ein Hund zu verrecken, während er im Lazarett

alles hat, was er noch braucht? Und daß einer Schwindſucht vortäuſchen, die Ärzte betrügen könnte, um vom Lazarett aus zu entfliehen – iſt ausgeſchloſſen. Schwindſucht iſt keine Krankheit, die ſich vortäuſchen läßt, dem Schwindſüchtigen ſieht man ſeine Krankheit ſchon auf den erſten Blick an. Und dann noch eines: werden denn dem Menſchen wirklich nur zu dem Zweck die Feſſeln angeſchmiedet, damit er nicht entfliehen kann, oder auch nur, um ihm die Flucht zu erſchweren? Durchaus nicht. Die Feſſeln ſind nichts als Entehrung, phyſiſche wie ſittliche Belaſtung, Schmach und Schande. Als das wenigſtens wird dieſes Kennzeichen des Sträflings allgemein aufgefaßt. Die Flucht aber können ſie nie verhindern: ſelbſt der dümmſte, ungeſchickteſte Arreſtant wird es verſtehen, ohne beſondere Mühe das Eiſen zu durchfeilen oder die Niete mit einem Stein aufzuſchlagen. Nein, die Fußfeſſeln ſind entſchieden kein Hindernis. Wenn dem aber ſo iſt, wenn ſie dem verurteilten Zwangsarbeiter nur zur Strafe angeſchmiedet werden, ſo frage ich nochmals: ſoll man denn wirklich auch einen Sterbenden noch beſtrafen?

Während ich dieſes ſchreibe, ſteht wieder deutlich das Bild eines Sterbenden vor mir, eines Schwindſüchtigen, jenes ſelben Michailoff, der mir faſt gegenüberlag, nicht weit von Uſtjanzeff, und der, ſoviel mir erinnerlich iſt, am vierten Tage nach meiner Überſiedelung ins Lazarett ſtarb. Vielleicht habe ich auch nur aus dieſem Grunde ſo viel von den Schwindſüchtigen geſprochen, weil dieſe Erinnerung unwillkürlich alle Eindrücke und Gedanken in mir wachrief, die ich damals anläßlich ſeines Todes hatte. Den Michailoff ſelbſt kannte ich nur wenig. Er war noch ſehr jung, höchſtens fünfundzwanzig Jahre alt, hoch gewachſen, ſchlank und von

auffallend edlem Äußeren. Er lebte in der beſonderen Abteilung und war bis zur Wunderlichkeit ſchweigſam, geradezu lautlos und gewiſſermaßen »ruhig traurig«. Nach ſeinem Tode erzählten die Arreſtanten, er ſei im Oſtrogg förmlich »eingetrocknet«. Sie bewahrten ihn in gutem Angedenken. Ich erinnere mich noch, daß er wundervolle Augen hatte ... aber ich weiß wirklich nicht, warum ich mich gerade ſeiner ſo deutlich erinnere.

Er ſtarb gegen drei Uhr nachmittags, an einem kalten, klaren Tage. Ich weiß noch, durch die grünlichen, leicht befrorenen Fenſterſcheiben fiel das Winterſonnenlicht in ſchrägen, breiten Strahlenbündeln ins Zimmer. Ein ganzer Strom von Licht ergoß ſich über den Unglücklichen. Er war bewußtlos, atmete ſchwer, und es dauerte mehrere Stunden, bis er endlich erlöſt war. Schon am Morgen hatte man ſeinen Augen angeſehen, daß er die anderen nicht mehr erkannte: ſie traten an ſein Bett und wollten ihm etwas Erleichterung ſchaffen, denn man ſah deutlich, wie ſehr er ſich quälte: er atmete ſchwer, tief, röchelnd; hoch hob ſich ſeine Bruſt, als könne er nicht genug Luft einziehen. Er hatte bereits die Bettdecke von ſich geworfen, die ganze Kleidung und nun begann er, ſich das Hemd vom Leib zu reißen: ſelbſt dieſes war ihm zu ſchwer. Man half ihm und zog ihm auch das Hemd aus. Es war entſetzlich, dieſen langen, langen, nackten Körper zu ſehen, mit den bis auf die Knochen abgezehrten Beinen und Armen, dem eingefallenen Leib und dem gehobenen Bruſtkorb mit den deutlich wie bei einem Skelett ſich abzeichnenden Rippen. Auf ſeinem ganzen langen Körper lag nur ein kleines Holzkreuz mit einem Amulett, und an ſeinen Füßen hatte er noch die Feſſeln, durch deren Eiſenring er jetzt den abgemagerten

Fuß, wie es ſchien, hätte durchziehen können. Eine halbe Stunde vor ſeinem Tode verſtummten alle oder ſie ſprachen faſt nur flüſternd. Wer gehen mußte, trat leiſe, kaum hörbar auf. Es wurde nur wenig geſprochen, hin und wieder blickte man nach dem Sterbenden, der immer lauter röchelte. Schließlich taſtete er mit unſicherer, irrender Hand nach ſeinem Kreuz, das er am Halſe trug, und begann es gleichfalls fortzuzerren, als wäre ihm auch dieſes zu ſchwer, als bedrücke, beunruhige es ihn. Da nahm man ihm auch das Kreuz ab. Nach zehn Minuten verſchied er. Man klopfte an die Tür und meldete es der Schildwache. Der Krankenwärter trat ein, ſah mit ſtumpfem Blick auf den Toten und begab ſich zum Feldſcher. Dieſer erſchien ziemlich bald; es war ein junger, guter Menſch, der ſich ein wenig mehr als nötig mit ſeinem Äußeren beſchäftigte, einem Äußeren, das übrigens ganz glücklich war. Mit ſchnellen, lauten Schritten ging er durch den ſtillgewordenen Raum zum Toten, erfaßte mit ganz beſonders freundlicher Miene, die er ſich gleichſam ſpeziell für dieſen Fall ausgedacht hatte, das Handgelenk, um den Puls zu fühlen, befühlte ihn auch noch hier und da, winkte mit der Hand und ging wieder hinaus. Hierauf wurde die Wache benachrichtigt: es war ein ſchwerer Verbrecher aus der beſonderen Abteilung geweſen, folglich mußte auch ſein Tod mit beſonderer Umſtändlichkeit beſtätigt werden. Während nun die Wache erwartet wurde, äußerte einer der Sträflinge mit leiſer Stimme den Gedanken, daß es wohl gut wäre, dem Toten die Augen zuzudrücken. Ein anderer hörte ihn aufmerkſam an, trat dann zum Leichnam und drückte ihm die Augen zu. Bei der Gelegenheit bemerkte er auch das kleine Holzkreuz auf dem Kiſſen, nahm es, beſah es und legte es dem

Toten wieder um den Hals; als das geſchehen war, bekreuzte er ſich.

Inzwiſchen erſtarrte das Geſicht des Entſchlafenen; ein Sonnenſtrahl ſpielte auf ihm. Der Mund war halb geöffnet: zwei Reihen weißer, junger Zähne glänzten unter den dünnen, am Zahnfleiſch klebenden Lippen.

Endlich erſchien der Unteroffizier der Wache – im Helm und mit umgeſchnalltem Seitengewehr; ihm folgten zwei Wärter. Er näherte ſich mit immer langſamer werdendem Schritt, mit verwundertem Blick auf die ſtummen, ernſt und ſtreng ihn anſehenden Sträflinge ringsum. Als er faſt bis auf einen Schritt vor dem Toten angelangt war, blieb er plötzlich wie erſtarrt ſtehen, wie von Furcht befangen. Der völlig entblößte, bis auf Haut und Knochen abgemagerte Leichnam, an dem noch die eiſernen Feſſeln angeſchmiedet waren, ſchien ihn zu erſchüttern... und plötzlich löſte er die Schuppenkette ſeines Helmes, nahm den Helm ab, was durchaus nicht notwendig war, und bekreuzte ſich langſam und mit tiefer Verneigung. Es war ein ſtrenges, nicht mehr junges Kriegergeſicht mit ſchon grau untermiſchtem Haar. Ich weiß noch, im ſelben Augenblick ſtand nicht weit von ihm Tſchekunoff, ein gleichfalls ſchon ergrauter Mann. Die ganze Zeit hatte er ſchweigend und aufmerkſam in das Geſicht des Unteroffiziers geblickt, ohne auch nur einmal den Blick abzuwenden, und mit einer ganz eigentümlichen Aufmerkſamkeit jede ſeiner Bewegungen verfolgt. Da trafen ſich ihre Blicke und bei Tſchekunoff erzitterte plötzlich aus einem unbekannten Grunde die Unterlippe. Er verzog ſie eigentümlich, öffnete den Mund und ſagte, mit dem Kopf gleichſam unwillkürlich auf den Toten weiſend, haſtig zu ihm: »Hat doch auch eine Mutter gehabt!« und ging fort.

Ich weiß noch, dieſe Worte durchbohrten mich förmlich ... Warum nur hatte er ſie geſagt und wie war er überhaupt darauf gekommen? Da ſchickte man ſich an, den Leichnam hinauszutragen: man hob ihn mit dem ganzen Lager auf, das Stroh kniſterte, und inmitten der allgemeinen Stille fielen plötzlich die Ketten mit lautem Geklirr zu Boden. Sie wurden aufgehoben... Bald war die Leiche hinausgeſchafft. Plötzlich begannen alle laut zu ſprechen. Man hörte nur noch, wie der Unteroffizier im Korridor jemand nach dem Schmied ſchickte. Der Tote mußte abgeſchmiedet werden... Doch ich bin wieder abgewichen...

II.

Das Lazarett. Fortsetzung.

Der Besuch der Ärzte fand täglich am Morgen statt. Ungefähr um elf Uhr erschienen sie alle zusammen mit dem Oberarzt an der Spitze. Doch anderthalb Stunden vor ihnen kam unser Abteilungsarzt. Damals war das ein junger Mediziner, der seine Sache verstand, freundlich und angenehm im Umgang und bei den Arrestanten sehr beliebt war, nur entdeckten sie auch an ihm einen Fehler: »Er ist schon gar zu gut«, sagten sie. Er war allerdings ein sehr guter Mensch, wenig gesprächig, schien sogar verlegen zu sein, wenn er bei uns war, errötete beinahe, wenn man ihn um etwas bat, änderte die Rationen womöglich schon nach der ersten Bitte und war beinahe bereit, auch die Medizin nach dem Wunsch des Kranken zu bestimmen. Übrigens war er wirklich ein prächtiger Junge. Man wird mir zugeben, daß in Rußland viele Ärzte die Liebe und Achtung des einfachen Volkes genießen – das ist Tatsache. Ich weiß, meine Worte werden zunächst widersinnig erscheinen, besonders wenn man das allgemeine Mißtrauen des russischen Volkes gegen die Mediziner und die ausländischen Arzneien in Betracht zieht. Und es ist ja wahr, der einfache Mann, der sich mit einer Krankheit, und nicht selten einer schweren Krankheit, womöglich jahrelang plagt, wird sich eher von

einem alten Kräuterweibe behandeln laſſen, oder ſich mit Hausmitteln (die durchaus nicht zu verachten ſind) zu heilen verſuchen, als daß er zum Arzt geht oder ins Hoſpital, um dort zu liegen. Doch gibt es hierfür einen Grund, der ſogar ſehr wichtig iſt, mit der Medizin jedoch nichts zu tun hat: das iſt, wie ich bereits angedeutet habe, das Mißtrauen des Volkes gegen alles, was den Stempel des Adminiſtrativen, Formellen trägt. Hinzu kommt, daß das Volk durch verſchiedene grauenvolle Geſchichten, die meiſt vollkommen frei erfunden ſind, mitunter aber zum Teil auch auf Wahrheit beruhen, ein großes Vorurteil gegen die Hoſpitäler gefaßt hat und die Ärzte fürchtet. Doch am meiſten ſchrecken es die deutſchen Einrichtungen, die fremden Menſchen ringsum während der ganzen Krankheit, die ſtrengen Vorſchriften bezüglich des Eſſens, Erzählungen von Beiſpielen ſchonungsloſer Roheit der Feldſchere und auch Ärzte, vom Aufſchneiden der Leichen und Ausnehmen der Eingeweide und ähnliches mehr. Außerdem denkt das Volk, da die Ärzte doch den oberen Geſellſchaftsklaſſen angehören: wie ſollen wir uns denn von den vornehmen Herren bedienen und kurieren laſſen? Aber ſchon nach etwas näherer Bekanntſchaft mit den Ärzten verſchwinden – Ausnahmen natürlich zugegeben – alle dieſe Befürchtungen ſehr ſchnell, was meiner Meinung nach unſeren Ärzten, namentlich den jüngeren, nur zur Ehre gereicht. Die Mehrzahl von ihnen verſteht es, ſich die Achtung und ſogar die Liebe des Volkes zu erwerben. Wenigſtens behaupte ich das nach dem, was ich ſelbſt oft genug und an verſchiedenen Orten geſehen und gehört habe. Ebenſo habe ich keine Veranlaſſung, vorauszuſetzen, daß es an anderen Orten gar ſo oft anders ſei. Gewiß gibt es in manchen Winkeln Ärzte, die ihr Hoſpital nur als Kapital-

anlage betrachten und die Kranken wie die Wiſſenſchaft ſo gut wie gänzlich vergeſſen. Gewiß gibt es auch heute noch ſolche Ärzte; ich aber rede von der Mehrzahl oder richtiger, von der Richtung und dem Geiſt, der ſich heute in der Medizin zeigt und entwickelt. Jene anderen, jene Verräter der Sache, ſind Wölfe in der Schafherde, was ſie zu ihrer Rechtfertigung auch vorbringen mögen, wie zum Beiſpiel die Ausrede von dem »Milieu«, das ſie verſchlinge – ſie werden doch immer im Unrecht bleiben, beſonders wenn ſie inzwiſchen auch die Nächſtenliebe verloren haben. Nächſtenliebe, Freundlichkeit, brüderliches Mitleid mit dem Leidenden iſt für dieſen oft viel notwendiger als alle Arzneien. Es wäre wirklich Zeit, endlich aufzuhören, die Schuld apathiſch auf das »Milieu« abzuwälzen mit der Begründung, daß es uns verſchlinge. Es iſt allerdings wahr, daß es vieles erſtickt, alles aber kann es uns doch niemals nehmen. Und wie oft hat ein geriebener und ſachverſtändiger Schurke nicht nur ſeine Schwächen, ſondern ſelbſt ſeine größten Gemeinheiten mit dem Einfluß des »Milieu« äußerſt gewandt zu verdecken oder ſogar zu rechtfertigen gewußt, beſonders wenn er ſchön zu reden und ſchön zu ſchreiben verſtand... Übrigens bin ich wieder vom Thema abgewichen.

Ich wollte nur ſagen, daß das einfache Volk ſich mehr zur mediziniſchen Adminiſtration mißtrauiſch verhält, als zu den Ärzten ſelbſt. Hat es die Ärzte einmal näher kennengelernt und geſehen, wie ſie in Wirklichkeit ſind, ſo verliert es ſchnell viele ſeiner Vorurteile. Die übliche Einrichtung unſerer Heilanſtalten entſpricht bis jetzt noch in vielen Dingen nicht dem Volksgeiſt, ſteht mit ihren Vorſchriften den Angewohnheiten des einfachen Menſchen feindlich gegenüber und kann daher auch nicht ſein volles Vertrauen und

ſeine volle Achtung erwerben. Wenigſtens will es mir ſo ſcheinen, nach dem, was ich ſelbſt geſehen habe, und nach verſchiedenen von mir empfangenen Eindrücken.

Unſer Abteilungsarzt blieb gewöhnlich bei jedem Kranken ſtehen, unterſuchte ihn ernſt und äußerſt gewiſſenhaft, richtete verſchiedene Fragen an ihn, verſchrieb die Medizin, beſtimmte das Eſſen, die Portion. Zuweilen bemerkte er ſehr gut, daß dem angeblich »Kranken« überhaupt nichts fehlte, da aber der betreffende Arreſtant gekommen war, um ſich von der ſchweren Arbeit zu erholen oder einige Zeit auf einer Matratze zu liegen, anſtatt auf nackten Pritſchenbrettern, und immerhin in einem warmen Zimmer ſtatt im feuchten Haftlokal der Hauptwache, wo in engem Raum die bleichen, elenden Unterſuchungsgefangenen – die faſt immer bleich und elend ſind (ein Zeichen, daß ihre Verpflegung ſchlecht und ihr Seelenzuſtand bedrückter iſt, als der der bereits Verurteilten) – in dichten Haufen zuſammengepfercht gehalten werden, ſo ſchrieb er auf ſeinen Krankenzettel irgendein febris catarrhalis und ließ ihn nicht ſelten eine ganze Woche liegen. Über febris catarrhalis lachten alle bei uns. Man wußte ja ſchon, daß es die in beiderſeitigem Einverſtändnis zwiſchen dem Arzt und dem Kranken gewählte Formel für Faulfieber oder für eine vorgetäuſchte Krankheit war, oder »vorrätiges Bauchgrimmen«, wie die Arreſtanten febris catarrhalis frei nach ihrer Auffaſſung überſetzten. Natürlich kam es auch vor, daß der Kranke die Güte des Arztes ausnutzte und ſo lange liegen blieb, bis er mit Gewalt fortgeſchickt werden mußte. Dann hätte man unſern jungen Arzt ſehen ſollen: er wurde ganz zaghaft, ſchien ſich förmlich zu ſchämen, dem »Kranken« zu ſagen, daß er geſund ſei und ſich bald ausſchreiben laſſen müſſe, obgleich er doch als

Arzt das volle Recht hatte, ihn ohne alle Redewendungen und Verſuche einfach zu verabſchieden, indem er auf ſein Krankenzeugnis nur »sanat est« zu ſchreiben brauchte. Zuerſt machte er ihm nur Andeutungen, dann verſuchte er ihn zu überreden oder gar zu bitten: »Hm, ſo und ſo, was meinſt du, wird es nicht bald Zeit ſein? Du biſt ja doch ſchon geſund, hier iſt es jetzt ſehr eng« uſw. uſw., bis dem Sträfling ſchließlich doch das Gewiſſen ſchlug und er ſelbſt um ſeine Entlaſſung bat. Der Oberarzt dagegen war, wenn auch ein nicht minder menſchenfreundlicher und ehrenhafter alter Herr – die Kranken liebten ihn gleichfalls ſehr – in dieſer Beziehung unvergleichlich ſtrenger und entſchloſſener, ja er konnte ſogar unerbittlich ſtreng ſein, und gerade deswegen wurde er bei uns ganz beſonders geachtet. Er erſchien bald nach dem Abteilungsarzt, begleitet von allen anderen Ärzten des Hoſpitals, unterſuchte gleichfalls jeden einzelnen, namentlich die Schwerkranken, wußte ihnen ſtets etwas Gutes, Ermunterndes zu ſagen, häufig ſogar ein herzliches Wort, und überhaupt machte er den beſten Eindruck. Die Patienten mit »vorrätigem Bauchgrimmen« wies er nie zurück, nur wenn der Burſche gar nicht wieder fortgehen wollte, ſo ließ er ihn, ohne viel zu fragen, »ausſchreiben«. »Nun, wie ſteht's, mein Junge, haſt genug gelegen und dich ausgeruht, geh mal jetzt, ein Menſch muß Ehre im Leibe haben.« Dieſe, die nicht freiwillig gingen, waren in der Regel die Faulen, die ſich in der Arbeitszeit, alſo im Sommer, gern um die Arbeit drückten, oder ſolche, die ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hatten und nun einer Beſtrafung entgegenſahen. Ich entſinne mich noch, wie man gegen einen von ihnen zu einem ganz beſonders ſtrengen, ja ſogar grauſamen Mittel griff, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Er war mit einer

Augenkrankheit gekommen: ſeine Augen waren rot und er klagte über ſtarken, ſtechenden Schmerz in ihnen. Man behandelte ihn mit ſpaniſchen Fliegen, Blutegeln, mit Einſpritzungen einer beſonderen Flüſſigkeit in die Augen und noch verſchiedenen anderen Mitteln, doch die Krankheit wurde nicht behoben, die Augen waren und blieben entzündet. Allmählich aber errieten die Ärzte, daß die Krankheit nicht echt war: die Entzündung war nicht gerade ſehr ſtark, wurde weder ſchlimmer noch beſſer – ſie blieb immer im ſelben Stadium. Das war verdächtig. Die Sträflinge wußten ſchon lang, daß der Betreffende die Ärzte betrog, obwohl er es ihnen nicht verraten hatte. Er war ein noch junger Burſche, ſogar hübſch zu nennen, machte aber auf uns alle einen recht unangenehmen Eindruck: er war verſchloſſen, mißtrauiſch, mürriſch, ſprach mit keinem ein Wort, blickte unter der Stirn hervor, zog ſich von allen zurück, ganz als hätte er einen jeden ſchlimmer Abſichten verdächtigt. Ich weiß noch, einige befürchteten ernſtlich, daß er irgend etwas Schlimmes anſtiften könnte. Er war als Soldat in der Strafkompagnie, hatte viel geſtohlen, war ertappt und zu tauſend Stockſchlägen und zur Zwangsarbeit verurteilt worden. Ich habe ſchon geſagt, daß die Verurteilten ſich bisweilen zu den ſchlimmſten Ausfällen entſchließen, nur um den Augenblick der Strafe hinauszuſchieben: ſie werfen ſich mit dem Meſſer auf einen Offizier oder einen ihrer Schickſalsgenoſſen; dann kommen ſie von neuem in Unterſuchungshaft, ein neues Verfahren wird gegen ſie eingeleitet und die erſte Strafe vorläufig noch hinausgeſchoben, nicht ſelten auf ganze zwei Monate – das aber iſt alles, was ſie wollen. Der Betreffende denkt nicht daran, daß man ihn nach zwei Monaten zweimal, dreimal ſo ſtreng beſtrafen wird: wenn

nur der grauenvolle Augenblick nicht gleich kam, wenn man ihn nur noch auf ein paar Tage hinausſchieben konnte, mag dann kommen, was kommt! – ſo mutlos ſind zuweilen dieſe Unglücklichen. Von jenem jungen Burſchen nun flüſterte man ſich zu, daß man ſich vor ihm in acht nehmen müſſe, er könne einen in der Nacht noch erſtechen. Übrigens wurde nur ſo geflüſtert, wirkliche Vorkehrungen traf niemand, ſelbſt die nicht, deren Betten neben dem ſeinen ſtanden. Man hatte ſchon bemerkt, daß er in der Nacht ſeine Augen mit einem Stückchen Kalk von dem Stuckbewurf der Wand und noch irgend etwas anderem rieb, worauf ſie am nächſten Morgen wieder rot waren. Endlich drohte ihm der Oberarzt ein ſchmerzhaftes Verfahren an: das Haarſeil. Bei hartnäckiger Augenkrankheit, die lange andauert und durch alle anderen mediziniſchen Mittel nicht geheilt werden kann, entſchließen ſich die Ärzte, um dem Kranken die Sehkraft zu erhalten, zu einem ſtarken und qualvollen Mittel: ſie ziehen ihm einen Leinwandſtreifen durch die Haut, als wäre er ein Pferd. Doch der Burſche konnte ſich ſelbſt jetzt noch nicht entſchließen, geſund zu werden. Ich weiß nicht, was in dieſem Menſchen größer war: Eigenſinn oder Feigheit. Zwar war das »Haarſeil« nicht Stockſchläge, doch viel ſtand es ihnen in der Qual nicht nach. Dem Kranken wurde hinten am Halſe ſoviel Haut, wie man mit der Hand nur faſſen konnte, zuſammengenommen; durch dieſe Haut wurde ein Meſſer geſtochen, wodurch eine breite und lange Wunde über den ganzen Nacken entſtand, und durch dieſe Wunde wurde dann ein Leinwandſtreifen etwa von der Breite eines Fingers gezogen. Nun wurde dieſer Leinwandſtreifen täglich hin und her gezogen und folglich die Wunde immer wieder aufgeriſſen, damit ſie beſtändig eitere. Der arme Teufel er-

trug auch dieſe Marter unter den größten Qualen eigenſinnig noch mehrere Tage, bis er ſich dann doch endlich entſchloß, die Sache aufzugeben. Seine Augen wurden in einem Tage vollkommen geſund, und nachdem auch ſein Hals geheilt war, ging er auf die Hauptwache, um die tauſend Stockſchläge zu erhalten.

Natürlich iſt der Augenblick vor der Beſtrafung ſchwer, dermaßen ſchwer, daß ich vielleicht unrecht tue, wenn ich dieſe Angſt vor ihr Kleinmut und Feigheit nenne. Muß ſie denn nicht tatſächlich furchtbar ſein, wenn man eine doppelte, dreifache Beſtrafung heraufbeſchwört, nur um dieſen Augenblick um ein Weniges hinauszuſchieben! Aber es gibt auch andere – von denen ich übrigens auch ſchon geſprochen habe –, die ſich mit noch nicht ganz geheiltem Rücken ausſchreiben laſſen, nur um ſchneller auch den Reſt der Strafe zu empfangen und ſobald wie möglich das Haftlokal verlaſſen zu können, denn das Leben auf der Hauptwache iſt natürlich unvergleichlich langweiliger als jede Zwangsarbeit. Doch außer dem Unterſchied in den Temperamenten ſpielte in der Entſchloſſenheit oder Unentſchloſſenheit noch die Gewohnheit an Schläge und Strafen eine große Rolle. Ein oft Geſchlagener feſtigt ſich gleichſam geiſtig wie körperlich und ſieht ſchließlich ziemlich ſkeptiſch auf die Strafen, beinahe wie auf eine kleine Unannehmlichkeit, die er kaum noch fürchtet. Im allgemeinen geſprochen, iſt das durchaus wahr. So erzählte mir einer der Sträflinge aus der beſonderen Abteilung, ein getaufter Kalmücke, Alexander mit Namen – oder Alexandra, wie er bei uns genannt wurde, ein eigenartiges, durchtriebenes, furchtloſes Männlein, das gleichzeitig überaus gutherzig war –, wie er viertauſend Schläge erhalten hatte, erzählte es lachend und ſcherzend, ſchwor aber

gleich darauf, daß er, wenn er nicht von Kindheit an unter der Knute aufgewachſen wäre, dank welcher ſein Rücken während ſeines ganzen Lebens bei der Horde buchſtäblich nie ohne Schorfſtreifen geweſen ſei, dieſe viertauſend Hiebe in keinem Fall überlebt hätte. Während er mir das erzählte, ſchien er ſeine Erziehung unter der Knute geradezu zu ſegnen.

»Ich wurde für alles geprügelt, Alexander Petrowitſch,« ſagte er einmal zu mir, als er am Abend, noch bevor das Nachtlicht angezündet wurde, auf meinem Bettrand ſaß. »Für alles und jedes, für was es auch ſein mochte, runde fünfzehn Jahre, ſchon ſeit jenem erſten Tage, deſſen ich mich nach meiner Geburt erinnern kann, und jeden Tag ein paarmal. Nur wer grad' keine Luſt dazu hatte, der ſchlug mich nicht. So kam's, daß ich mich zum Schluß ſchon ganz und gar daran gewöhnt hatte.«

Wie er unter die Soldaten gekommen war, weiß ich nicht. Vielleicht hat er mir auch das erzählt, dann habe ich es aber vergeſſen. Er war ein echter Landſtreicher und Nomade. Ich erinnere mich nur noch ſeiner Erzählung, wie ihn entſetzliche Angſt erfaßt hatte, als er wegen der Ermordung ſeines Vorgeſetzten zu viertauſend Hieben verurteilt worden war.

»Ich wußte,« erzählte er, »daß man mich hart beſtrafen und mich, kann ſein, überhaupt nicht mit dem Leben davonkommen laſſen wollte, und wenn ich auch von Jugend auf an Hiebe gewöhnt war, aber viertauſend Hiebe, das iſt doch, hn – kein Spaß! Und dazu waren noch alle Vorgeſetzten wütend auf mich! Ich wußte, wußte ganz genau, daß ich nicht durchkommen würde, daß man mich nicht lebendig wieder losließ! Da verſuchte ich es zuerſt mit der Taufe, dachte, was kann man wiſſen, vielleicht vergibt man mir, und obſchon mir die Meinigen genug ſagten, daß deswegen

nichts davon geſchehen werde, nichts von verzeihen, ſo dachte ich doch bei mir: ich will's doch verſuchen, ſchaden kann's ja nicht und ihnen wird es doch um einen Getauften eher leid tun. Und ich wurde auch wirklich getauft und bei der heiligen Taufe erhielt ich den Namen Alexander. Nun, aber die Viertauſend blieben immer Viertauſend. Wenn man mir auch nur einen einzigen Hieb abgelaſſen hätte! Ich fühlte mich wirklich gekränkt. Da denke ich ſo bei mir: alſo ſo, na wartet, jetzt werde ich euch alle ſamt und ſonders betrügen! Und was glaubt Ihr, Alexander Petrowitſch, ich habe ſie doch wirklich betrogen! Ich verſtand es mehr als fein, mich ſo zu ſtellen, als wäre ich tot, das heißt, nicht ganz fertig, aber immer ſo, daß nur noch ein Zipfelchen von der Seele im Körper drin iſt und auch dieſes noch jeden Augenblick hinausgehen kann. Man führte mich; erſtes Tauſend: brennt wie Feuer, ich ſchreie; zweites Tauſend — nun, denke ich, jetzt iſt mein Ende gekommen, die Füße trugen nicht mehr, Verſtand zum Teufel. Ich ſchnell entſchloſſen — plumps, falle hin, auf die Erde, mache tote Augen, mein Geſicht wird blau, Atem ſtockt, Schaum vor dem Munde. Der Arzt kommt: ‚Wird ſogleich ſterben', ſagte er. Man trug mich ins Hoſpital, ich aber wurde im Handumdrehen wieder lebendig. So wurde ich dann noch zweimal hinausgeführt. Aber erbittert waren ſie auf mich, das waren ſie wahrhaftig, ich aber betrog ſie noch ganze zwei Mal. Als ich das zweitemal vorkam, nahm ich nur ein Tauſend hin, das dritte an der Zahl, dann ſtarb ich wieder. Als aber das vierte an die Reihe kam, da ging mir jeder Hieb wie 'n Meſſer übers Herz, da zählte jeder Hieb für drei, ſo ſchmerzhaft ſchlugen ſie! Sie waren aber auch gar zu wütend auf mich! Dieſes verfluchte letzte Tauſend — daß es der!

... – das war all die anderen drei wert, und wenn ich nicht kurz vorher geſtorben wäre – nur zweihundert blieben noch – ſo hätten ſie mich wahrhaftig mauſetot geprügelt. Nun, ich aber gab mich nicht dazu her: ich pfiff ihnen was und ſtarb wieder. Wieder glaubten ſie, und wie ſollten ſie denn nicht: der Arzt glaubte doch! Aber bei den letzten zweihundert, da riſſen ſie, was ſie nur reißen konnten, aus voller Wut, ſo daß ein andermal ſelbſt zweitauſend leichter ſind, aber tot kriegten ſie mich doch nicht, da konnten ſie ſich die Naſe abwiſchen! Und warum haben ſie mich nicht tot gekriegt? Weil ich eben von Kindesbeinen an unter der Knute aufgewachſen war. Darum lebe ich auch heute noch. Ja, ich ſag wohl, was man mich geſchlagen hat in meinem Leben, was man mich geſchlagen hat!« fügte er zum Schluß der Erzählung hinzu, wie in ernſtes Nachdenken verſunken, als bemühe er ſich, ungefähr zu berechnen, wievielmal und wie ſtark man ihn wohl geſchlagen haben mochte. »Ach was,« ſagte er dann nach kurzem Schweigen, »wie ſoll das einer auszählen, ſoviel Zahlen gibt es ja gar nicht!«

Er ſah mich an und lachte, aber ſo gutmütig, daß auch ich nicht ernſt bleiben konnte und ihm als Antwort zulächelte.

»Aber wißt Ihr auch, Alexander Petrowitſch, daß ich, wenn mir nachts manchmal träumt, dann nichts anderes ſehe, als daß ich geprügelt werde. Andere Träume habe ich überhaupt nicht.«

Er ſchrie allerdings nicht ſelten in der Nacht aus voller Kehle, ſo daß ihn die anderen Sträflinge mit Püffen zur Beſinnung brachten: »Na, Teufel, was ſchreiſt du denn!« Er war ein geſunder Burſche, nicht groß von Wuchs, ein unruhiger Geiſt, von Charakter äußerſt heiter, fünfund-

vierzig Jahre alt, ſtand ſich mit allen gut, und wenn er auch eine große Vorliebe für das Stehlen hatte und von den anderen ſehr oft dafür geprügelt wurde, ſo war das ſchließlich nichts Ungewöhnliches, denn wer ſtahl bei uns nicht und wer wurde nicht dafür geprügelt?

Hier muß ich noch eines hinzufügen: ich habe mich oft über die ungewöhnliche Gutmütigkeit und Argloſigkeit gewundert, mit der alle dieſe Gezüchtigten von der Züchtigung und von denen, die ſie gezüchtigt hatten, ſprachen. Häufig habe ich nicht einmal eine Spur von Groll oder Haß in einer ſolchen Erzählung entdecken können, bei der mir nicht ſelten das Herz ſtehen blieb oder laut und ſtark klopfte. Sie aber erzählten ganz gleichmütig und lachten wie Kinder. Nur M–tzkij war eine Ausnahme, er war nicht adlig und man hatte ihn zu fünfhundert verurteilt. Ich erfuhr es von anderen und fragte ihn einmal, ob es wahr ſei, und wie er es ausgehalten habe. Er antwortete mir merkwürdig kurz – wie unter einem inneren Schmerz – und bemühte ſich, mich nicht anzuſehen, ſein Geſicht aber wurde auffallend rot. Erſt nach einer halben Minute ſah er mich wieder an und in ſeinen Augen glühte Haß, ſeine Lippen zitterten vor Unwillen. Da fühlte ich, daß er niemals dieſe Stunde in ſeiner Vergangenheit würde vergeſſen können. Von den übrigen jedoch ſahen alle – ich bürge allerdings nicht dafür, daß es keine Ausnahmen gab –, ſahen alle ganz anders auf die Sache. Es kann doch nicht ſein, dachte ich zuweilen, daß ſie ſich für ſchuldig und ihre Strafe für durchaus verdient halten, beſonders noch, wenn ſie ſich nicht gegen die ihrigen, ſondern gegen ihre Feinde, die Vorgeſetzten, vergangen haben? Die Mehrzahl von ihnen klagte ſich niemals an. Ich ſagte ſchon, daß ich Gewiſſensbiſſe

nie beobachtet habe, ſelbſt dann nicht, wenn das Verbrechen an einem aus ihrer eigenen Geſellſchaftsklaſſe begangen war, von den Verbrechen an den Vorgeſetzten ganz zu ſchweigen. Ja, es ſchien mir, daß in dieſem Falle die vollendete Tatſache mit einem ganz beſonderen, ſozuſagen praktiſchen Blick betrachtet wurde: man dachte an die Macht des Schickſals, an die Unabänderlichkeit des Geſchehenen – tat es aber nicht etwa aus Berechnung, ſondern gleichſam unbewußt, wie nach einem einmal angenommenen alten Glauben. Wenn aber der Sträfling auch geneigt iſt, ſich in ſeinem Vergehen gegen die Vorgeſetzten für durchaus gerechtfertigt zu halten, ja, wenn dieſe Frage für ihn überhaupt nicht exiſtiert, ſo erkennt er praktiſch doch vollkommen an, daß die Vorgeſetzten mit einem ganz anderen Blick auf ſein Verbrechen ſehen und ihn folglich beſtrafen müſſen; und ſomit ſind ſie quitt. Es iſt eben ein richtiger Kampf. Der Verbrecher weiß außerdem und zweifelt nicht daran, daß das Urteil ſeiner Umgebung, ſeiner Geſellſchaftsklaſſe ihn freiſpricht, daß das einfache Volk, unter dem er aufgewachſen iſt, ihn niemals endgültig verurteilen wird, meiſtenteils ihn aber vollkommen freiſpricht, wenn das Verbrechen nicht an den eigenen, an ſeinen Brüdern, an den ihm Verwandteſten im Volke begangen iſt. Sein Gewiſſen iſt ruhig, das macht ihn ſtark und läßt ihn ſittlich nicht in Verwirrung geraten, das aber iſt die Hauptſache. Er fühlt gewiſſermaßen, daß er etwas hat, worauf er ſich ſtützen kann, und darum haßt er nicht, ſondern faßt das mit ihm Geſchehene als eine unvermeidliche Tatſache auf, die nicht durch ihn in die Welt geſetzt worden iſt und auch nicht durch ihn beendet, vielmehr noch lange, lange fortdauern wird in dem nun einmal beſtehenden paſſiven, doch hartnäckigen Kampfe. Welch ein Soldat wird

im Kriege den einzelnen Soldaten des Feindes, z. B. den Türken, persönlich hassen? Und doch weiß er, daß jener nach ihm schießt und ihn niederschlagen, ihn erstechen kann...

Übrigens waren nicht alle Erzählungen so kaltblütig und gleichmütig. Von dem Leutnant Sherebätnikoff zum Beispiel erzählte man sogar mit einem gewissen Unwillen, aber auch der war bei vielen nicht sehr groß.

Diesen Leutnant Sherebätnikoff lernte ich schon in den ersten Tagen, die ich im Lazarett verbrachte, kennen – natürlich nicht persönlich, sondern nur aus den Erzählungen der Sträflinge. Später sah ich ihn einmal auch in Wirklichkeit, als er gerade auf der Wache war. Er war ein Mann von nahezu dreißig Jahren, groß, dick, fett, mit roten, feisten Wangen, weißen Zähnen und einem dröhnenden Lachen, wie Gogol es zuweilen schildert. Seinem Gesicht sah man es sofort an, daß er der unbedachtsamste Mensch der Welt war. Seine Liebe zum Bestrafen und Peitschenlassen, wenn er einmal zum Exekutor bestimmt wurde, grenzte förmlich an Leidenschaft. Ich muß vorausschicken, daß ich diesen Leutnant schon damals für ein Ungeheuer unter seinesgleichen hielt, und ungefähr ebenso sahen auch die anderen Sträflinge auf ihn. Es gab auch außer ihm Exekutoren, in alten Zeiten, versteht sich – d. h., in jenen jüngst vergangenen Zeiten, die »kaum vorüber und doch kaum glaubhaft sind«, wie Gribojedoff sagt – Exekutoren, die ihre Pflicht in dieser Sache peinlich genau und mit Eifer zu erfüllen pflegten. Gewöhnlich aber ging die Bestrafung von seiten des dazu abkommandierten Leutnants ganz naiv und ohne jede Begeisterung vor sich. Sherebätnikoff dagegen hatte in dieser Beziehung etwas von der Art eines raffi-

nierten Gastronomen. Er liebte, liebte leidenschaftlich die Kunst des Bestrafens, und liebte sie nur um der Kunst willen. Er fand einen Genuß darin, und gleich einem in Genüssen gar zu verwöhnten, blasierten Patrizier des römischen Imperiums erfand er noch verschiedene Verfeinerungen, sogar die widernatürlichsten, um seine im Fett erstickende Seele noch ein wenig zu erregen und angenehm zu kitzeln.

Man führt einen Verurteilten zur Bestrafung. Sherebätnikoff ist zur Leitung der Exekution kommandiert. Allein schon der Anblick der langen Reihe Soldaten mit den dicken Stöcken begeistert ihn. Zufrieden schreitet er die Front ab und schärft den Leuten nachdrücklich ein, daß ein jeder gut und gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen habe, sonst... Die Soldaten wissen schon, was dieses »sonst« bedeutet. Da wird der Verbrecher herangeführt, und hat er den Leutnant bisher noch nicht kennengelernt und noch nichts Näheres über ihn gehört, so konnte Sherebätnikoff mit ihm zum Beispiel folgendes Stückchen spielen. (Selbstverständlich ist dieses Stückchen, das ich hier anführe, nur eines von hunderten, denn der Leutnant war unerschöpflich in solchen Erfindungen.)

Jeder Verurteilte wird in dem Augenblick, wenn man seinen Oberkörper entblößt und seine Hände an die Gewehrkolben bindet, an denen er von den Unteroffizieren durch die ganze »grüne Gasse« gezogen wird – in dem Augenblick wird jeder Arrestant, der Sitte getreu, mit weinerlicher, kläglicher Stimme den Leiter der Exekution zu bitten anfangen, ihn nicht gar so hart bestrafen zu lassen, wenigstens nicht mit übermäßiger Strenge.

»Euer Gnaden,« fleht der Unglückliche, »erbarmt Euch, seid wie unser himmlischer Vater, auf daß ewig für Euer

Wohlergehen gebetet werde, bringt mich nicht um, erbarmt Euch!«

Sherebätnikoff hat nur darauf gewartet: er hält ſogleich den Vorgang auf und beginnt – gleichfalls mit gerührter Stimme – folgendes Geſpräch:

»Aber, mein Freund,« ſagt er, »was ſoll ich denn mit dir anfangen! Nicht ich beſtrafe dich, ſondern das Geſetz!«

»Euer Gnaden, alles iſt in Euren Händen, wolltet Ihr Euch nur erbarmen!«

»Glaubſt du denn, daß du mir nicht leid tuſt? Du glaubſt wohl, daß es mir Vergnügen macht, zu ſehen, wie man dich ſchlägt? Ich bin doch auch ein Menſch! Bin ich ein Menſch oder nicht, deiner Meinung nach?«

»Ach, Euer Gnaden, wir wiſſen doch – Ihr ſeid unſere Väter und wir Eure Kinder. Handelt an mir wie ein leiblicher Vater!« bittet der Arreſtant, der ſchon zu hoffen anfängt.

»Aber, mein Freund, bedenke doch ſelbſt, du haſt doch einen Verſtand, alſo kannſt du ja ſelbſt urteilen: ich weiß doch, daß ich aus Menſchlichkeit auch auf dich Sünder nachſichtig und barmherzig blicken ſoll...«

»Ach, Euer Gnaden ſagt die reinſte Wahrheit!«

»Ja, barmherzig blicken ſoll, wie ſündig du auch biſt. Aber hier handelt es ſich doch nicht um mich, ſondern um das Geſetz! Denk doch nur nach! Ich diene doch Gott und dem Vaterlande! Ich nehme doch eine ſchwere Sünde auf mich, wenn ich das Geſetz abſchwäche, bedenke nur das!«

»Euer Gnaden!«

»Na! Mag es denn ſein, für dich! Ich weiß, daß ich ſündige, aber mag es denn ſein... Ich werde diesmal noch Gnade vor Recht walten laſſen, werde dich nur leicht be-

ſtrafen. Aber warte – wie, wenn ich dir damit nur ſchade? Laſſe ich dich jetzt nur leicht beſtrafen, ſo hoffſt du, daß es das nächſtemal ebenſo ſein werde und wirſt wieder ein Verbrechen begehen – was dann? Ruht doch auf mir, auf meiner Seele die...«

»Euer Gnaden! Freund und Feind ſollen es wiſſen! Wie vor dem Richterſtuhle des himmliſchen Schöpfers...«

»Nun, ſchon gut, ſchon gut! Kannſt du mir ſchwören, daß du dich hinfort gut aufführen wirſt?«

»Daß mich der Herr zermalme, daß ich in jener Welt...«

»Schwöre nicht, das iſt Sünde. Ich werde deinem bloßen Wort glauben – verſprichſt du es mir?«

»Euer Gnaden!!!«

»Nun, dann höre mich: ich habe nur wegen deiner Waiſentränen Mitleid mit dir... Du biſt doch Waiſe?«

»Waiſe, Euer Gnaden, mutterſeelenallein, weder Vater noch Mutter...«

»Nun, alſo dann um deiner Waiſentränen willen! – Aber ſieh dich vor, es iſt zum letztenmal ... Führt ihn,« fügt er mit einer ſo milden Stimme hinzu, daß der Arreſtant kaum weiß, mit welchen Gebeten er Gott für einen ſo barmherzigen Menſchen danken ſoll.

Man führt ihn hin, der Trommelwirbel ertönt, die erſten Stöcke heben ſich.

»Zieht ihn!« ſchreit plötzlich aus vollem Halſe Sherebätnikoff. »Schlagt zu, ſchlagt zu! Prügelt ihn! Noch mehr, noch mehr! Gebt's dem Waiſenknaben, ſtärker dem Spitzbuben! Tränkt es ihm ein, kräftig, ſchlagt zu!«

Und die Soldaten ſchlagen zu aus aller Kraft, Funken ſprühen aus den Augen des Armen, er ſperrt den Mund auf

und ſchreit. Sherebätnikoff aber läuft die Front entlang und lacht, lacht, hält ſich die Seiten vor Lachen, kann ſich nicht gerade halten, kann ſich nicht aufrichten vor Lachen, ſo daß der Herzensjunge einem zum Schluß geradezu leid tut. Und er freut ſich und es amüſiert ihn, und nur von Zeit zu Zeit unterbricht er ſein helles, geſundes Lachen und dann hört man wieder:

»Schlagt zu, ſchlagt zu! Gebt's dem Spitzbuben, gebt's dem Waiſenknaben!...«

Oder er erſann ein anderes amüſantes Verfahren: man bringt einen Verurteilten; der fängt nun gleichfalls an zu bitten. Sherebätnikoff verſtellt ſich diesmal nicht, er ſpielt den Aufrichtigen.

»Hör mal, mein Lieber,« ſagt er, »ich werde dich, wie es ſich gehört, beſtrafen, denn das haſt du verdient. Aber eines kann ich für dich in Gottes Namen noch tun: ich werde dich nicht an die Gewehrkolben binden laſſen. Du wirſt allein gehen, aber nach einer neuen Art. Lauf ſelbſt ſo ſchnell du kannſt durch die ganze Gaſſe! Wenn auch jeder Stock dich deswegen nicht minder trifft, ſo wird die Sache doch kürzer ſein, was meinſt du! Willſt du es verſuchen?«

Der Sträfling hört ihn verwundert an, mißtrauiſch, denkt aber nach:

»Was kann man wiſſen,« meint er bei ſich ſelbſt, »vielleicht werde ich dabei tatſächlich beſſer abſchneiden: ich laufe was ich laufen kann, und die Sache iſt fünfmal ſchneller abgetan, und vielleicht wird nicht einmal jeder Stock treffen.«

»Jawohl, Euer Gnaden, ich bin einverſtanden.«

»Nun, ich gleichfalls. Los! Gebt acht, aufgepaßt!« ſchreit er den Soldaten zu, da er ſchon weiß, daß kein einziger

Stock den ſchuldigen Rücken verfehlen wird, denn auch der fehlſchlagende Soldat weiß nur zu gut, was ihm bevorſteht.

Der Sträfling läuft nun, ſo ſchnell er kann, in die »grüne Gaſſe« hinein, kommt aber natürlich kaum bis zum fünfzehnten Mann: die Stöcke fallen wie Blitze, wie ein Trommelwirbel, von beiden Seiten gleichzeitig auf ihn nieder, und der Arme ſtürzt wie gemäht zu Boden, wie von einer Kugel getroffen.

»Nein, Euer Gnaden, lieber ſchon nach dem Geſetz«, ſagt er, langſam von der Erde ſich erhebend, bleich und erſchrocken.

Sherebätnikoff aber, der den Verlauf der Sache ſchon im voraus gewußt hat, ſchüttelt ſich vor Lachen. Doch ich kann ja nicht alle ſeine Erfindungen wiedergeben und alles, was man ſonſt noch von ihm bei uns erzählte ...

In ganz anderem Ton und Geiſt ſprach man bei uns von einem Leutnant Sſmekaloff, der vor unſerem Platzmajor gewiſſermaßen den Poſten eines Kommandeurs unſeres Oſtrogg bekleidet hatte. Erzählte man auch von Sherebätnikoff bisweilen ziemlich gleichmütig, ohne beſonderen Groll, ſo freute man ſich doch nicht über ſeine Heldentaten und lobte ihn nicht, ſondern verabſcheute ihn offenbar. Ja, man ſchien ihn ſogar mit einem eigentümlichen Stolz zu verachten. Doch des Leutnants Sſmekaloff erinnerte man ſich bei uns mit Vergnügen. Er war nämlich durchaus nicht ein beſonderer Liebhaber der Prügelſtrafe geweſen, und rein Sherebätnikoffſches Empfinden hatte er überhaupt nicht beſeſſen. Andererſeits aber war er doch gar nicht abgeneigt, auch einmal prügeln zu laſſen. Das aber war ja gerade das Auffallende, daß man ſich ſogar ſeiner Prügelſtrafen lächelnd und faſt liebevoll erinnerte – dermaßen hatte er das Herz der Leute gewonnen! Und wodurch nur? Durch welche Taten hatte er

eine ſolche Popularität erworben? Es iſt wahr, unſer Oſtroggvolk, wie überhaupt das ganze ruſſiſche Volk, iſt fähig, ſelbſt Qualen für ein freundliches Wort zu vergeſſen. Ich ſpreche davon wie von einer Tatſache, die ich diesmal weder von dieſer noch von jener Seite unterſuchen will. Es war nicht ſchwer, dieſen Ausgeſtoßenen zu gefallen und unter ihnen populär zu werden. Der Leutnant Sſmekaloff aber hatte ſich eine ganz beſondere Popularität erworben, ſo daß man ſich ſogar ſeiner Strafen faſt mit Rührung erinnerte. »Einen Vater brauchten wir dann nicht mehr«, ſagten die Sträflinge und ſeufzten, wenn ſie in Gedanken ihren früheren zeitweiligen Vorgeſetzten, Sſmekaloff, mit dem gegenwärtigen Major verglichen. »Eine Seele war der Mann!«

Er war eigentlich ein einfacher Menſch, in ſeiner Art vielleicht ſogar gütig. Aber es kommt ja nicht ſelten vor, daß man nicht nur einen durchſchnittlich guten, ſondern ſogar einen äußerſt guten Menſchen zum Vorgeſetzten hat, und doch wird er von allen nicht geliebt, ja, manch einer wird noch verſpottet. Sſmekaloff verſtand es aber, ſich ſo zu geben, daß ein jeder ihn für einen von den Seinen hielt – »oh, der iſt unſer!« –, dazu aber gehört ein beſonderes Verſtändnis, oder richtiger vielleicht, eine angeborene Begabung, über die der Beſitzer derſelben nicht einmal nachzudenken pflegt. Wie ſeltſam es auch klingen mag, aber es gibt unter ſolchen Leuten ſehr oft nichts weniger als gute Menſchen, und dennoch erfreuen ſie ſich ſogar großer Beliebtheit. Sie ſind nicht launiſch, nicht hochmütig, zeigen dem untergebenen Volke keine Verachtung – und das iſt, wie es mir ſcheint, der ganze Grund, warum man ſie liebt. Da ſieht man nichts vom verzärtelten Herrenſöhnchen, da ſpürt man nichts von Herrenhochmut, wohl aber iſt an ihnen ein ganz beſonderer

Hauch von Volklichkeit, der ihnen angeboren zu ſein ſcheint, – Gott! – und wie fein verſteht das Volk dieſen Hauch wahrzunehmen! Was gibt das Volk dafür nicht hin! Selbſt den gutmütigſten Menſchen iſt es bereit, ſogar gegen den ſtrengſten einzutauſchen, wenn dieſem nur etwas von ſeinem eigenen hanfleinenen Geruch anhaftet. Und wenn dieſer Menſch nun noch tatſächlich gutmütig iſt, und wär's auch nur in ſeiner Art? Dann iſt er ja völlig unſchätzbar!

Der Leutnant Sſmekaloff konnte, wie ich ſchon geſagt habe, mitunter auch ſehr ſchmerzhaft beſtrafen, aber er verſtand es irgendwie ſo zu machen, daß man gegen ihn nicht nur keinen Groll hegte, ſondern noch zu meiner Zeit, als ſchon alles längſt vorüber war, ſich vergnügt und mit Wohlgefallen ſeiner »Stückchen« bei der Exekution erinnerte. Übrigens waren dieſe Stückchen nicht ſehr verſchiedenartig: die künſtleriſche Phantaſie des Leutnants langte nicht zu großer Mannigfaltigkeit. Ja, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſo hatte er nur ein einziges Stückchen in Bereitſchaft, mit dem er ſich ein ganzes Jahr lang amüſierte. Vielleicht aber war es ihm gerade deswegen um ſo lieber, weil es ſein einziges war. Es lag viel Naivität darin.

Man bringt den ſchuldigen Arreſtanten. Sſmekaloff erſcheint in eigener Perſon, mit einem Lächeln, einem Scherzwort, tritt ſogleich an den Arreſtanten heran, fragt ihn dies und das, etwas Nebenſächliches, vielleicht über ſeine perſönlichen, häuslichen oder über Oſtroggangelegenheiten, fragt es aber durchaus nicht in irgendeiner beſtimmten Abſicht, und auch nicht um der Phraſen willen, ſondern ganz einfach – *eben weil er tatſächlich das wiſſen will, wonach er fragt*. Man bringt die Ruten und für Sſmekaloff einen Stuhl. Er ſetzt ſich, raucht ſeine Pfeife an, ſo eine

lange, lange Pfeife. Der Verurteilte hält den Augenblick für günſtig und fängt zu bitten an ...

»Nein, nein, mein Freund, nimm's nur hin, da iſt nichts zu wollen ...« ſagt Sſmekaloff.

Der Arreſtant ſeufzt und ſchickt ſich drein.

»Nun, mein Beſter, kannſt du nicht das Vaterunſer auswendig herſagen?«

»Wie denn nicht, Euer Gnaden, ich bin doch auch getauft, habe ſchon als Kind Gebete gelernt.«

»Nun, dann ſag es mal her.«

Der Sträfling weiß bereits ganz genau, was er herzuſagen hat, er weiß auch ſchon im voraus, was die Folge davon ſein wird, da derſelbe Scherz ſich mindeſtens ſchon dreißigmal mit anderen wiederholt hat. Auch Sſmekaloff weiß, daß es dem Sträfling nichts Neues iſt; ja, er weiß ſogar, daß ſelbſt die Soldaten, die mit erhobenen Ruten vor dem Opfer ſtehen, den Scherz ſchon lange kennen, und dennoch wiederholt er ihn – dermaßen hat er ihm ein für allemal gefallen, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil er ihn ſelbſt erdacht hat, wahrſcheinlich ſogar aus literariſchem Ehrgeiz.

Der Sträfling beginnt alſo mit dem Gebet und kommt ſchließlich auch zu den Worten: »... alſo auch auf Erden ...«

»Halt!« ſchreit ſofort belebt der Leutnant, und zu den Soldaten mit den erhobenen Ruten gewandt, fügt er hinzu: »Gedroſchen muß er werden!« worauf er in helles Lachen ausbricht.

Die ringsum ſtehenden Soldaten lächeln gleichfalls; auch die Schlagenden lächeln und viel fehlt nicht, ſo lächelte auch der Geſchlagene, ungeachtet deſſen, daß die Rute ſchon durch die Luft pfeift, um im nächſten Augenblick wie ein Raſier-

meſſer über den ſchuldigen Rücken zu ſchneiden. Und Sſmekaloff freut ſich – freut ſich namentlich darüber, daß er es ſelbſt und ſo gut – ſogar im Reim! – ausgedacht hat.

Und Sſmekaloff verläßt den Schauplatz der Exekution vollauf zufrieden mit ſich ſelbſt, und ſogar der Beſtrafte kehrt nach der Züchtigung faſt ebenſo zufrieden mit ſich wie mit Sſmekaloff zur Wache zurück, und ſiehe da – ſchon nach einer halben Stunde gibt er im Oſtrogg, ganz wie er es auch jetzt noch tut, zum einunddreißigſtenmal zum beſten, wie das ſchon dreißigmal vorher wiederholte Stückchen auch mit ihm wiederholt worden iſt.

»Ja, eine Seele war der Menſch und ein ſeltener Spaßvogel!«

Mitunter hatte die Begeiſterung für den »beſten aller Leutnants« ſogar etwas Schwärmeriſches.

»Ja, ging man ſo an ſeiner Wohnung vorüber,« erzählte zuweilen einer, und ſein ganzes Geſicht lächelte bei der Erinnerung, »ging ganz ruhig, er aber ſaß ſchon bei ſich zu Hauſe am Fenſter, ſaß im Hausrock, trank Tee, rauchte ſein Pfeifchen. Nun, man grüßte natürlich, nahm die Mütze ab. –

‚Wohin gehſt du denn, Akſſenoff?‘

‚Zur Arbeit, Michael Waſſiljitſch, zuerſt geht es nach der Werkſtätte, wir ſind dort vonnöten.‘

Da lachte er ſo vor ſich hin... Ja, wie geſagt, eine Seele war der Menſch! Eine Seele! – da iſt kein Wort zu reden!«

Und traurig meint einer von den Zuhörern:

»Ja, ſo einen erlebt man nicht zum zweitenmal!«

III.

Das Lazarett. Fortsetzung.

Ich bin erst jetzt auf die Bestrafungen wie auch auf verschiedene Vollstrecker dieser interessanten Aufgaben zu sprechen gekommen, da ich erst nach meiner Übersiedelung ins Lazarett einen anschaulichen Begriff von diesen Dingen erhielt. Bis dahin hatte ich nur aus den Erzählungen der anderen eine Vorstellung hiervon erhalten*.

In die beiden Krankensäle unserer Abteilung kamen alle mit Spießruten Gezüchtigten aus den verschiedenen Bataillonen, Arrestantenkompanien und übrigen Militärkommandos, die in unserer Stadt und ihrer ganzen Umgebung lagen. In dieser ersten Zeit, als ich noch alles, was um mich herum geschah, gierig verfolgte, machten alle diese Gezüchtigten und zur Züchtigung Verurteilten einen mächtigen Eindruck auf mich, was ja schließlich ganz natürlich war. Ich war erregt, verwirrt, entsetzt. Ich weiß noch, daß ich damals mit Ungeduld alle Einzelheiten dieser mir neuen Tatsachen zu erforschen anfing, ich hörte aufmerksam den Erzählungen der anderen zu, fragte sie nach verschiedenen Dingen, und wollte mir unbedingt Klarheit verschaffen.

* Was ich hier von den Strafen und Hinrichtungen erzähle, war zu meiner Zeit. Jetzt soll vieles schon anders sein oder bald anders werden. F. M. Dostojewski.

Unter anderem wollte ich um jeden Preis alle Abſtufungen der Verurteilungen und Strafen, alle Abarten der Vollſtreckung des Urteils und die Auffaſſung der Sträflinge ſelbſt kennenlernen; ich bemühte mich, mir den Seelenzuſtand des zur Züchtigung Geführten vorzuſtellen. Ich habe ſchon geſagt, daß vor der Beſtrafung ſelten jemand kaltblütig iſt, ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, die bereits wiederholt und ſogar ſehr ſtreng gezüchtigt worden ſind. Da überfällt den Verurteilten gewöhnlich eine, ich möchte ſagen – ſtechende, aber rein phyſiſche Angſt, die ihn unwillkürlich erfaßt, die ſich nicht abſchütteln läßt, und die alles Sittliche im Menſchen erdrückt. Ich habe auch ſpäter noch, in all den Jahren meines Oſtrogglebens, unwillkürlich die vor der Beſtrafung Stehenden beobachtet, vor allen anderen aber diejenigen im Lazarett, die nach Empfang der erſten Hälfte der ihnen zugedachten Anzahl Hiebe das Lazarett wieder verließen, ſobald ihr Rücken geheilt war, um am nächſten Tage die zweite Hälfte in Empfang zu nehmen. Dieſe Teilung der Strafe in zwei Hälften geſchieht ſtets nach dem Gutachten des Arztes, der bei jeder Exekution anweſend ſein muß. Iſt die Zahl der Schläge ſehr hoch, und glaubt man, daß der Verurteilte ſie nicht mit einem Male überſtehen kann, ſo wird ſie in zwei oder drei Teile geteilt, je nachdem was der Arzt während der Beſtrafung ſagt, ob der Betreffende noch mehr erhalten kann, oder ob eine Fortſetzung mit Lebensgefahr für ihn verknüpft iſt. Gewöhnlich werden fünfhundert, tauſend, ja ſogar tauſendfünfhundert Hiebe auf einmal gegeben, iſt er aber zu zwei-, zu dreitauſend verurteilt, ſo wird die Strafe in zwei oder drei Serien geteilt.

Es fiel mir auf, daß alle, deren Rücken nach der erſten

Serie ſchon zugeheilt war und die nun das Lazarett verließen, um ſich der übrigen Strafe zu unterziehen, am Tage des Ausſchreibens und auch ſchon vorher begreiflicherweiſe düſter, mürriſch und auffallend wortkarg waren. Man ſah ihnen eine gewiſſe geiſtige Stumpfheit an, eine unnatürliche Zerſtreutheit: ſie ſprachen kaum ein Wort und ſchwiegen faſt die ganze Zeit. Merkwürdig iſt, daß auch die anderen Sträflinge faſt nie mit ihnen ſprechen und mit keinem Wort deſſen Erwähnung tun, was ihnen bevorſteht. Kein überflüſſiges Wort, kein Troſt; ja man iſt offenbar ſogar bemüht, ſie möglichſt wenig zu beachten, was den Armen natürlich am angenehmſten iſt. Aber es gibt auch Ausnahmen, zum Beiſpiel einen Orloff, von dem ich auch ſchon geſprochen habe. Nach der erſten Hälfte der Strafe war er nur über eines verdrießlich, nämlich daß ſein Rücken nicht zuheilen wollte und er nicht ſchnell genug das Lazarett verlaſſen konnte, um ſich ſofort der zweiten Hälfte der Strafe zu unterziehen und dann mit dem nächſten Transport nach Nertſchinſk zu wandern – und unterwegs zu entfliehen. Doch dieſen Ausnahmemenſchen belebte ſein Vorhaben, und Gott weiß was er ſonſt noch im Sinn hatte. Er war eine leidenſchaftliche und zähe Natur, war jetzt ſehr zufrieden mit ſich und der Welt und in ſehr angeregter Stimmung, was er jedoch zu verbergen ſuchte. Hier kam etwas ganz anderes hinzu: er hatte vor der erſten Hälfte geglaubt, man wolle ihn nicht mit dem Leben davonkommen laſſen, und daß er folglich ſterben müſſe. Ihm waren verſchiedene Gerüchte ſchon während ſeiner Unterſuchungshaft zu Ohren gekommen, und ſo hatte er ſich bereits auf ſeinen Tod gefaßt gemacht. Doch nachdem er nun die erſte Hälfte überlebt hatte, war er ſogleich wieder oben auf. Er war halbtot ins

Lazarett getragen worden; ich hatte noch niemals ſolche Wunden geſehen. Er aber kam mit Freude im Herzen, mit der Hoffnung, am Leben zu bleiben. Jetzt glaubte er, daß die Gerüchte offenbar unwahr geweſen und man ihn, wenn man ihn diesmal am Leben gelaſſen hatte, folglich auch bei der zweiten Hälfte nicht totſchlagen werde. Und ſo begann er denn nach der langen Unterſuchungshaft ſchon von der Überführung nach dem Oſten, von der Flucht und Freiheit, von Wäldern und Feldern zu träumen... Aber ſchon am zweiten Tage nach der Entlaſſung aus dem Lazarett ſtarb er in demſelben Krankenſaal, auf demſelben Lager: die zweite Hälfte der Strafe war zu viel für ihn geweſen. Übrigens habe ich von ihm ſchon geſprochen.

Indeſſen ertrugen dieſe Sträflinge, die vor ihrer Beſtrafung ſo ſchwere Nächte und Tage durchmachten, die Beſtrafung ſelbſt durchaus mannhaft, ſogar die Kleinmütigſten nicht ausgenommen. Selten habe ich ſie ſtöhnen gehört, nicht einmal in der erſten Nacht, nicht einmal die ungewöhnlich hart Beſtraften. Überhaupt verſteht das Volk Schmerz zu ertragen. Was nun den Schmerz ſelbſt betrifft, ſo habe ich mich ausführlich erkundigt: ich wollte ganz genau wiſſen, wie groß der Schmerz denn eigentlich wäre und womit man ihn vergleichen könnte. Aus welchem Grunde ich danach fragte, vermag ich ſelbſt nicht zu ſagen, ich weiß nur, daß es von mir nicht aus müßiger Neugier geſchah; ich war aufgeregt, ich war erſchüttert. Aber wen ich auch fragte, niemand konnte mir eine befriedigende Antwort geben. Es brennt, wie Feuer brennt es – das war alles, was ich erfahren konnte, und zwar war dieſes die immer wiederkehrende und ganz gleichlautende Antwort aller. »Es brennt« – und mehr vermochte niemand zu ſagen. Als ich

in der erſten Zeit mit M–tzkij näher bekannt wurde, fragte ich auch ihn.

»Es ſchmerzt,« ſagte er. »Sehr. Und das Gefühl – es brennt... wie Feuer. Als ob der Rücken im ſtärkſten Feuer gebraten werde.«

Kurz, alle hatten dafür nur die eine Bezeichnung. Übrigens machte ich gerade damals – ich entſinne mich deſſen noch recht genau – eine Beobachtung, für deren Richtigkeit ich allerdings nicht einſtehen kann, die aber von den übereinſtimmenden Ausſagen der Sträflinge doch ſtark unterſtützt wird. Es iſt das die Anſicht, daß Rutenhiebe, wenn ſie in großer Anzahl gegeben werden, die ſchwerſte Strafe von allen bei uns üblichen Strafen ſind. Man ſollte meinen, daß dieſe Behauptung auf den erſten Blick unſinnig erſcheinen muß. Einſtweilen iſt es aber Tatſache, daß man mit fünfhundert, ja ſogar mit vierhundert Rutenhieben einen Menſchen totſchlagen kann, mit über fünfhundert ganz ſicher. Tauſend Hiebe würde ſelbſt der ſtärkſte Mann nicht aushalten, während er fünfhundert Stockſchläge ohne jede Lebensgefahr erträgt. Tauſend Stockſchläge kann ſogar ein nur mittelſtarker Mann ohne Lebensgefahr ertragen. Selbſt mit zweitauſend Stockſchlägen kann man noch keinen Menſchen von mittlerer Stärke und geſunder Konſtitution totſchlagen. Alle Sträflinge ſtimmten darin überein, daß Rutenhiebe ſchlimmer ſeien als Stockſchläge. »Die Ruten reißen mehr,« ſagten ſie, »es iſt ein viel größerer Schmerz.« Natürlich ſind Ruten ſchmerzhafter als Stöcke. Sie reizen mehr, ſie wirken ſtärker auf die Nerven, ſie erſchüttern ſie unmäßig, weit mehr als man ertragen kann. Ich weiß nicht, wie es jetzt iſt, aber in jener erſt kürzlich vergangenen »alten Zeit« gab es bei uns gewiſſe Gentlemen, bei denen die Mög-

lichkeit, einen Leibeigenen peitſchen zu können, Empfindungen hervorrief, die an den Marquis de Sade und die Marquiſe de Brinvilliers erinnern. Ich glaube, in dieſen Empfindungen iſt etwas, das jenen Gentlemen das Herz erſterben machte, das ſchmerzhaft und doch ſüß war. Es gibt Menſchen, die wie Tiger blutdürſtig ſind. Wer einmal dieſe Macht, die unbegrenzte Herrſchaft über einen menſchlichen Körper, über das Fleiſch und den Geiſt eines Menſchen, wie man ſelbſt einer iſt, der geſchaffen wie wir und nach der Lehre Chriſti ein Bruder von uns iſt – wer einmal die Macht und die Freiheit hat, ein anderes Weſen, das gleichfalls ein Ebenbild Gottes iſt, bis zur tiefſten Erniedrigung zu erniedrigen –, der wird unwillkürlich gleichſam machtlos in ſeinen eigenen Gefühlen. Tyrannei iſt Angewohnheit; ſie iſt mit Entwicklungsfähigkeit begabt und ſchließlich artet ſie in Krankheit aus. Ich bin der Meinung, daß ſelbſt der beſte Menſch aus bloßer Gewohnheit bis zum Tieriſchen verrohen und abſtumpfen kann. Blut und Macht berauſchen, ſie machen den Menſchen trunken: Roheit und Lüſternheit entwickeln ſich; dem Gefühl wie auch dem Verſtande wird ſogar das Anormalſte zugänglich und ſchließlich ein Genuß. Der Menſch und Bürger erſtirbt im Tyrannen auf ewig, und eine Rückkehr zur Menſchenwürde, zur Reue, zur Wiedergeburt wird für ihn faſt unmöglich. Zudem wirkt das Beiſpiel, die Möglichkeit eines ſolchen Eigenwillens, auf die ganze Geſellſchaft anſteckend: eine ſolche Macht iſt verführeriſch. Eine Geſellſchaft, die ſich zu derartigen Erſcheinungen gleichgültig verhält, iſt bereits ſelbſt in ihrer Grundlage vergiftet. Kurz, das Recht zur Körperſtrafe, das dem einen über den anderen verliehen iſt, iſt eine der Peſtbeulen der Geſellſchaft, iſt eines der ſtärkſten Mittel zur

Vernichtung jedes Keimes, jedes Verſuches zu einer höheren Menſchlichkeit, und iſt die breiteſte Grundlage zur unfehlbaren, unaufhaltſamen Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft.

Der gewöhnliche Henker wird von der Geſellſchaft allgemein verabſcheut, der Henker als Gentleman aber nicht. Erſt vor kurzem hat ſich die entgegengeſetzte Meinung kundgetan, doch iſt ſie vorläufig nur in Büchern abſtrakt zum Ausdruck gekommen. Und ſelbſt diejenigen, die ſie ausſprechen, haben das Bedürfnis nach Eigenmacht noch nicht ganz in ſich zu erſticken vermocht. Sogar jeder Fabrikbeſitzer, jeder Unternehmer muß zweifellos ein gewiſſes erregendes Behagen bei dem Gedanken empfinden, daß ſein Arbeiter zuweilen vollkommen nur von ihm allein abhängt, nicht ſelten ſogar mit ſeiner ganzen Familie. Das iſt ſicherlich der Fall. Ja, eine Generation kann ſich, wie man ſieht, nicht ſo ſchnell von dem losreißen, was ſie ererbt hat; nicht ſo leicht kann der Menſch davon ablaſſen, was ihm ins Blut übergegangen iſt, was er mit der Muttermilch eingeſogen hat. So ſchnelle Wandlungen gibt es nicht im Völkerleben. Die Schuld und die Erbſünde bloß erkennen, iſt noch wenig, ſehr wenig: man muß ſich auch noch von ihr entwöhnen. Das aber geht nicht ſo ſchnell.

Ich kam auf den Henker zu ſprechen. Die Eigenſchaften eines Henkers finden ſich – allerdings nur im Keim – faſt in jedem Menſchen unſerer Zeit, doch entwickeln ſich dieſe tieriſchen Eigenſchaften nicht in allen gleich ſtark. Wenn ſie in einem Menſchen alle ſeine anderen Eigenſchaften mit ihrer Entwicklung erſticken, ſo wird derſelbe natürlich zu einem Ungeheuer. Es gibt zwei Arten von Henkern: die einen ſind freiwillige, die anderen unfreiwillige, verpflichtete. Der frei-

willige Henker ſteht ſelbſtverſtändlich in jeder Beziehung noch tiefer als der unfreiwillige, den jedoch das Volk bis zum Entſetzen verabſcheut, bis zum Ekel, bis zur ſinnloſen, beinahe ſchon myſtiſchen Angſt. Woher kommt nun dieſe abergläubiſche Angſt vor dem einen Henker und dieſer Gleichmut, dieſes Gutheißen, möchte man faſt ſagen, dem anderen gegenüber? Es gibt wirklich ſonderbare Beiſpiele hierfür: ich habe Menſchen gekannt, die gut und ehrenhaft und geachtet waren, und die es nicht ruhig ertragen konnten, daß der Gezüchtigte unter den Rutenſtreichen nicht ſchrie, nicht um Vergebung, um Erbarmen flehte: er mußte unbedingt ſchreien und betteln, ſo war es einmal üblich, alſo mußte es ſo ſein. Das galt für notwendig und »anſtändig«, und als das Opfer einmal nicht ſchreien wollte, da hielt ſich der Befehlshaber, den ich perſönlich kannte und der ſonſt zu den, nun ja, zu den guten Menſchen gerechnet werden konnte, faſt für perſönlich beleidigt. Er hatte anfangs beabſichtigt, nur leicht zu beſtrafen, als er aber das übliche »Euer Gnaden, unſer Vater, erbarmt Euch, laßt mich ewig Gott für Euch bitten«, und ähnliches nicht vernahm, da geriet er förmlich in Wut und ließ noch fünfzig überflüſſige Streiche hinzugeben, nur um ihn doch noch zum Schreien und Bitten zu bringen – was ihm dann auch glücklich gelang. »Das darf man nicht zulaſſen, es iſt eine Frechheit von ihm«, antwortete er mir durchaus ernſt. Was nun den anderen Henker betrifft, den unfreiwilligen, den verpflichteten, ſo weiß man ja, wer er iſt: ein zur Zwangsarbeit verurteilter Verbrecher, der zum Henkersdienſt begnadigt worden iſt, und der, nachdem er zuerſt bei einem anderen Henker das Handwerk erlernt hat, auf Lebenszeit in einem Oſtrogg untergebracht wird. Dort hat er, abgeſondert von

den anderen, ſein eigenes Zimmer, ſogar ſeine eigene Wirtſchaft, befindet ſich jedoch ſtets unter Aufſicht. Ein lebender Menſch iſt natürlich keine Maſchine: freilich ſchlägt der Henker nur weil er dazu verpflichtet iſt, aber zuweilen gerät er doch in Eifer; nur hat er, wenn er auch nicht ohne eigenes Vergnügen ſchlägt, doch nicht den geringſten perſönlichen Haß gegen ſein Opfer. Die Sicherheit des Schlages, die Kenntnis ſeiner Kunſt, der Wunſch, ſich vor ſeinen Genoſſen und dem Volke zu zeigen, ſpornt ſeinen Ehrgeiz an. Es iſt ihm in erſter Linie um die Kunſt zu tun. Außerdem weiß er, daß er ein von allen Ausgeſtoßener iſt, daß ihn eine abergläubiſche Angſt überall empfängt und begleitet, und wer kann es wiſſen, daß dieſes Bewußtſein keinen Einfluß auf ihn hat, ſeinen Eifer, ſeine tieriſchen Neigungen nicht anfacht? Sogar jedes Kind weiß, daß Vater und Mutter ſich von ihm losſagen. Und merkwürdig: ſo viele Henker ich zu ſehen Gelegenheit gehabt habe, ſie waren ausnahmslos entwickelte Menſchen, verſtändig und klug, und es ſteckte ungewöhnliche Eigenliebe, ſogar Stolz in ihnen. Möglich, daß dieſer Stolz ſich in ihnen als Gegengewicht zur allgemeinen Verachtung herausbildet, aus dem Wiſſen um das Entſetzen, das ſie ihren Opfern einflößen, und aus dem Gefühl der Herrſchaft über ſie – ich weiß es nicht. Vielleicht trägt auch das ganze ſchauſpielhafte Drum und Dran, mit dem er vor dem Volke erſcheint, zur Entwicklung eines gewiſſen Hochmuts bei. Ich hatte eine Zeitlang Gelegenheit, oft einem Henker zu begegnen und ihn aus nächſter Nähe zu beobachten. Er war mittelgroß, muskulös, dabei aber hager, vierzig Jahre alt, mit einem recht ſympathiſchen, klugen Geſicht und lockigem Haar. Er war ſtets ungewöhnlich vornehm, ruhig; äußerlich hielt er ſich wie ein

Gentleman, antwortete immer kurz, verſtändig und ſogar freundlich, aber doch etwas hochmütig freundlich, als wäre er wirklich ſtolz. Die wachhabenden Offiziere redeten ihn nicht ſelten an und ſie taten es wirklich wie mit einer gewiſſen Achtung vor ſeiner Perſon. Er aber merkte dies ſehr wohl, und verdoppelte im Geſpräch mit Vorgeſetzten abſichtlich ſeine Höflichkeit, Trockenheit und die eigene Würde. Je freundlicher der Vorgeſetzte mit ihm ſprach, um ſo zurückhaltender wurde er, und wenn er auch nie die feinſte Höflichkeit vergaß, ſo bin ich doch überzeugt, daß er ſich ſelbſt für viel vornehmer hielt, als den mit ihm ſprechenden Vorgeſetzten. Das ſtand förmlich auf ſeinem Geſicht geſchrieben. Es kam vor, daß er zuweilen an ſehr heißen Sommertagen mit einem ſehr langen, dünnen Stock ausgeſchickt wurde, natürlich unter Eskorte, um die herrenloſen Hunde in der Stadt zu töten. In unſerem Städtchen gab es ungeheuer viel Hunde, die niemandem gehörten, und die vermehrten ſich erſchreckend ſchnell. Im Sommer, namentlich in der heißen Ferienzeit, wurden ſie gefährlich, und dann ward auf Befehl der Obrigkeit der Henker zu ihrer Vernichtung ausgeſandt. Doch ſelbſt dieſe erniedrigende Tätigkeit vermochte ihn dem Anſchein nach nicht im geringſten zu erniedrigen. Man hätte ſehen müſſen, mit welch einer Würde er durch die Straßen ſchritt, in Begleitung des ermüdeten Soldaten, und allein ſchon durch ſein Erſcheinen die ihn erblickenden Frauen und Kinder erſchreckte, und wie ruhig, ja ſogar hochmütig er auf alle ihm Begegnenden herabſah. Übrigens haben die Henker ein bequemes Leben. Sie haben Geld, eſſen gut, können ſogar Wein trinken. Das Geld erhalten ſie in Geſtalt von »Sporteln«, die die Verurteilten ihnen zahlen. Jeder bürgerliche Verbrecher, dem

eine Beſtrafung bevorſteht, wird dem Henker unbedingt etwas ſchenken, und wenn es auch das letzte iſt, was er hat. Von den Reicheren aber verlangen ſie ohne weiteres Geld und beſtimmen noch ſelbſt die Höhe der Summe, entſprechend den mutmaßlichen Mitteln des Betreffenden, zuweilen aber noch mehr. Mit ſehr Reichen handeln ſie lange. Natürlich kann der Henker nicht allzu milde beſtrafen, da er dafür mit dem eigenen Rücken haftet. Doch für eine beſtimmte Entſchädigung verſpricht er, nicht gar zu ſchmerzhaft zu ſchlagen. Man geht faſt immer auf ſeinen Vorſchlag ein, denn tut man das nicht, ſo beſtraft er allerdings barbariſch, was ja ganz in ſeiner Macht liegt. Mitunter fordert er auch von einem Unbemittelten eine hohe Summe; dann kommen die Verwandten und verſuchen mit ihm zu handeln und machen vor ihm viele Bücklinge, doch wehe, wenn ſie ſeinen Forderungen nicht nachkommen. In ſolchen Fällen hilft ihm viel die abergläubiſche Angſt, die er den Leuten einflößt. Es iſt kaum auszudenken, was von den Henkern alles erzählt wird! Übrigens verſicherten die Sträflinge, daß der Henker mit einem einzigen Schlage einen Menſchen totſchlagen könne. Wann aber iſt das erprobt worden? Doch ſchließlich, warum nicht? Man ſprach davon gar zu überzeugt und der Henker ſelbſt bürgte mir dafür, daß er es tatſächlich könne. Auch wurde erzählt, daß er weit ausholen und aus aller Kraft über den Rücken des Schuldigen ſchlagen könne, und daß trotzdem nicht die kleinſte Wunde entſtehe, nicht einmal ein roter Streifen, und der Geſchlagene nicht den geringſten Schmerz verſpüre. Aber von all den Tricks ſind ja viele nur zu bekannt. Doch ſelbſt wenn der Henker eine Beſtechung nimmt und milde zu ſtrafen verſpricht, ſo gehört der erſte Schlag trotz allem ihm,

den gibt er ſtets aus voller Kraft, den ſchenkt er für kein Geld. Das iſt einmal bei ihnen ſo Sitte. Die folgenden Hiebe mildert er, namentlich, wenn man ihm vorher gezahlt hat. Der erſte Streich aber, gleichviel ob man ihm gezahlt hat oder nicht – der gehört ihm. Ich weiß wirklich nicht, warum das bei ihnen Sitte iſt. Vielleicht um das Opfer ſogleich an die anderen Schläge zu gewöhnen, in der Erwägung, daß nach einem ſehr ſchweren Schlage die leichteren nicht mehr ſo qualvoll erſcheinen, oder auch nur, um dem Opfer zu imponieren, ihm Angſt einzuflößen, ihn zu erſchrecken, damit er begreife, mit wem er es zu tun hat, oder einfach – um ſich und ſeine Macht zu zeigen. Jedenfalls befindet ſich der Henker vor der Exekution in angeregter Stimmung, er iſt ſich ſeiner Kraft und Macht bewußt, er fühlt ſich als Herrſcher, er iſt gleichſam Schauſpieler: die ganze Volksmenge bewundert ihn, allen flößt er Entſetzen ein, und ſelbſtverſtändlich ruft er ſeinem Opfer nicht ohne Genugtuung zu: »Halt dich feſt, es brennt!« – die üblichen erſchreckenden Worte bei dieſer Gelegenheit. Es iſt ſchwer, ſich vorzuſtellen, bis zu welchem Grade die menſchliche Natur ſich entſtellen läßt.

In der erſten Zeit meines Aufenthalts im Lazarett hörte ich ſtets wißbegierig den Arreſtanten zu, wenn ſie erzählten. Das Liegen war uns allen entſetzlich langweilig. Jeder Tag dem anderen ſo ähnlich! Am Morgen zerſtreute uns noch der Beſuch der Ärzte und dann bald nach ihnen das Eſſen. Ja, das Eſſen bildete in dieſer Monotonie begreiflicherweiſe ſogar eine bedeutende Zerſtreuung. Die Portionen waren ſehr verſchieden, je nach der Krankheit der einzelnen. Die einen erhielten nur Suppe mit Graupen, andere nur Grütze, wieder andere nur Grießbrei, für den es ſehr viel Liebhaber gab.

Die Sträflinge waren vom langen Liegen verweichlicht und liebten Leckerbiſſen. Die Rekonvaleſzenten und auch die erſt halbwegs Geſunden erhielten ein Stück gekochtes Rindfleiſch, einen »Ochſen«, wie man bei uns ſagte. Das beſte Eſſen erhielten die Skorbutkranken: Rindfleiſch mit Zwiebeln oder mit Meerrettich und ähnliches mehr, zuweilen ſogar ein Glas Branntwein. Auch das Brot wurde je nach der Krankheit gegeben, aus Roggenmehl oder Weizenmehl oder aus beiden gemiſcht, und gut durchgebacken. Dieſe Beſtimmung der Größe und Art der Portionen erheiterte die Sträflinge nur. Manche Kranken mochten nämlich nichts eſſen, und aßen auch nichts. Dafür aber aßen diejenigen, die Appetit verſpürten, was ſie nur wollten. Viele tauſchten ihre Portionen untereinander, ſo daß Portionen, die nur für den einen Kranken beſtimmt waren, von einem anderen verzehrt wurden. Viele, die Diät halten mußten, kauften Rindfleiſch oder die ganze Portion eines Skorbutkranken, tranken Kwas oder Branntwein, den ſie den Skorbutkranken abkauften, für die er beſtimmt war. Einige verzehrten ſogar zwei Portionen. Dieſe Portionen wurden für Geld gekauft, beziehungsweiſe verkauft. Das Rindfleiſch ſtand ſogar ziemlich hoch im Preiſe: es koſtete nicht weniger als fünf Kopeken in bar. War in unſerem Raum keines zu haben, ſo ſchickte man den Wärter in den anderen Sträflingsſaal, und gab es dort auch keines, dann in die Soldatenſäle, in die »freien«, wie man bei uns ſagte. Irgendein Verkäufer fand ſich ſtets. Die Armut war natürlich allgemein, dafür aber ſchickten die wenigen, die Geld beſaßen, bis hin auf den Markt nach Kalatſchen, ſogar nach Naſchwerk und ähnlichen Dingen. Unſere Wärter erfüllten alle dieſe Aufträge ohne jede Entſchädigung.

Nach dem Mittageſſen begann die langweiligſte Zeit: alles was getan wurde, geſchah buchſtäblich nur aus Langeweile: der eine ſchlief, der andere ſchwatzte, der dritte ſtritt, der vierte erzählte irgend etwas, doch ſo, daß ihn alle hören konnten. Kamen keine neuen Kranken, ſo war es noch langweiliger. Dagegen machte die Ankunft eines neuen ſtets einen gewiſſen Eindruck, namentlich wenn ihn niemand kannte. Er wurde eingehend betrachtet, und man mühte ſich, herauszubekommen, wer er war und wie, woher, und für welches Vergehen verſchickt. Am meiſten intereſſierte man ſich für die auf dem Transport Befindlichen: dieſe wußten immer etwas Neues zu erzählen, das nichts mit ihren perſönlichen Angelegenheiten zu tun hatte; wenn einer nicht unaufgefordert von Perſönlichem ſprach, ſo fiel es auch keinem ein, ihn danach zu fragen. Man erkundigte ſich nur, woher der Trupp kam, mit wem er marſchiert war, wohin es ging, wie die Wege ſind uſw. Einige, die die neue Erzählung hörten, erinnerten ſich dann auch des einen oder anderen, das ſie ſelbſt auf dem Marſch geſehen oder erlebt hatten. Die mit Spießruten Beſtraften erſchienen gleichfalls um dieſe Zeit – gegen Abend. Sie machten gewöhnlich einen ziemlich ſtarken Eindruck auf uns alle, wie ich ſchon erwähnt habe. Aber die kamen doch nicht jeden Tag, und ſo war es an den Tagen, wenn niemand kam, ganz entſetzlich langweilig: alle ſchienen gleichſam ſchlaff zu werden, alle ſchienen der Geſichter der übrigen unendlich überdrüſſig zu ſein, und bald kam es zu Zank und Streit. Man freute ſich bei uns ſogar über die Wahnſinnigen, die zur Unterſuchung zu uns gebracht wurden. Hin und wieder ſtellte ſich auch wohl ein Sträfling, um der Beſtrafung zu entgehen, irrſinnig; einige von ihnen wurden bald überführt, oder richtiger, ſie ent-

ſchloſſen ſich ſelbſt, ihre Politik zu ändern, ſo daß der Sträf=ling, nachdem er zwei oder drei Tage lang den Verrückten geſpielt hatte, ganz plötzlich, mir nichts dir nichts, wieder vernünftig wurde, verſtummte und dann mit finſterer Miene um ſeine Entlaſſung bat. Weder die Ärzte noch die anderen Sträflinge tadelten oder beſchämten ihn, oder er=innerten ihn an ſeine verdrehten Poſſen: ſchweigend wurde er entlaſſen, ſchweigend begleitet, und nach zwei oder drei Tagen kam er beſtraft zurück. Doch ſolche Fälle waren im allgemeinen recht ſelten. Aber die tatſächlich Verrückten – die waren eine wahrhaftige Heimſuchung Gottes für das ganze Lazarett. Einige von ihnen, die lachend und ſchreiend, tanzend und ſingend hereintraten, wurden von den Sträf=lingen faſt mit Entzücken empfangen: »Na, das iſt doch mal eine Abwechſlung!« meinten ſie beim Anblick eines ſol=chen Grimaſſenſchneiders. Mir aber war es unſäglich ſchwer, dieſe Unglücklichen zu ſehen. Ich habe es nie vermocht, beim Anblick eines Irrſinnigen gleichmütig zu bleiben... Und doch wurden bald alle der ununterbrochenen Grimaſſen und des ewig unruhigen Gebarens des anfänglich ſo erfreut begrüßten Irrſinnigen entſetzlich überdrüſſig, und ſchon nach zwei Tagen waren ſämtliche Zimmergenoſſen um den Reſt ihrer Geduld gebracht. Einmal ſtrafte uns die Vor=ſehung mit einem ſolchen ganze drei Wochen lang, und es war wirklich um an Flucht aus dem Lazarett zu denken. Und da brachte man in derſelben Zeit noch einen zweiten Wahnſinnigen zu uns! Dieſer machte auf mich einen grauen=vollen Eindruck. Es war das im dritten Jahre meines Oſtrogglebens. Im erſten Jahr, oder richtiger, in den erſten Monaten ging ich im Frühling mit Ofenſetzern als Hand=langer in eine zwei Werſt entfernte Ziegelbrennerei. Die

Brennöfen mußten für den Sommer, wenn das Ziegelbrennen wieder begann, inſtand geſetzt werden. Am erſten Morgen machten mich M–tzkij und B. mit dem in der Brennerei als Aufſeher lebenden Unteroffizier Oſtroſhskij bekannt. Er war Pole, etwa ſechzig Jahre alt, groß von Wuchs, hager, von angenehmem und ſogar imponierendem Äußeren. In Sibirien lebte er ſchon ſeit langer Zeit, und wenn er auch aus dem einfachen Volke ſtammte und als Soldat nicht ſehr gebildet war, ſo wurde er doch von M–tzkij und B. geliebt und geachtet. Er las beſtändig in der katholiſchen Bibel. Ich unterhielt mich mit ihm und er ſprach ſo freundlich, verſtändig, wußte ſo intereſſant zu erzählen und blickte einen ſo gutmütig und ehrlich an. Seit der Zeit hatte ich ihn ganze zwei Jahre nicht geſehen, nur einmal hatte ich gehört, daß er ſich in Unterſuchungshaft befinde. Und nun plötzlich wurde er als Irrſinniger zu uns hereingeführt. Lachend, kreiſchend trat er ein und begann ſofort mit den unanſtändigſten Geſten einen Tanz, ähnlich der Kamarinſkaja, zu tanzen. Die Sträflinge waren entzückt, begeiſtert, mir aber zerriß es das Herz... Nach drei Tagen wußten wir nicht mehr, was wir mit ihm anfangen ſollten. Er ſtritt, ſchimpfte ſich mit allen und jedem herum, raufte, ſchrie, gröhlte, ſang Lieder, ſogar in der Nacht, und machte in jedem Augenblick ſo ekelhafte Bewegungen, daß uns allen geradezu übel wurde. Er fürchtete ſich vor nichts und niemand. Schließlich wurde ihm eine Zwangsjacke angezogen, doch ward er ſo noch unerträglicher, obgleich er ohne ſie faſt auf jeden losgegangen und ſich mit ihm geprügelt und gebalgt hatte. In dieſen drei Wochen erhoben ſich zuweilen alle Kranken wie ein Mann und baten den Oberarzt, unſeren Friedensſtörer in den anderen Arreſtantenkrankenſaal über-

führen zu laſſen. Dort aber wurde der Arzt ſchon nach zwei Tagen gebeten, ihn wieder zu uns zurückzuſchicken. Da es aber zu gleicher Zeit zwei Verrückte gab, die beide rabiate Schreihälſe und Raufbolde waren, ſo tauſchten die Arreſtantenſäle immer wieder ihre Verrückten. Aber der eine war nicht beſſer als der andere. Alle atmeten auf, als man ſie endlich irgendwohin wegſchickte...

Auch erinnere ich mich noch eines anderen ſeltſamen Geiſteskranken. Einmal im Sommer brachte man einen Verurteilten, einen dem Anſcheine nach ganz geſunden Mann von fünfundvierzig Jahren, von ſehr plumpem Äußeren, mit einem von Blatternarben völlig verunſtalteten Geſicht, kleinen, geröteten Augen hinter geſchwollenen Lidern und mürriſcher, finſterer Miene. Ihm wurde das Bett neben mir zugewieſen. Er war, wie ſich zeigte, ein friedlicher, ruhiger Menſch, der faſt mit keinem ſprach und beſtändig wie in Nachdenken verſunken daſaß. Es dunkelte bereits – da wandte er ſich plötzlich zu mir und ohne jede Einleitung begann er mir zu erzählen, und mit einem Geſichtsausdruck, als teile er mir ein ungeheures Geheimnis mit, daß er zu zweitauſend Hieben verurteilt ſei, doch werde ihm jetzt nichts geſchehen, da die Tochter des Oberſten G. ſich für ihn verwende. Ich blickte ihn verwundert an und äußerte meine Meinung, daß in dieſem Falle die Tochter eines Oberſten nichts zu tun vermöge. Ich ahnte noch nichts, denn er war nicht als Irrſinniger, ſondern als gewöhnlicher Kranker gebracht worden. Ich fragte ihn, woran er denn leide, er aber ſagte, das wiſſe er ſelbſt nicht – daß man ihn aus irgendeinem Grunde hergeſchickt habe, er aber vollkommen geſund ſei, und die Tochter des Oberſten ſich in ihn verliebt habe. Sie ſei einmal, etwa vor einer Woche, an der Haupt-

wache vorübergefahren, als er gerade zum vergitterten Fensterchen hinausgesehen habe: da hätte sie ihn erblickt und sich sofort in ihn verliebt. Daraufhin sei sie unter verschiedenen Vorwänden bereits dreimal auf der Hauptwache gewesen, das erstemal zusammen mit dem Vater, um den Bruder, der dort Dienst tat, zu sprechen, das zweitemal mit der Mutter, um Almosen zu geben, und bei der Gelegenheit habe sie ihm im Vorübergehen zugeflüstert, daß sie ihn liebe und die Aufhebung der Strafe erwirken werde. Es war auffallend, mit wie feinen Einzelheiten er mir diese ganze Ungereimtheit erzählte, die natürlich ausschließlich in seinem armen kranken Kopfe entstanden war. An die Aufhebung seiner Strafe glaubte er unerschütterlich. Von der leidenschaftlichen Liebe dieser Dame zu ihm sprach er ruhig und überzeugt. Es war, ganz abgesehen von der Unsinnigkeit des Ganzen, so unglaublich, eine derartig romantische Liebesgeschichte eines jungen Mädchens von einem nahezu fünfzigjährigen Greise zu hören, dessen Gesicht so grau und trostlos aussah und von Blatternarben noch völlig verunstaltet war. Da sieht man, was die Angst vor der Strafe mit einer schüchternen, zaghaften Seele machen kann! Vielleicht hatte er in dem beginnenden Irrsinn, der mit der wachsenden Angst von Stunde zu Stunde zunahm, tatsächlich jemand durch das Fenster erblickt und – da hatte dann seine Phantasie einen Ausweg gefunden. Und dieser arme Soldat, der wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch kein einziges Mal an vornehme Damen gedacht hatte, erfand plötzlich einen ganzen Roman, an den er sich instinktiv wie an den letzten Strohhalm klammerte. Ich hörte ihm schweigend zu und teilte meine Vermutung den anderen Sträflingen mit. Als aber diese ihn auszufragen suchten, da verstummte er aus Scham-

gefühl. Am nächſten Tage unterſuchte und befragte ihn der Oberarzt lange Zeit, und da der Kranke ſelbſt ſagte, daß er ganz geſund ſei, wie es ſich auch bei der Unterſuchung zeigte, ſo wurde er als geſund ausgeſchrieben, was wir jedoch erſt nach dem Fortgang der Ärzte erfuhren. So konnten wir ſie denn nicht mehr über den wahren Sachverhalt aufklären. Und zudem waren wir auch ſelbſt noch nicht ganz ſicher in unſerer Annahme. Die Schuld an dem Mißverſtändnis trug jedenfalls der Vorgeſetzte, vielleicht der Unteroffizier der Wache, der ihn ins Lazarett geſchickt hatte, ohne zu erklären, weswegen. Wahrſcheinlich war es eine Nachläſſigkeit von ihm geweſen. Vielleicht aber hatten auch die Abſender Irrſinn bloß vermutet und ihn nur zur Unterſuchung ins Lazarett geſchickt. Aber wie dem auch geweſen ſein mag, jedenfalls wurde der Arme nach zwei Tagen zur Züchtigung hinausgeführt, die ihn offenbar infolge ſeiner Unvorbereitetheit nicht wenig erſchreckt hat. Er glaubte es nicht, daß man ihn beſtrafen werde, und als man ihn wirklich durch die grüne Gaſſe zog, da ſoll er nach der Polizei geſchrien haben. Im Lazarett wurde er diesmal, da bei uns alle Betten beſetzt waren, in den anderen Arreſtantenſaal gebracht. Ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr, daß er in ganzen acht Tagen mit keinem einzigen ein Wort gewechſelt habe, anſcheinend ſehr verwirrt und dabei auffallend traurig geweſen ſei... Bald darauf wurde er irgend wohin weggeſchickt, nachdem ſein Rücken geheilt war. Jedenfalls habe ich nie mehr etwas von ihm gehört.

Was nun die Medizin und das Einhalten der Diät betrifft, ſo befolgten, ſoweit ich beobachtet habe, die Leichtkranken faſt überhaupt nicht die Anordnungen der Ärzte und nahmen gar keine Medizin ein. Die Schwerkranken dagegen

und überhaupt die wirklich Kranken liebten es ſehr, das Verordnete gewiſſenhaft zu erfüllen: pünktlich nahmen ſie ihre Mixturen und Pülverchen, doch zogen ſie ihnen eigentlich äußere Mittel vor. Schröpfköpfe, Blutegel, heiße Umſchläge und Aderlaſſungen, die das einfache Volk ſo gern hat und an die es ſo hingebend glaubt, waren eine gern geduldete Behandlung, die ihnen ſogar ein gewiſſes Vergnügen zu bereiten ſchien. Unter anderem intereſſierte mich auch eine ſehr ſonderbare Erſcheinung. Dieſelben Menſchen, die im Ertragen der größten Schmerzen von Stockhieben und Spießruten ſo überaus ſtandhaft waren, klagten nicht ſelten und jammerten ſtöhnend über irgendwelche kleine Schröpfköpfe. Waren ſie nun durch das Liegen und das gute Eſſen ſo verweichlicht oder ſtellten ſie ſich nur ſo – ich weiß es nicht zu erklären. Freilich waren unſere Schröpfköpfe von etwas anderer Art, als die ſonſt üblichen. Das Inſtrument, mit dem die Haut zu dieſem Zwecke durchſchnitten werden muß, hatte der Feldſcher einmal, wohl ſchon vor undenklichen Zeiten, verloren oder verdorben – infolgedeſſen war er gezwungen, die Einſchnitte mit der Lanzette zu machen. Für jeden Schröpfkopf ſind bis zwölf ſolcher Einſchnitte erforderlich, die mit jenem Inſtrument ſchnell und ſchmerzlos gemacht werden können: zwölf kleine Meſſerchen ſchlagen alle zu gleicher Zeit ein, in einer Viertelſekunde und ein Schmerz iſt kaum zu ſpüren. Die Lanzette dagegen ſchneidet verhältnismäßig ſehr langſam, der Schmerz wird fühlbar, und da man zum Beiſpiel für zehn Schröpfköpfe hundertundzwanzig ſolcher Einſchnitte machen mußte, ſo war es alles in allem nicht eben angenehm. Ich habe es am eigenen Körper erfahren – aber wenn es auch ſchmerzhaft und nervenreizend iſt, ſo iſt es doch lange nicht ſo ſchmerzhaft, daß

man ſich nicht bezwingen könnte. Mitunter war es wirklich lächerlich, zu ſehen, wie ſo ein langer, geſunder Tölpel ſich hin und her wand und jammerte. Es erinnerte einen oft daran, wie mancher Menſch, der in einer ernſten Angelegenheit feſt und ruhig bleibt, zu Hauſe aber wegen nichts und wieder nichts launiſch iſt, das vorgeſetzte Eſſen nicht anrührt, an allem mäkelt und über alles ungehalten iſt: nichts iſt ihm recht, alle regen ihn auf, alle ſind unhöflich zu ihm, alle quälen ihn – mit einem Wort, er ärgert ſich vor lauter Fett, wie man von ſolchen Menſchen zu ſagen pflegt, die man übrigens auch unter dem einfachen Volk antrifft. In unſerem Oſtrogg nun waren ſie, wohl infolge des erzwungenen Zuſammenlebens mit anderen, keine Seltenheit. Zuweilen ließen die anderen es ſich angelegen ſein, den verweichlichten Bauernſohn zu necken, oder der eine oder andere ſchalt ihn gehörig: dann verſtummte er ſofort, ganz als hätte er tatſächlich nur darauf gewartet, daß man ihn ſchimpfte, um dann mit dem Jammern aufzuhören. Am meiſten ärgerte ſich Uſtjanzeff über dieſes Stöhnen, und ſo ließ er ſich auch keine Gelegenheit entgehen, den Betreffenden zu ſchimpfen. Überhaupt nahm er jede Schimpfgelegenheit wahr. Das Schimpfen war ihm zum Vergnügen, zum Bedürfnis geworden, woran natürlich ſeine Krankheit die Schuld trug, teilweiſe aber auch ſeine Beſchränktheit. Zuerſt ſchaute er den Betreffenden ernſt und aufmerkſam an, und dann erſt begann er plötzlich, mit ruhiger, überzeugungsvoller Stimme, ihm die Leviten zu leſen. Er mußte ſich in alles einmiſchen, ganz als wäre er bei uns zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der allgemeinen Sittlichkeit eingeſetzt.

»Den geht alles etwas an«, ſagten die anderen lachend.

Übrigens ging man vorſichtig mit ihm um und vermied auch jeden Streit mit ihm, nur wurde zuweilen über ihn gelacht.

»Der ſchwätzt dir aber etwas zuſammen! Das können drei Fuhren nicht wegſchaffen.«

»Was ſchwätze ich denn Überflüſſiges? Vor einem Narren zieht man nicht den Hut, das weiß doch ein jeder. Warum ſchreit er denn unter der Lanzette? Wer Honig liebt, darf auch über Bienenſtiche nicht klagen, jetzt haſt du auszuhalten!«

»Was geht das dich an?«

»Nein, wißt ihr,« unterbrach ſie einer unſerer Arreſtanten aus dem Oſtrogg, »dieſe Schröpfköpfe, das iſt noch nichts – ich habe ſie ausprobiert; aber ſeht, der vermaledeiteſte Schmerz iſt, wenn einer einen lange am Ohr zieht.«

Alle lachten.

»Hat man dich denn ſchon ſo gezogen?«

»Du dachteſt wohl nicht? Selbſtverſtändlich hat man.«

»Das merkt man. Deine Ohren ſtehen ja wie Flügel ab.«

Dieſer Sträfling, Schapkin hieß er, hatte allerdings ſehr abſtehende Ohren. Er war ein Landſtreicher, noch jung an Jahren, ein geſchickter, ſtiller Junge, der immer mit einem gewiſſen ernſten, verſteckten Humor ſprach, der manchen ſeiner Erzählungen viel Komik verlieh.

»Warum ſoll ich denn annehmen, daß man dich am Ohr gezogen hat, wie ſoll ich darauf kommen, du vernagelter Menſch?« miſchte ſich wieder Uſtjanzeff ein, ſich unwillig an Schapkin wendend, obgleich jener durchaus nicht zu ihm, ſondern zu allen geſprochen hatte; doch Schapkin ſchenkte ihm nicht einmal einen Blick.

»Aber wer hat dich denn ſo ſchmerzhaft am Ohr gezogen?« fragte jemand.

»Wer? Das läßt ſich doch wohl denken. Der Richter, natürlich. Das war nämlich, müßt ihr wiſſen, wegen Landſtreicherei. Wir kamen damals ſelbander nach der Stadt K., ich und noch ein Landſtreicher, Jefim mit Namen, aber ohne weitere Benennung. Unterwegs hatten wir im Dorfe Tolmina unſeren Beſitzſtand ein wenig aufgefriſcht. Das war dort ſo ein Dorf, Tolmina mit Namen. Nun, wir kamen alſo hin, ſahen uns um: nicht zu verachten. Im Felde gibt es vier Freiheiten, in der Stadt aber keine einzige, wie bekannt. Nun, ganz zuerſt ging es ins Wirtshaus, hielten Umſchau. Da kommt zu uns einer, ſo 'n Abgebrannter, die Ellenbogen zerriſſen, im deutſchen Rock. Nun, man redet ſo hin und her, dies und das.

‚Aber wie geht ihr denn,‘ fragt er, ‚erlaubt, daß ich mich erkundige – mit Dokumenten?‘*

‚Nein,‘ ſagen wir, ‚ohne Dokumente.‘

‚So. Wir gleichfalls. Ich habe hier noch zwei Kollegen,‘ ſagt er, ‚die gleichfalls unter General Kukuſchkin dienen.** Darf ich nun fragen, ob ich mich zu Gaſte laden kann? Ein halbes Maß werdet ihr doch für uns haben?‘

‚Mit Vergnügen‘, ſagen wir. Nun wir tranken alſo. Bei der Gelegenheit kamen wir auch auf ein Unternehmen zu ſprechen, das in unſer Fach ſchlug. Dort außerhalb der Stadt ſtand ein Haus, das einem reichen Bürger gehörte. Wir beſchloſſen alſo, in der Nacht dort einen Beſuch zu machen. Und ſo kam es denn, daß wir in ſelbiger Nacht noch alle fünf bei dem reichen Bürger in die Falle gingen. Man führte uns in Nummer Sicher und von dort gleich zum Kreisrich-

* Mit einem Paß.

** D. h. im Walde, wo der Kuckuck ruft: er will damit ſagen, daß ſie gleichfalls Landſtreicher ſind. F. M. Doſtojewski.

ter. ‚Ich werde ſie ſelbſt verhören‘, ſagte er. Er erſcheint mit einer Pfeife, ein Glas Tee wird ihm nachgetragen, ſo ein geſunder Mann mit Backenbart. Er ſetzte ſich. Aber da wurden noch drei außer uns hereingeführt, gleichfalls Landſtreicher. Ein ulkiger Menſch iſt und bleibt doch ſo ein Landſtreicher: nichts weiß er, und wenn du ihm auch einen Knüppel an den Kopf ſchlägſt, alles hat er vergeſſen, nichts weiß er! Der Richter wendet ſich geradeaus an mich. ‚Wer biſt du?‘ brummte er mich an wie aus einer Tonne. Nun, verſteht ſich, ſage wie gewöhnlich: ‚Weiß nicht, Euer Gnaden, habe alles vergeſſen.‘

‚Wart mal,‘ ſagt er, ‚mit dir werde ich noch reden, deine Viſage iſt mir ſchon bekannt‘, und dabei glotzt er mich an wie ein Froſch. Ich aber hatte ihn vorher noch nie geſehn. Darauf fragt er den anderen: ‚Wie heißt du?‘

‚Mach dich aus dem Staube, Euer Gnaden.‘

‚Was, du heißt – Mach dich aus dem Staube?‘

‚Genau ſo, Euer Gnaden.‘

‚Nun gut, du heißt Mach dich aus dem Staube, aber du?‘ das fragt er den dritten.

‚Ich Ebenſo, Euer Gnaden.‘

‚Aber wie iſt denn dein Name?‘

‚Das iſt ja mein Name: Ich Ebenſo, Euer Gnaden.‘

‚Aber wer hat dich Schuft denn ſo getauft?‘

‚Gute Menſchen, Euer Gnaden. In der Welt geht es bekanntlich nicht ohne gute Menſchen, Euer Gnaden.‘

‚Wer aber ſind denn dieſe guten Menſchen geweſen?‘

‚Das habe ich nicht behalten, Euer Gnaden werden es mir ſchon gnädig verzeihen.‘

‚Haſt du alle vergeſſen?‘

‚Alle vergeſſen, Euer Gnaden.‘

‚Aber du haſt doch Vater und Mutter gehabt? ... Dieſer entſinnſt du dich doch noch?‘

‚Es iſt wohl anzunehmen, Euer Gnaden, daß ich welche gehabt habe, aber auch ihrer erinnere ich mich nicht mehr, Euer Gnaden.‘

‚Aber wo haſt du denn bis jetzt gelebt?‘

‚Im Wald, Euer Gnaden.‘

‚Immer im Walde?‘

‚Immer im Walde.‘

‚Nun, aber im Winter?‘

‚Den Winter habe ich nicht geſehen, Euer Gnaden.‘

‚Nun, und du, wie heißt du?‘

‚Axt, Euer Gnaden.‘

‚Und du?‘

‚Friß und gähne nicht, Euer Gnaden.‘

‚Und du?‘

‚Sei nachſichtig, Euer Gnaden.‘

‚Und alle könnt ihr euch nicht mehr eurer Namen entſinnen?‘

‚Nein, Euer Gnaden.‘

Da ſteht er, lacht, und die anderen grinſen gleichfalls. Nun, aber ein andermal ſchlägt er einem auch mit der Fauſt zwiſchen die Zähne, wenn das Lachen ihm ungelegen iſt: ‚Die Burſchen alle ſo geſund, wohlgenährt‘, ſagt er ...

‚Führt ſie ins Gefängnis,‘ ſagt er, ‚ich werde noch ſpäter mit ihnen reden. Du aber bleib hier‘ – das ſagt er alſo zu mir. ‚Komm her, ſetz dich!‘

Was ſehe ich: vor mir ſteht ein Tiſch mit Tinte, Feder und Papier. Ich denke: was wird er nun mit mir anfangen?

‚Setz dich,‘ ſagt er, ‚auf den Stuhl, nimm die Feder, ſchreibe!‘ Selbſt aber erfaßt er mein Ohr und zieht es auch

ſchon. Ich ſehe ihn an wie der Teufel den Prieſter. ‚Verſtehe nicht,‘ ſage ich, ‚Euer Gnaden.‘

‚Schreib!‘

‚Erbarmen, Euer Gnaden!‘

‚Schreib! Schreib, wie du es verſtehſt!‘ Selbſt aber zieht er mich dabei immer am Ohr, zieht und zieht, und wie er es dabei noch drehte! Nein, Brüder, ich ſage euch, mir wären dreihundert Hiebe lieber geweſen als dieſes ‚ſchreib!‘ und weiter nichts als ‚ſchreib!‘, von dem mir grün und blau vor den Augen wurde.«

»Was war denn mit ihm los? – übergeſchnappt?«

»Fiel ihm nicht ein. Aber in T–sk hatte ein Schreiberlein vor kurzer Zeit ein Stückchen losgeſchoſſen: hatte die Kaſſe unterſchlagen und ſich mit dem Inhalt aus dem Staube gemacht, und der hatte gleichfalls abſtehende Ohren gehabt. Nun, das war überall hin gemeldet worden. Ich aber war den Kennzeichen nach ſo wie er, und da fühlte er mir auf den Zahn: ob ich zu ſchreiben verſtand? und wie?«

»So ein Pech! Schmerzte es?«

»Das habe ich dir doch ſchon geſagt.«

Alles lachte.

»Na, und haſt du denn geſchrieben?«

»Was geſchrieben! Fing wohl an, die Feder zu führen, zu führen, führte, führte ſie, auf dem Papier nämlich – da gab er's auf. Gab mir noch ſo an die zehn Ohrfeigen mit auf den Weg und damit entließ er mich dann, das heißt: in den Oſtrogg.«

»Aber verſtehſt du denn zu ſchreiben?«

»Früher verſtand ich's, ſeitdem man aber mit dieſen anderen Federn ſchreibt, habe ich es verlernt ...«

Mit derartigen Erzählungen oder, richtiger geſagt, Schwätze-

reien wurde die langweilige Zeit totgeſchlagen. Herrgott, war das eine Langeweile! Die Tage ſo lang, ſo drückend, ſo ſchwül, der eine aufs Tüttelchen genau ſo wie der andere. Wenn man doch wenigſtens irgendein Buch gehabt hätte! Und dabei kam ich, namentlich in der erſten Zeit, oft ins Lazarett, zuweilen weil ich krank war, zuweilen aber ging ich auch nur hin, um dort zu liegen. Nur hinaus aus dem Oſtrogg! Schwer war es im Oſtrogg, noch ſchwerer als hier: moraliſch ſchwerer. Die Bosheit, Feindſchaft, der Neid, Hader, die fortwährenden Angriffe auf uns Edelleute, die böſen, drohenden Geſichter! Hier dagegen, im Lazarett, waren alle mehr gleichgeſtellt und lebten freundſchaftlicher. Die traurigſten Stunden im Laufe des ganzen Tages waren abends, wenn das Licht ſchon angezündet war, und zu Anfang der Nacht. Früh ſchon ging man zur Ruh'. Das trübe Nachtlicht leuchtet fern an der Tür als einziger heller Punkt; in unſerer Ecke, in unſerer ganzen Hälfte herrſcht Halbdunkel. Die Zimmerluft iſt ſchwül und voll Geſtank. Manch einer findet keinen Schlaf, er erhebt ſich und ſitzt wohl anderthalb Stunden auf dem Bett, den Kopf mit der Nachtmütze geſenkt, als dächte er über etwas nach. Da ſieht man eine ganze Stunde zu ihm hinüber und bemüht ſich, zu erraten, was er denkt, nur um gleichfalls auf irgendeine Weiſe die Zeit totzuſchlagen. Oder man ergibt ſich dem Träumen, erinnert ſich des Vergangenen, große, helle Bilder malt die Phantaſie. Es fallen einem die kleinſten Einzelheiten ein, an die man ſich ſonſt nie erinnert und die man wohl nie ſo durchgefühlt hätte, wie hier in einer ſolchen Stunde. Oder man denkt an die Zukunft: wie wird es ſein, wenn du aus dem Oſtrogg entlaſſen wirſt? Wohin wirſt du dann gehen? Wann wird das ſein? Wirſt du überhaupt jemals in die

Heimat zurückkehren? Und man denkt und denkt und Hoffnung beginnt ſich in der Seele zu regen ... Ein anderes Mal beginnt man einfach zu zählen: eins, zwei, drei, vier uſw., nur um während des Zählens einzuſchlafen. Ich zählte oft bis dreitauſend und ſchlief doch nicht ein. Dort dreht ſich einer auf die andere Seite, der Strohſack kniſtert. Uſtjanzeff huſtet ſeinen verſchleimten, ſchwindſüchtigen Huſten und ſtöhnt dann ſchwach, worauf er jedesmal vor ſich hin murmelt: »Gott, ich habe geſündigt!« So ſonderbar klingt dieſe kranke, geſprungene, dumpfe Stimme, inmitten der tiefen Stille ringsum. Auch dort irgendwo in der Ecke ſchläft man nicht und es ſprechen zwei miteinander von Bett zu Bett. Der eine erzählt etwas aus ſeinem Leben, von längſt Vergangenem, Vergeſſenem, von Landſtreicherei, von ſeinen Kindern, ſeinem Weibe, von früheren Verhältniſſen. Schon das ferne, murmelnde Geflüſter läßt einen fühlen, daß alles, wovon er erzählt, niemals mehr zu ihm wiederkehren wird, und daß er ſelbſt, der Erzähler, nichts als ein von dem Übrigen abgeſchnittenes, weggeworfenes Stück iſt. Der andere hört zu. Zu mir dringt nur ein leiſes, gleichmäßiges Gemurmel, wie von irgendwo fern murmelndem Waſſer ... Ich weiß noch, wie ich einmal in einer langen Winternacht eine ſolche Erzählung mit anhörte. Zuerſt glaubte ich faſt, daß ſie mein eigener Fiebertraum ſei: es war mir, als läge ich krank danieder und ſei es ſelbſt, der alles das im Fieber phantaſiere ...

VI.

Der Mann der Akulka.

(Eine Erzählung.)

Es war ſchon ſpät in der Nacht, die Uhr ging wohl ſchon auf zwölf. Ich war bereits eingeſchlafen, doch da erwachte ich plötzlich. Der trübe Schein des fernen Nachtlichts erhellte kaum die nächſten Lagerſtätten... Faſt alle ſchliefen. Sogar Uſtjanzeff ſchlief, und in der Stille hörte man, wie ſchwer er atmete und wie der Schleim in ſeinem Halſe bei jedem Atemzuge raſſelte. Da ertönten draußen auf dem Flur die ſchweren Schritte der nahenden Ablöſung. Ein Gewehrkolben ſtieß hart auf den Boden. Die Tür des Krankenzimmers öffnete ſich: der Gefreite trat leiſe ein und zählte die Kranken. Nach einer Minute war die Tür wieder verſchloſſen, die neue Wache trat an, die Schritte des Wachtkommandos entfernten ſich, und wieder herrſchte Stille. Da erſt wurde ich gewahr, daß nicht weit von mir, links von meinem Bett, zwei nicht ſchliefen und miteinander zu flüſtern ſchienen. Das kam zuweilen vor: es lagen manche monatelang nebeneinander, ohne daß je ein Wort zwiſchen ihnen gewechſelt wurde, und dann plötzlich in einer Nacht, in einer herausfordernden Stunde, fängt der eine zu ſprechen an und breitet vor dem anderen, lauſchenden, ſeine ganze Verhangenheit aus.

Offenbar flüſterten ſie ſchon lange miteinander. Den Anfang hatte ich nicht gehört, und auch jetzt konnte ich nicht alles vernehmen, doch allmählich gewöhnte ſich mein Ohr daran, und ſo vernahm ich bald auch die einzelnen Worte. Ich konnte nicht ſchlafen: was ſollte ich tun, wenn ich nicht zuhörte? ...

Der eine erzählte glühend, lag aufgeſtützt im Bett, mit erhobenem Kopf und vorgeſtrecktem Halſe, damit ihn der andere beſſer höre. Augenſcheinlich war er erregt, es quälte ihn etwas und er wollte erzählen. Sein Zuhörer ſaß finſter und vollkommen gleichgültig auf ſeinem Lager, die Beine geradeaus geſtreckt; hin und wieder brummte er etwas als Antwort oder zum Zeichen ſeines Intereſſes, was er aber mehr anſtandshalber als aus wirklicher Teilnahme zu tun ſchien, und ſtopfte ſich fortwährend aus einem Horn Tabak in die Naſe. Er war ein Soldat aus der Strafkompagnie, Tſcherewin hieß er, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, ein mürriſcher Pedant, ein kalter Räſonneur und ſelbſtgefälliger Dummkopf. Der Erzähler, Schiſchkoff, war ein junger, noch nicht dreißigjähriger Sträfling unſerer Zivilabteilung, der in der Schneiderwerkſtätte arbeitete. Bis dahin hatte ich ihm wenig Beachtung geſchenkt; und auch ſpäter, ſo lange ich im Oſtrogg lebte, zog es mich nicht zu ihm. Er war ein leerer, unverſtändiger Menſch. Zuweilen ſchwieg er lange Zeit, war mürriſch, unfreundlich, ſprach wochenlang kein Wort. Zuweilen aber miſchte er ſich in Dinge ein, die ihn nichts angingen, verbreitete Klatſchgeſchichten, regte ſich wegen der nichtigſten Sachen auf, trieb ſich in allen Kaſernen umher, redete endlos, ereiferte ſich um nichts und wieder nichts. Verprügelte man ihn, ſo ſchwieg er wieder. Er war feig und geizig. Alle mißachteten ihn und behandelten

ihn auch danach. Er war nicht groß von Wuchs und mager, mit bald ſeltſam unruhigem, bald wieder ſtumpf brütendem Blick. Hatte er etwas zu erzählen, ſo begann er eifrig und erregt, ſogar mit lebhaften Geſten – bis er plötzlich abbrach, oder auf anderes überging, ſich von neuen Einzelheiten hinreißen ließ und ganz vergaß, wovon er zuerſt geſprochen hatte. Er ſtritt ſehr oft mit den anderen, und wenn er es tat, ſo warf er dem Gegner unbedingt etwas vor, etwa, wie ſehr jener ihm Unrecht getan habe und wie groß ſeine Schuld vor ihm ſei, und er ſprach mit Gefühl und war ſogar den Tränen nahe ... Er ſpielte die Balalaika nicht ſchlecht und er ſpielte ſie gern, und an Feiertagen tanzte er ſogar, und tanzte gut, wenn man ihn dazu veranlaßte ... Es war ſehr leicht, ihn zu etwas zu veranlaſſen ... Nicht, daß er ſo gehorſam geweſen wäre, aber er ſchloß gern Freundſchaft und tat dann alles, um dem neuen Freunde gefällig zu ſein.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich begriff, wovon ſie ſprachen. Auch ſchien es mir zuerſt, daß er vom eigentlichen Thema immer abwich. Vielleicht entging es ihm auch nicht, daß Tſcherewin für ſeine ganze Erzählung faſt überhaupt kein Intereſſe hatte, doch wollte er ſich, glaube ich, um ſo mehr einreden, daß ſein Zuhörer die Aufmerkſamkeit ſelbſt ſei. Vielleicht wäre es ihm ſehr ſchmerzlich geweſen, ſich vom Gegenteil zu überzeugen.

»... Kam er ſo auf den Markt,« erzählte er jetzt weiter, »dann grüßten ihn alle, ſie fühlten eben, das iſt ein Reicher!«

»Er handelte, ſagſt du?«

»Nun, ja, gewiß doch. Unter den Kleinbürgern bei uns war die Armut groß. Das reine Elend. Die Weiber trugen das Waſſer aus dem Fluß das ſteile Ufer hinauf, um dort die Gemüſegärten zu begießen, im Herbſt aber hatten ſie für

die ganze Plage nicht einmal Kohl zur Suppe. Nichts zu wollen. Nun, er aber hatte ein großes Stück Land, ließ das Feld von Knechten bearbeiten, hielt ihrer ganze drei, und dann hatte er noch einen großen Bienengarten, handelte mit Honig und auch mit Vieh, und so war er in unserem Ort sehr geachtet, mußt du wissen. Alt war er auch schon, an die siebenzig Jahre, die Knochen wurden ihm schon steif, hatte einen grauen langen Bart, war ein großer Mann. Kam er so im Fuchspelz auf den Markt, da wurde er von allen Seiten gegrüßt. Sehr ehrerbietig. – ‚Guten Tag, Väterchen Ankudim Trofimytsch!‘ – ‚Hab auch du einen guten Tag‘, sagt er. Keinen, wie du siehst, verachtete er. – ‚Laßt's Euch wohlergehen, Ankudim Trofimytsch!‘ – ‚Danke, wie geht es Euch?‘ fragt er. – ‚Ach, unsere Geschäfte sind weiß wie Ruß*, wie aber geht es Euch, Väterchen?‘ – ‚Auch wir leben,‘ sagt er, ‚trotz unserer Sünden.‘ – ‚So laßt's Euch denn wohlergehen, Ankudim Trofimytsch!‘ Niemand also wird von ihm verachtet, und spricht er, so ist jedes Wort einen Rubel wert. Er war auch sehr bibelkundig, verstand zu lesen und zu schreiben, er las aber nur die Heilige Schrift. Dann setzte er die Alte, sein Weib, vor sich hin: ‚Jetzt höre, Weib, und begreife!‘ sagt er, und dann fängt er an auszulegen und alles zu erklären, wie das da gemeint ist. Aber seine Alte war noch gar nicht alt, sie war seine zweite Frau, die er eben der Kinder wegen geheiratet hatte, denn von der ersten hatte er keine. Nun, aber von der zweiten, der Marja Stepanowna, hatte er zwei noch unerwachsene Söhne, von denen der jüngere, Wassjá, ihm noch mit sechzig Jahren geboren worden war, und außerdem hatte er noch eine Toch-

* Eine Redensart: sowenig wie Ruß weiß ist, ebensowenig machen wir Geschäfte. E. K. R.

ter, Akulka, das war die älteſte und damals achtzehn Jahre alt.«

»Und das war ſie, deine Frau?«

»Wart, zuerſt kommt noch Filka Moroſoff. ‚Du,‘ ſagt der Filka zu Ankudim, ‚zahl mir mal jetzt das Geld aus; gib mir alle vierhundert her. Ich will nicht mit dir handeln und deine Akulka‘, ſagt er, ‚will ich auch nicht. Jetzt‘, ſagt er, ‚lebe ich blau. Meine Eltern‘, ſagt er, ‚ſind jetzt geſtorben, ſo werde ich denn jetzt mein Geld verſaufen und dann gehe ich unter die Soldaten und komme nach zehn Jahren als Feldmarſchall wieder.‘ Ankudim zahlte ihm auch richtig das Geld aus, denn ſein Vater und Ankudim hatten mit gemeinſchaftlichem Kapital gehandelt. – ‚Ein verlorener Menſch biſt du‘, ſagt ihm der Alte. Er aber antwortet ihm: ‚Nun, noch weiß man nicht, ob ich verloren bin, bei dir aber, du Graubart, kann man ja nur lernen, mit dem Pfriem Milch zu löffeln. Du,‘ ſagt er, ‚du willſt mit jeder Kopeke reich werden, ſammelſt noch jeden Schmutz, weil er ſich vielleicht doch noch zur Kohlſuppe eignet. Ich aber ſpucke darauf. Du ſammelſt und ſammelſt, bis du des Teufels biſt. Ich dagegen‘, ſagt er, ‚ich habe Charakter! Deine Akulka aber nehme ich trotzdem nicht; ich habe‘, ſagt er, ‚ſowieſo ſchon mit ihr geſchlafen ...‘ – ‚Was!‘ ſchreit Ankudim, ‚wie wagſt du es, eines ehrenhaften Vaters ehrenhafte Tochter zu beſchimpfen! Wann haſt du mit ihr geſchlafen, du Schlangenbrut, du Hechtsblut!‘ Und ſelbſt bebt er am ganzen Körper. So erzählte Filka ſpäter. – ‚Haha, nicht nur keinen Filka Moroſoff wird ſie jetzt bekommen,‘ ſagt er, ‚ich werde dafür ſorgen, daß Eure Akulka überhaupt keiner mehr nehmen wird, auch der Mikita Grigorjitſch nicht, denn ſie iſt doch jetzt ehrlos. Schon ſeit dem Herbſt haben wir zuſammen-

gelebt, jetzt aber gehe ich für keine hundert Krebſe mehr darauf ein. Verſuch's doch: leg mir gleich hundert auf den Tiſch, da wirſt du ſehen, daß ich nicht einwillige ...'

Und da hub dann das Praſſen an, das war was! Die ganze Erde drehte er um, durch die ganze Stadt hörte man ſein Gelage. Er hatte ſich noch Freunde ausgeſucht, einen Haufen Geld beſaß er, drei Monate lang wurde gepraßt, bis alles aus war. ‚Ich werde,' ſagte er bisweilen, ‚wenn das Geld alle iſt, das Haus verkaufen, alles verkaufen, und dann gehe ich unter die Soldaten oder werde Landſtreicher!' Vom Morgen bis zum Abend praßte er und fuhr mit einem ſchellengeſchmückten Zweiſpänner durch die Stadt. Aber die Mädels liebten ihn ganz furchtbar. Das Waldhorn verſtand er ſchön zu blaſen.«

»Dann hatte er alſo mit der Akulka ſchon vorher die Sache gehabt?«

»Wart nur. Ich hatte damals auch gerade meinen Vater beerdigt, und meine Mutter backte Pfefferkuchen, arbeitete alſo auch für Ankudim, und davon lebten wir. Wir hatten aber ein ſchlechtes Leben. Wir hatten auch unſer Landſtück, das lag hinter dem Walde, wir ſäten auch unſer Korn, aber nach dem Tode des Vaters war es doch aus mit der Herrlichkeit, denn auch ich lebte blau, mußt du wiſſen. Von der Mutter holte ich das Geld mit Schlägen heraus ...«

»Das iſt nicht gut, wenn du's mit Schlägen herausgeholt haſt. Das iſt eine große Sünde.«

»Ich war aber, mußt du wiſſen, vom Morgen früh bis abends ſpät beſoffen. Unſer Häuschen ging noch an, nichts zu ſagen, war es auch verfault, ſo gehörte es doch uns, aber drinnen, da war nichts zu beißen. So ſaßen wir denn ohne Eſſen und nagten manche Woche am Hungertuch. Die

Mutter ſchilt mich, aber was mache ich mir daraus! ... Ich, mußt du wiſſen, ich wich damals keinen Schritt von Filka Moroſoff. Vom Morgen bis zum Abend war ich bei ihm. ‚Spiel‘, ſagte er, ‚auf der Gitarre mir vor und tanz, ich aber werde liegen und Geld auf dich werfen, denn ich bin der reichſte Menſch!‘ Und was er nicht alles tat! Nur Geſtohlenes nahm er nicht. ‚Ich bin kein Dieb,‘ ſagte er, ‚ſondern ein anſtändiger Menſch.‘ – Und eines Tages ſagte er: ‚Kommt, gehen wir und ſtreichen wir der Akulka die Haustür mit Pech an, denn ich will nicht, daß ſie den Mikita Grigorjitſch heiratet. Das iſt mir jetzt wichtiger als alles andere‘, ſagt er. Ankudim aber hatte ſchon früher die Abſicht gehabt, das Mädchen dem Mikita Grigorjitſch zu geben. Mikita war auch ſchon alt, ein Witwer mit einer Brille auf der Naſe, und er handelte gleichfalls. Als der nun hörte, was für Gerüchte über Akulka umgingen, da ſagte er natürlich ab. ‚Mir, Ankudim Trofimytſch,‘ ſagte er, ‚mir würde es zur großen Unehre gereichen, auch will ich in meinen alten Jahren überhaupt nicht mehr heiraten.‘ Und ſo gingen wir und ſtrichen Akulkas Tür mit Pech an. Sie aber wurde dafür geprügelt, unaufhörlich geprügelt ... Marja Stepanowna ſchreit: ‚Das überlebe ich nicht!‘ und der Alte ſagt: ‚In alter Zeit und unter ehrſamen Patriarchen würde ich ſie‘, ſagt er, ‚auf dem Scheiterhaufen totprügeln, heutzutage aber‘, ſagt er, ‚iſt in der Welt nichts als Finſternis und Fäulnis.‘ Die Nachbarn in der ganzen Straße hatten die Akulka ſchreien hören: ſie wurde vom Morgen bis zum Abend geprügelt. Filka aber ſagt auf dem Markt, daß es alle hören: ‚Ein prächtiges Mädchen iſt die Akulka, meine Freundin. Hübſch gewachſen, rein gekleidet, fragt mal, wen ſie liebt! Ich,‘ ſagt er, ‚ich habe ihnen dort eins auf die Naſe

gegeben, das werden ſie nicht ſobald vergeſſen.‘ Da traf auch ich einmal die Akulka, als ſie mit Waſſereimern ging, ich aber rief ihr nach: ‚Guten Tag, Akulina Kudimowna! ich grüße Euer Gnaden! Kannſt du es nicht ſchriftlich ſagen, mit wem du lebſt?‘ Das war alles, was ich ſagte. Sie aber blickte mich nur einmal an, ſo große Augen hatte ſie, ſelbſt aber war ſie ſo mager geworden wie ein Holzſpan. Als ſie mich nun anblickte, glaubte ihre Mutter, daß ſie mir zulache, und ſchrie ihr vom Hoftor zu: ‚Lachſt du ſchon wieder, du Schamloſe!‘ Und ſo wurde ſie an dieſem Tage wieder geprügelt. Eine ganze geſchlagene Stunde. ‚Ich werde ſie noch totprügeln, ſie iſt nicht mehr meine Tochter‘, ſchrie die Mutter.«

»Sie war alſo eine Herumtreiberin?«

»Nein, du höre nur zu, Bruder. Alſo wir fahren immer noch fort, Filka und ich, zu trinken, da kommt eines Tages meine Mutter zu mir, ich aber lag auf dem Rücken. ‚Was liegſt du, Elender,‘ ſagt ſie, ‚du Räuber, du Tagedieb!‘ Schimpft mich alſo. ‚Heirate doch,‘ ſagt ſie, ‚die Akulka iſt jetzt zu haben, heirate ſie. Die Alten werden froh ſein, wenn ſie noch einen wie dich für ſie bekommen. Und dreihundert Rubel geben ſie allein in barem Gelde.‘ Ich aber ſage: ‚Aber ſie iſt doch jetzt‘, ſage ich, ‚vor der ganzen Welt entehrt!‘ – ‚Du Dummkopf,‘ ſagt ſie, ‚mit dem Kranz iſt alles gutgemacht, und für dich iſt es doch um ſo beſſer, wenn ſie ſchuldig vor dir iſt. Das Geld aber werden wir brauchen können. Ich habe ſchon‘, ſagt ſie, ‚mit Marja Stepanowna geſprochen. Sie hörte mich ſehr aufmerkſam an.‘ Ich aber ſage: ‚Geld, zwanzig Rubel in Silber auf den Tiſch, dann heirate ich.‘ – und was glaubſt du wohl: ich war in einem Strich bis zur Hochzeit beſoffen. Und da kam noch Filka Moroſoff mit ſeinen Drohungen: ‚Ich werde dir‘, ſagte er,

‚als Akulinas Mann, alle Rippen eindrücken und mit deinem Weibe, wenn ich nur will, jede Nacht zuſammenſchlafen.‘ Ich aber ſage ihm: ‚Das lügſt du, du Hund!‘ Da aber hat er mir auf offener Straße ſolche Schmach angetan, daß ich nach Hauſe ging und ſagte: ‚Ich will nicht heiraten, wenn man mir nicht ſofort noch fünfzig Rubel auf den Tiſch legt!‘«

»Und man gab ſie dir auch wirklich zum Weibe?«

»Mir? Weshalb ſollte man nicht? Wir waren doch keine ehrloſen Leute. Mein Vater hatte erſt in der letzten Zeit durch eine Feuersbrunſt alles verloren, früher aber hatten wir noch reicher als ſie gelebt. Ankudim ſagte wohl: ‚Du haſt nichts.‘ – Ich aber antwortete ihm: ‚Bei Euch hat man die Türpfoſten mit nicht zu wenig Pech beſchmiert.‘ – Er aber ſagt: ‚Willſt du jetzt noch großtun? Beweiſe du zuerſt, daß ſie unehrlich iſt, allen Menſchen kann man nicht den Mund zubinden. Hier iſt Gott und dort iſt die Tür‘, ſagt er, ‚du brauchſt ſie nicht zu nehmen. Nur mußt du das Geld, das du erhalten haſt, dann zurückgeben.‘ Da machte ich denn mit Filka Moroſoff ein Ende: ich ließ ihm durch Mitrij Bykoff ſagen, daß ich ihn jetzt vor der ganzen Welt ehrlos machen werde, aber bis zur Hochzeit, mußt du wiſſen, war ich in einem Strich beſoffen. Erſt vor der Trauung erwachte ich. Als wir dann aus der Kirche wieder zurückgekommen waren und alle ſich hingeſetzt hatten, da ſagte Mitrofan Stepanytſch, alſo der Onkel: ‚Wenn es auch nicht ehrenhaft iſt,‘ ſagt er, ‚ſo iſt es doch nun feſt, die Sache iſt jetzt gemacht, vollzogen, und damit abgetan.‘ Der Alte, der Ankudim, war gleichfalls betrunken und weinte, ſaß auf ſeinem Stuhl, und die Tränen rollten ihm über die Backen in den Bart. Nun, ich aber, Freundchen, ich machte es damals ſo: ich ſteckte

eine Knute in die Taſche, die ich ſchon vor der Trauung bereitgelegt hatte, und ſo beſchloß ich denn, mich an der Akulka zu rächen, damit ſie wiſſe, was das heißt, durch ehrloſen Betrug einen Mann zu bekommen, und damit auch die anderen erführen, daß ich ſie nicht als Narr geheiratet hatte..«

»Ganz recht! Damit ſie es ſich für nächſtens merkt ...«

»Nein, Bruder, du warte noch etwas und hör mich an. In unſerer Gegend iſt es Sitte, daß man ſogleich nach der Trauung ins Hochzeitsgemach geht, die anderen aber trinken inzwiſchen ruhig weiter. Und ſo ließ man denn uns beide allein im Hochzeitsgemach. Sie ſitzt ſo bleich auf dem Bettrand, kein Blutstropfen im Geſicht. Das war die Angſt, mußt du wiſſen. Ihr Haar war auch ganz wie Flachs ſo hell. Und ihre Augen waren groß. Und immer ſchwieg ſie, nie hörte man ſie, ganz wie eine Stumme im Hauſe. Ganz wunderbar war ſie. Aber was meinſt du wohl, Bruder, kannſt du dir denken: ich hatte doch ſchon die Knute vorbereitet und hier gleich neben dem Bett hingelegt, ſie aber war, Bruder, ſie aber war, wie ſich zeigte – vollkommen unſchuldig vor mir ...«

»Was!?«

»Ganz und gar! Wie jede andere Ehrenwerte aus ehrenwertem Hauſe. Aber nun ſag du mir doch, Bruder, wofür hatte ſie nun nach alledem dieſe Qualen erduldet! Warum hatte denn nun Filka Moroſoff ſie vor der ganzen Welt entehrt?«

»Ja.«

»Da kniete ich denn vor ihr nieder, gleich dort vor dem Bett, faltete die Hände: ‚Mütterchen,‘ ſage ich, ‚Akulina Kudimowna, verzeih mir dummem Menſchen, daß ich dich auch für ſo eine gehalten habe. Verzeih mir,‘ ſage ich, ‚mir

Elenden!‘ Sie aber ſitzt vor mir auf dem Bett, ſieht mich an, legt mir beide Hände auf die Schultern, lacht, aber dabei rollen ihr die Tränen über die Wangen; ſie lacht und weint ... Wie ich da zu den andern wieder hinausging, da ſagte ich: ‚Begegnet mir jetzt noch einmal Filka Moroſoff, ſo hat er zum längſten auf der Welt gelebt!‘ Die Alten aber wußten gar nicht mehr, wie ſie noch beten ſollten: die Mutter fiel ihr zu Füßen und ſchrie faſt vor Schluchzen. Der Alte aber ſagte: ‚Hätten wir das nur gewußt oder geahnt, ſo hätten wir dir, meine geliebte Tochter, einen ganz anderen Mann ausgeſucht.‘ Und wie wir am nächſten Sonntag in die Kirche gingen, da trug ich eine ſchöne Lammfellmütze, einen Rock aus feinem Tuch und Beinkleider in reichen Falten. Sie trug einen neuen Haſenpelz und ein reinſeidenes Kopftuch. Siehſt du, ſo gingen wir. Wir waren ein ſchmukkes Paar und die Leute hatten ihre Freude an uns: ich ſah nicht übel aus, und Akulinuſchka konnte man nun nichts nachſagen, und zehn andere ſtach ſie immer noch aus! ...«

»Nun, ſchön.«

»Nun, aber höre nur weiter. Am nächſten Tage nach der Hochzeit lief ich von den Gäſten weg, obſchon ich betrunken war – riß mich aber los und lief. ‚Gebt ihn her, den Taugenichts Filka Moroſoff, gebt ihn nur her, den Schuft!‘ ſo ſchrie ich – ſchrie es auf dem Markt, mußt du wiſſen. Nun, ich war auch noch betrunken; da wurde ich denn nicht weit von Wlaſſoffs eingefangen und mit Gewalt von drei Mann nach Haus gebracht. Im ganzen Ort aber weiß man's ſchon. Die Mädchen und Weiber auf dem Markt ſtecken die Köpfe zuſammen: ‚Wißt ihr es ſchon, habt ihr es ſchon gehört? Die Akulka iſt ja ganz unſchuldig geweſen!‘ Filka aber ſagte

mir kurz darauf in Gegenwart von anderen, und ſagt mir ſo: ‚Verkauf deine Frau, – wirſt betrunken ſein. Bei uns‘, ſagt er, ‚hatte der Soldat Jaſchka nur deswegen geheiratet: bei ſeinem Weibe hat er nie geſchlafen, dafür aber war er drei Jahre lang betrunken.‘ Ich ſage ihm: ‚Du biſt ein Schurke!‘ – ‚Du aber biſt ein Dummkopf‘, ſagt er. ‚Man hat dich doch in betrunkenem Zuſtand verheiratet, was konnteſt du denn da beurteilen?‘

Ich kam nach Haus und ſchrie: ‚Ihr,‘ ſage ich, ‚ihr habt mich betrunken mit ihr verheiratet!‘ Die Mutter wollte mich wohl noch bereden, ich aber ſagte: ‚Dir ſind die Ohren mit Gold vollgeſtopft, du hörſt nichts anderes. Gib die Akulka her!‘ Nun, und dann fing das Prügeln an. Ich prügelte ſie, mußt du wiſſen, ich prügelte ſie zwei Stunden, bis ich ſelbſt umfiel. Drei Wochen lag ſie im Bett, ohne aufzuſtehen.«

»Es iſt ja wahr,« meinte Tſcherewin phlegmatiſch, »ſchlägſt du ſie nicht, ſo ... Hatteſt du ſie denn mit einem Liebhaber überraſcht?«

»Nein, das nicht«, ſagte nach einigem Schweigen und gleichſam ſich überwindend Schiſchkoff. »Es kränkte mich aber doch gar zu ſehr, daß die Menſchen mich ſo beleidigen durften, und der Anſtifter von allem war natürlich der Filka. ‚Deine Frau‘, ſagt er, ‚iſt für dich nur ein Modell,‘ ſagt er, ‚damit die Leute ſie anſehen.‘ Und einmal feierte er wieder ein großes Feſt und hatte auch mich zu Gaſt geladen, und da ſagte er: ‚Seine Frau‘, ſagt er, ‚iſt edelmütig und ehrerbietig, iſt hübſch und freundlich, und jedermann beneidet ihn jetzt! Aber haſt du ſchon vergeſſen, Burſche, wie du ſelbſt ihre Tür mit Pech beſchmiert haſt?‘ Ich ſaß dort betrunken auf dem Stuhl, da faßte er mich an den Haaren und ſchüttelte mich und drückte mich nieder. ‚Tanz,‘ ſagt er,

‚Akulinas Mann, ich werde dich ſo an den Haaren halten, du aber tanz zu meiner Beluſtigung!‘ – ‚Ein Schurke biſt du!‘ ſchreie ich. Er aber ſagt zu mir: ‚Ich werde mit meiner ganzen Horde zu Akulka fahren, zu deiner Frau, und ſie in deiner Gegenwart mit Ruten prügeln, ſoviel ich will.‘ So fürchtete ich denn, glaub oder glaub mir nicht, einen ganzen Monat, das Haus zu verlaſſen: wenn er inzwiſchen kommt, dachte ich, und einem dieſe Schande antut – was dann? Und da fing ich denn an ſie zu prügeln ...«

»Wozu da prügeln! Hände kann man binden, von Zungen aber bindeſt du keine einzige. Viel ſchlagen taugt auch nicht. Beſtrafe, belehre, dann aber ſei auch wieder gut zu ihr. Dafür iſt ſie doch Weib.«

Schiſchkoff ſchwieg eine Zeitlang.

»Es kränkte mich,« begann er dann von neuem, »und da wurde mir das Prügeln zur Gewohnheit: manchen Tag prügelte ich ſie vom Morgen bis zum Abend. Schlage ich ſie nicht, ſo iſt es langweilig. Sie ſaß gewöhnlich am Fenſter, ſieht hinaus, ſchweigt, weint ... Immer weinte ſie, ſie tat mir auch leid, aber ich ſchlug ſie trotzdem. Meine Mutter ſchalt mich oft genug ihretwegen: ‚Ein Elender biſt du,‘ ſagt ſie, ‚ein Zuchthausknecht!‘ – Ich aber ſchreie: ‚Ich werde ſie totſchlagen! und daß mir jetzt niemand was zu ſagen wage, denn man hat mich mit Betrug verheiratet!‘ Zuerſt kam noch der alte Ankudim ſelber: ‚Du biſt doch nicht Gott weiß was für ein Hochgeſtellter, daß man mit dir nicht fertig werden könnte, ich werde ſchon einen Richter finden, der dir anderes beibringen wird!‘ Dann aber ließ er es bleiben und kam nicht wieder. Marja Stepanowna aber war ganz ſtill geworden. Einmal kam ſie und bittet unter Tränen: ‚Ich bin mit einer Beläſtigung zu dir gekommen, Iwan

Sſemjonytſch, ſie iſt nicht groß, aber die Bitte iſt um ſo größer. Schenk uns Sonnenlicht und Freude,' ſagt ſie, verbeugt ſich tief vor mir, ‚beſänftige dich, verzeihe du ihr! Böſe Menſchen haben unſere einzige Tochter verleumdet, du aber weißt doch ſelbſt, daß du ein unſchuldiges Mädchen zum Weibe bekommen haſt ...' Und ſie verbeugt ſich bis zur Erde vor mir, weint. Ich aber mache mich ſtolz: ‚Ich will euch alle überhaupt nicht anhören! Werde jetzt mit euch allen machen, was ich will, denn ich kann mich jetzt nicht beherrſchen. Filka Moroſoff aber', ſage ich, ‚iſt mein Kamerad und beſter Freund ...'«

»Gingt alſo wieder beide durch?«

»Wo! Bei dem konnte man überhaupt nicht mehr ankommen! Sein eigen Hab und Gut hatte er bis aufs Letzte verpraßt und dann hatte er ſich einem reichen Kleinbürger verkauft, um für deſſen älteſten Sohn unter die Soldaten zu gehen. In unſerer Gegend aber iſt ein ſolcher bis zu dem Tage, wo er weggeführt wird, der erſte Herr im Hauſe deſſen, für den er geht, dann muß dort alles vor ihm im Staube liegen, er aber iſt unumſchränkter Herr im Hauſe. Geld erhält er eine Menge, und bis zum Abgang lebt er im Hauſe, lebt dort ein halbes Jahr womöglich, und wie er dann die Beſitzer behandelt, das iſt gar nicht auszureden – trag' nur die Heiligenbilder hinaus! ‚Ich gehe,' ſagt er, ‚gehe, mußt du wiſſen, für deinen Sohn unter die Soldaten, auf fünfundzwanzig Jahre, ich bin alſo euer Wohltäter, folglich müßt ihr mich alle achten, oder ſonſt ſage ich ab!' Und ſo lebte denn auch Filka großartig, ſchläft mit der Tochter, zieht den Hausherrn jeden Tag nach dem Eſſen am Bart – alles nur zu ſeinem Vergnügen. Jeden Tag muß für ihn die Badeſtube geheizt werden und für den Dampf muß

auf die heißen Ofenſteine nicht Waſſer, ſondern Branntwein gegoſſen werden, und womöglich verlangt er noch, von den Badeweibern auf den Händen getragen zu werden. Kommt er von einer Spazierfahrt zurück, ſo bleibt er auf der Straße ſtehen: ‚Ich will nicht durch das Hoftor, reißt den Zaun nieder!‘ ſagt er, und ſo wird neben dem Hoftor der Zaun niedergeriſſen und dann erſt ſpaziert er hinein. Endlich war die Zeit vorüber, er mußte unter die Soldaten. Eine Menge Volks begleitet ihn, die ganze Straße iſt voll Menſchen: Filka Moroſoff fährt fort! Er aber grüßt nach allen Seiten. Akulka aber kam gerade aus dem Gemüſegarten zurück. Wie Filka ſie erblickt – es war dicht vor unſerem Hoftor – da ſchreit er: ‚Halt!‘ ſpringt aus dem Wagen, geht geradewegs auf ſie zu und verbeugt ſich bis zur Erde vor ihr! ‚Du meine Seele,‘ ſagt er, ‚mein Licht, zwei Jahre liebte ich dich, jetzt aber führt man mich mit Muſik zu den Soldaten. Vergib mir,‘ ſagt er, ‚du ehrenhafte Tochter eines ehrenhaften Vaters, denn ich Elender bin ſündig vor dir, ich allein trage an allem die Schuld!‘ Und er verbeugt ſich zum zweitenmal bis zur Erde vor ihr. Die Akulka aber ſtand zuerſt ganz wie erſtarrt, dann aber verneigte ſie ſich tief vor ihm und ſagte: ‚Vergib auch du mir, Verwegener, doch habe ich nichts Böſes von dir erfahren.‘

Ich ging ihr nach ins Haus: ‚Was haſt du zu ihm geſagt, du Hündin?‘ Sie aber, glaub oder glaub mir nicht, ſie ſah mich nur an und ſagte: ‚Ich liebe ihn jetzt noch mehr als mein Leben!‘«

»Sieh mal an!...«

»Ich ſprach an dieſem Tage kein Wort zu ihr... Erſt am Abend ſagte ich: ‚Akulka! Jetzt werde ich dich totſchlagen‘, ſagte ich. In der Nacht fand ich keinen Schlaf, ging in den Flur und

trank etwas Kwas. Die Morgenröte war kaum erſt zu ſehen am Himmel. Ich ging in die Stube zurück. ‚Akulka,‘ ſage ich, ‚ſteh auf, wir müſſen auf das Feld hinausfahren.‘ Ich hatte auch früher ſchon davon geſprochen, daß ich hinfahren würde, die Mutter wußte es ſchon. ‚Das iſt gut,‘ hatte ſie geſagt, ‚jetzt iſt Arbeitszeit, der Knecht ſoll aber dort ſchon den dritten Tag faulenzen.‘ Ich ſchirrte ſchweigend das Pferd an, ſage kein Wort. Wenn man aus unſerem Städtchen hinausfährt, ſo beginnt ſogleich ein Fichtenwald, ganze fünfzehn Werſt zieht er ſich hin, und hinter dem Walde lag unſer Acker. Als wir ſo an drei Werſt durch den Wald gefahren waren, hielt ich das Pferd an: ‚Steig' aus, Akulina,‘ ſage ich, ‚dein Ende iſt gekommen.‘ Sie ſah mich an und erſchrak, ſtieg aus dem Wagen, ſteht, ſchweigt. ‚Ich habe dich ſatt,‘ ſage ich, ‚bet zu Gott!‘ Und wie ich ſie dann ſo an den Haaren erfaßte – ihre Zöpfe waren lang und dick, die wickelte ich mir um die Hand –, drückte ich ſie hinterrücks nieder und klemmte ſie zwiſchen die Knie, zog mein Meſſer hervor, riß ihren Kopf zurück, und ſtieß ihr das Meſſer in die Kehle... Wie ſie da aufſchrie und das Blut hervorſpritzte, da warf ich das Meſſer weg, umfing ſie mit beiden Armen von vorn, warf mich mit ihr zur Erde, umklammerte ſie und ſchrie über ihr, ſchrie und ſchrie; und ſie ſchreit und ich ſchreie. Sie zittert und ſchlägt um ſich, will ſich aus meinen Armen befreien, das Blut aber, das Blut – ſtrömt mir über das Geſicht, über die Hände, es ſprudelt nur ſo hervor, ſprudelt nur ſo. Da überkam mich plötzlich Angſt, ich ließ ſie liegen, ließ das Pferd ſtehen, ſelbſt aber lief ich, was ich laufen konnte, lief und lief auf Umwegen in unſere Badeſtube – wir hatten noch ſo eine alte, die nicht mehr benutzt wurde, ſie ſtand da am Hauſe:

dort verkroch ich mich unter die Schwitzbänke und ſitze da in einer Ecke. Bis zur Nacht ſaß ich dort.«

»Und die Akulka? Wie blieb's denn mit der?«

»Ja, ſie muß wohl nach mir aufgeſtanden ſein, um den Weg zurückzugehen. Wenigſtens hat man ſie ſo hundert Schritt von jenem Ort gefunden.«

»Dann haſt du ihr die Gurgel alſo nicht ganz durchgeſchnitten.«

»Ja...« Schiſchkoff ſtockte einen Augenblick.

»Da iſt ſo eine Ader,« bemerkte Tſcherewin, »wenn du ſie, dieſe ſelbe Ader, nicht auf den erſten Hieb durchſchneideſt, ſo lebt der Menſch immer noch weiter, und wieviel Blut auch herausfließt, der Menſch ſtirbt nicht.«

»Aber ſie iſt doch geſtorben. Tot hatte man ſie am Abend gefunden. Man machte ſofort Anzeige, man begann mich zu ſuchen und fand mich noch vor der Nacht in der Badeſtube ... Jetzt iſt es ſchon das vierte Jahr, das ich hier lebe«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

»Hm... Es iſt ja... wahr: ſchlägt man nicht – dann kommt auch nichts Gutes heraus,« meinte kaltblütig und methodiſch Tſcherewin, indem er wieder das Horn hervorzog. Langſam und mit Genuß begann er ſeinen Tabak zu ſchnupfen. »Und andererſeits wiederum«, fuhr er fort, »biſt du dabei doch ein großer Dummkopf geweſen, wie man ſieht. Ich traf auch einmal mein Weib mit einem Liebhaber an. Da führte ich ſie denn in den Schuppen, legte die Pferdeleine doppelt. ‚Wem', fragte ich, ‚ſchwörſt du nun Treue? Wem?' und dann prügelte ich ſie, prügelte, prügelte, mit der Pferdeleine nämlich, anderthalb Stunden, bis ſie ſchrie: ‚Werde deine Füße waſchen,' ſchrie ſie, ‚und das Waſſer nachher trinken.' Awdotja hieß ſie.«

V.

Die Sommerzeit.

Doch ſchon iſt es Anfang April und Oſtern ſteht vor der Tür. Allmählich beginnen auch die Sommerarbeiten. Die Sonne wird mit jedem Tage wärmer und heller, die Luft duftet nach Frühling und hat eine ſtarke Wirkung auf Körper und Seele. Die anbrechenden ſchönen Tage erregen auch den gefeſſelten Menſchen und erwecken in ihm ein Wünſchen, Streben und Sehnen. Ich glaube, bei hellem Sonnenſchein verlangt es ihn noch viel mehr nach Freiheit, als an einem trüben Winter- oder Herbſttage, er trauert viel tiefer um das Verlorene: das iſt mir an allen Gefangenen aufgefallen. Es iſt, als freuten ſie ſich über die hellen Tage, gleichzeitig aber verſtärkt ſich in ihnen auch eine gewiſſe Ungeduld und Reizbarkeit. Ich habe bemerkt, daß es im Frühling viel öfter Streit im Oſtrogg gab. Häufig hörte man Geſchrei, Lärm, Gejohle, viel öfter kam es zu tollen Streichen. Doch an denſelben Tagen bemerkte man bisweilen bei der Arbeit einen nachdenklichen, unverwandten Blick in die bläuliche Ferne, hinüber zum anderen Ufer des Irtyſch, wo die freie Kirgiſiſche Steppe begann, die ſich wie ein ausgebreitetes Tuch über anderthalbtauſend Werſt weit hinzog; dann hörte man, wie jemand aufſeufzte, tief aus voller Bruſt, ganz als ziehe es ihn unwiderſtehlich,

dieſe ferne freie Luft einzuatmen und dadurch ſeine bedrückte gefeſſelte Seele zu erleichtern.

»Ach ja!« ſeufzt dann plötzlich der Arreſtant und macht ſich, als hätte er mit einem energiſchen Entſchluß das Träumen und Sinnen abgeſchüttelt, ungeduldig und mürriſch wieder an die Arbeit, greift nach dem Spaten oder nach den Ziegeln, die von einem Ort nach dem andern zu tragen ſind. Nach einer Minute vergißt er bereits ſeine plötzliche Empfindung und beginnt zu lachen oder zu ſchimpfen, je nach ſeiner Charakterveranlagung; oder er macht ſich plötzlich mit ungewöhnlichem, ganz unpaſſendem Eifer an ſeine »Aufgabe«, wenn er eine ſolche erhalten hat, und arbeitet mit Anſtrengung aller Kräfte, ganz als wolle er durch die ſchwere Arbeit irgend etwas in ſich erdrücken, was ihn von innen quält und beengt. Dieſes ganze gefeſſelte, ſtarke Volk ſtand größtenteils in der Blüte ſeiner Jahre und Kräfte... Schwer ſind die Feſſeln in dieſer Zeit! Ich will hier nichts dichteriſch beſchönigen: ich bin überzeugt, daß ich nur die Wahrheit ſage. Ganz abgeſehen davon, daß in der Wärme, in der ſonnigen Frühlingsluft – wenn man mit ganzer Seele, mit ſeinem ganzen Weſen die rings um einen mit unermeßlicher Kraft auferſtehende Natur fühlt und ſieht – das verſchloſſene Gefängnis, die ewige Eskorte und das beſtändige Leben nach fremdem Willen noch viel ſchwerer zu ertragen ſind, – ganz abgeſehen davon, beginnt doch in dieſer Frühlingszeit ſchon mit der erſten Lerche in ganz Sibirien und ganz Rußland das Vagabundieren: dann entflieht auch ſo manch einer aus den Gefängniſſen und flüchtet in den Wald. Dann ſchweifen ſie, nach dem Leben in den dumpfen, engen Stuben, nach Strafen, Ketten und Stöcken, in der größten Freiheit überall umher, wo es ihnen gerade gut gefällt und

das Leben angenehm iſt. Sie eſſen und trinken, was ſich gerade findet, was Gott ſchickt, und in der Nacht ſchlafen ſie zufrieden irgendwo im Walde ein, oder auf freiem Felde, ſorglos, frei, ohne die quälende Sehnſucht des Gefangenen – wie die Waldvögel, nachdem ſie nur den Sternen des Himmels gute Nacht geſagt haben, während Gottes Auge allein über ſie wacht. Gewiß hat es mitunter auch ſein Unangenehmes, unter »General Kukuſchkin zu dienen«, da heißt es oft Hunger und Müdigkeit ertragen, oft ſieht man in ganzen vierundzwanzig Stunden nichts Eßbares, vor jedem Menſchen muß man ſich verſtecken, man muß ſtehlen und plündern und mitunter auch morden. »Der Anſiedler iſt wie ein Kind, was er nur ſieht, das nimmt er«, ſagt man in Sibirien. Dasſelbe Sprichwort kann auch auf den Landſtreicher angewandt werden. Selten iſt er kein Räuber und faſt immer ein Dieb. Allerdings ſtiehlt er mehr aus Notwendigkeit als aus Beruf. Es gibt geradezu eingefleiſchte Landſtreicher. Manch einer entläuft noch als Anſiedler, wenn er die Oſtroggjahre ſchon hinter ſich hat. Man ſollte meinen, er ſei zufrieden und ſichergeſtellt als Anſiedler, aber nein! – es zieht ihn irgendwohin, es ruft ihn fort. Das Leben in den Wäldern, das arm und ſchwer, dafür aber frei und voll Abenteuer iſt, hat etwas Bezauberndes, einen gleichſam geheimnisvollen Reiz für diejenigen, die ihn einmal empfunden haben. Und plötzlich iſt ein Menſch davongelaufen, nicht ſelten ein beſcheidener, gewiſſenhafter Mann, der ein guter anſäſſiger Bürger und ein tüchtiger Arbeitsmann zu werden verſprach. Manch einer heiratet ſogar und zeugt Kinder, lebt ſeine fünf Jahre ruhig an ein und demſelben Ort, bis er eines ſchönen Morgens, ganz plötzlich, verſchwunden iſt, Weib, Kinder und den ganzen Bezirk, in dem man ihn

untergebracht hat, in Staunen und Verwunderung verſetzend. Im Oſtrogg machte man mich auf einen ſolchen Flüchtling aufmerkſam. Er hatte kein einziges namhaftes Verbrechen begangen, wenigſtens hatte nie jemand etwas Derartiges von ihm gehört, er war aber ſein ganzes Leben lang Landſtreicher geweſen. Er hatte im Süden Rußlands gelebt, war bis zur Donau gekommen, war im Kaukaſus, in der Kirgiſiſchen Steppe und im Oſten Sibiriens geweſen – überall. Wer weiß, vielleicht wäre aus ihm unter anderen Verhältniſſen bei ſeiner Abenteuerluſt ein zweiter Robinſon Cruſoe geworden. Übrigens wurde alles das von anderen über ihn erzählt, er ſelbſt aber ſprach wenig im Oſtrogg, eigentlich nur das durchaus Notwendige. Er war ein äußerſt kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, von friedlichem Charakter, mit ungewöhnlich ruhigem und ſogar ſtumpfem Geſichtsausdruck – ſtumpf bis zur Idiotie. Im Sommer ſaß er mit Vorliebe in der Sonne, um ſich braten zu laſſen, und unfehlbar ſummte er dann ein Liedchen vor ſich hin, gewöhnlich aber ſo leiſe, daß es auf fünf Schritt nicht mehr zu hören war. Seine Geſichtszüge waren gleichſam hölzern, er aß wenig und faſt nur Brot. Niemals kaufte er ſich einen Kalatſch oder einen Schluck Branntwein, aber es iſt auch kaum anzunehmen, daß er jemals Geld beſaß und kaum dürfte er verſtanden haben, bis hundert zu zählen. Zu allem verhielt er ſich unerſchütterlich ruhig. Die Oſtrogghunde fütterte er zuweilen aus der Hand, was ſonſt niemand bei uns tat... Ja, im allgemeinen liebt es der ruſſiſche Menſch nicht, Hunde aus der Hand zu füttern. Es hieß, daß er verheiratet geweſen ſei, ſogar zweimal, daß er irgendwo auch Kinder habe... Für welches Vergehen er in unſeren Oſtrogg gekommen war, vermag ich nicht zu ſagen. Die an-

deren Sträflinge erwarteten immer, daß er entfliehen werde, aber entweder war ſeine Zeit noch nicht gekommen, oder er war ſchon zu alt geworden; jedenfalls lebte er gemächlich dahin, und verhielt ſich mit einer gewiſſen Beſchaulichkeit zu dieſer ganzen ſonderbaren Umgebung, in die er hineingeraten war. Übrigens kann man nicht dafür bürgen, daß er im Oſtrogg geblieben iſt, obſchon, ſollte man meinen, keinerlei Berechnung für ihn darin gelegen hätte, zu entfliehen. Dennoch iſt, im großen ganzen genommen, das freie Waldleben der Vagabunden im Vergleich zum Oſtroggleben ein Paradies. Der Unterſchied liegt ja ſo auf der Hand, daß von einem Vergleich überhaupt keine Rede ſein kann. Wenn dieſes Leben auch noch ſo ſchwer iſt, ſo lebt der Menſch doch nach ſeinem eigenen freien Willen. Daher kommt es, daß in Rußland jeder Gefangene, wo er auch ſein mag, im Frühling, ſobald die erſten Lerchen erſcheinen und die Tage wärmer werden, unruhig wird. Wenn auch längſt nicht jeder von ihnen zu entfliehen beabſichtigt – ja man kann wohl ſagen, daß infolge der vielen Schwierigkeiten und Gefahren nur einer vom Hundert ſich dazu entſchließt –, ſo werden die neunundneunzig andern doch wenigſtens davon träumen, wie und wohin man wohl entfliehen könnte, und ſchon der Wunſch, die bloße Vorſtellung der Möglichkeit ſchafft ihnen eine gewiſſe Erleichterung. Manch einer erinnert ſich vielleicht auch nur einer früher von ihm ausgeführten Flucht... Ich rede jetzt nur von den bereits Verurteilten; die noch unter Anklage Stehenden entſchließen ſich viel eher, zu entfliehen – die auf beſtimmte Zeit Verurteilten dagegen höchſtens zu Anfang ihrer Strafzeit. Denn hat der Sträfling ſchon zwei oder drei Jahre abgedient, ſo beſchließt er bei ſich, doch lieber die

Strafzeit »geſetzlich abzuleben« und dann als Anſiedler irgendwo untergebracht zu werden, als dieſes Wagnis zu verſuchen: er weiß, daß es ihm, wenn die Flucht mißlingt, bitter ſchlecht ergeht. Und das Mißlingen iſt ſo leicht möglich. Höchſtens einem von zehn gelingt es tatſächlich, »ſein Schickſal zu ändern«. Auch von den zu feſtgeſetzter Strafzeit Verurteilten entſchließen ſich am eheſten diejenigen dazu, denen eine gar zu lange Strafzeit bevorſteht. Fünfzehn bis zwanzig Jahre erſcheinen als Ewigkeit, und daher iſt der Betreffende immer geneigt, an eine Änderung ſeines Geſchickes zu denken, ſelbſt wenn er ſchon zehn Jahre in der Katorga geweſen iſt und ihm nur noch die kleinere Hälfte bevorſteht. Hinzu kommt, daß auch die Brandmäler die Flucht teilweiſe noch ausſichtsloſer machen. Der techniſche Ausdruck für Flucht iſt: »ſein Schickſal ändern«. So antwortet auch der auf der Flucht wieder eingefangene Sträfling – daß er nur ſein Schickſal habe ändern wollen. Dieſer etwas literariſche Ausdruck iſt tatſächlich die ſtehende Bezeichnung dafür. Jeder Flüchtling hat nicht ſo ſehr im Auge, ſich vollſtändig zu befreien – er weiß ſehr wohl, daß das nicht ſo leicht iſt –, als eben nur eine Änderung ſeines Lebens herbeizuführen, gleichviel, ob er in ein anderes Gefängnis kommt, oder zu den Anſiedlern, oder ob er wegen eines neuen Verbrechens – das er während des Vagabundierens begeht – von neuem verurteilt wird. Mit einem Wort: gleichviel wohin, nur weg von dem Alten, Überdrüſſigen, weg aus dieſem Oſtrogg.

Alle dieſe Flüchtlinge erſcheinen, wenn ſie im Laufe des Sommers nicht irgendeinen geeigneten Aufenthaltsort zum Überwintern finden – wenn ſie zum Beiſpiel nicht auf jemanden ſtoßen, der einen Vorteil darin findet, ſie zu be-

herbergen, oder ſchließlich, wenn ſie ſich keinen Paß verſchaffen können, was nicht ſelten durch Mord geſchieht – alle dieſe Entlaufenen erſcheinen dann im Herbſt, wenn ſie nicht ſchon früher eingefangen ſind, gewöhnlich in ganzen Scharen als Landſtreicher in den Städten oder Feſtungen und kommen in einen Oſtrogg. Selbſtverſtändlich wollen ſie im Gefängnis nur überwintern und hoffen, im Frühling wieder entfliehen zu können.

Der Frühling hatte auch auf mich ſeinen Einfluß. Ich weiß noch, wie ſehnſüchtig ich durch die Spalten des Paliſadenzaunes ſpähte und lange Zeit ſo ſtand, die Stirn an einen Pfahl gepreßt, und unverwandt, unerſättlich auf unſeren Feſtungswall ſchaute, wie dort das Gras grünte und wie der ferne Himmel mit jedem Tage ein tieferes Blau zeigte. Unruhe und Sehnen wuchſen mit jedem neuen Tage in meiner Bruſt und der Oſtrogg wurde mir immer verhaßter. Die Feindſeligkeit der anderen, die ich als Adliger in dieſen erſten Jahren ununterbrochen fühlen mußte, wurde mir unerträglich, ſie vergiftete geradezu mein Leben. In dieſen erſten Jahren ging ich oft, ohne krank zu ſein, ins Lazarett, nur um nicht im Oſtrogg zu bleiben, nur um mich von dieſer ewigen, durch nichts aufzuhebenden allgemeinen Feindſchaft zu befreien. »Ihr eiſernen Schnäbel, ihr habt uns totgehackt«, ſagten die Arreſtanten zu uns. Wie beneidete ich oftmals die Verbrecher aus dem Volke, die in den Oſtrogg kamen! Dieſe waren im Augenblick mit allen befreundet. Und darum machte mich der Frühling, die Zeit der allgemeinen Lebensbejahung in der Natur, traurig und reizbar.

Kurz vor Oſtern – ich glaube, es war in der ſechſten Faſtenwoche – nahm ich das Abendmahl. Zu Beginn der

Faſten war der ganze Oſtrogg vom älteren Unteroffizier in ſieben Abteilungen geteilt worden, nach der Zahl der Faſtenwochen. In jeder Abteilung waren etwa dreißig Menſchen. Die ſechſte Woche, in der ich zum Abendmahl ging, gefiel mir ſehr. Die ganze Abteilung war dann von der Arbeit befreit, und wir gingen täglich zwei- oder dreimal zur Kirche, die nicht ſehr weit vom Oſtrogg lag. Lange war ich nicht mehr in einer Kirche geweſen. Der feierliche Gottesdienſt, der einem noch aus der fernen Kindheit im Elternhauſe ſo gut erinnerlich war, die ernſten Gebete, die Betenden – alles das rief in meiner Seele längſt, längſt Vergangenes wach, erinnerte mich an Eindrücke der Kinderjahre, und ich weiß noch, ich fühlte mich ſeltſam wohl, wenn wir unter Eskorte mit geladenem Gewehr am Morgen über den vom Nachtfroſt hartgefrorenen Boden ins Gotteshaus gingen. Die Eskorte ging übrigens nicht mit in die Kirche. Wir ſtanden dort zuſammengedrängt dicht bei der Tür, auf dem letzten Platz, von wo aus man nur die tiefe Stimme des Diakons hörte und hin und wieder den ſchwarzen Talar und das Silberhaar des Geiſtlichen ſah. Ich dachte daran, wie ich früher als Kind zuweilen auf das am Eingang der Kirche zuſammengedrängte Volk geſchaut hatte, das vor dicken Epauletten zur Seite trat, oder vor einem wohlgenährten Herrn oder einer aufgeputzten, wenn auch frommen Dame, die alle unbedingt zur erſten Reihe ſtrebten und auch dort noch jeden Augenblick bereit waren, um einen beſſeren Platz zu ſtreiten. Damals hatte es mir geſchienen, daß dort am Eingang anders gebetet wurde als bei uns: dort betete man ſo ſtill und andächtig, mit ſo bewußter innerer Demut.

Jetzt ſtand ich ſelbſt auf dieſem Platze, ja nicht einmal auf dieſem! Wir waren gefeſſelt und gebrandmarkt, uns

mieden alle, und man fürchtete uns ſogar. Jedesmal gab man uns Almoſen, und ich weiß noch, wie mir das ſogar gewiſſermaßen angenehm war: es lag eine gewiſſe verfeinerte, ganz beſondere Empfindung in dieſem eigenartigen Gefühl. »Mag es nur, mag es denn ſein, wenn es einmal ſo iſt!« dachte ich. Die Sträflinge beteten andächtig, und ein jeder von ihnen brachte jedesmal ſeine armſelige Kopeke mit, ſei es für ein Licht, ſei es für die Sammelbüchſe. »Auch ich bin doch ein Menſch,« dachte oder fühlte er vielleicht, wenn er ſeine kleine Münze hineinwarf, »vor Gott ſind alle gleich«... Das Abendmahl nahmen wir nach dem Frühgottesdienſt. Als der Geiſtliche mit dem Kelch in der Hand die Worte ſprach: »...und nimm mich auf wie den ſündigen Verbrecher« – da knieten alle mit einem Male nieder, während die Ketten aufklirrten, denn ein jeder ſchien die Worte buchſtäblich auf ſich zu beziehen.

Und dann kam die heilige Oſterwoche. Wir erhielten jeder ein Ei und ein Stück Weizenbrot. Aus der Stadt wurden wieder Gaben in Mengen geſchickt. Wieder kam der Geiſtliche mit dem Kreuz, wieder erſchienen die höchſten Vorgeſetzten, wieder gab es fette Kohlſuppe und nachher Schlemmerei und Trunkenheit, genau ſo wie am Weihnachtsfeſte, nur mit dem einen Unterſchied, daß man jetzt bereits auf dem Hof ſpazieren und ſich im Sonnenſchein wärmen konnte. Es war heller, freier, als im Winter, gleichzeitig aber auch wehmütiger. Der lange, endloſe Sommertag wirkte als Feiertag noch ganz beſonders lang und ward ſchließlich unerträglich. An den Werktagen wurde die Zeit doch wenigſtens durch die Arbeit verkürzt.

Die Sommerarbeiten waren allerdings viel ſchwerer als die Winterarbeiten. Wir waren größtenteils bei den Militär-

bauten beſchäftigt. Die Sträflinge bauten, gruben, mauerten; andere wiederum erhielten die Schloſſer-, Tiſchler- und Malerarbeiten zugewieſen, oder was ſonſt bei den Ausbeſſerungsarbeiten erforderlich war. Wieder andere gingen in die Ziegelbrennerei, um Ziegel zu formen. Dieſe Arbeit wurde bei uns für die ſchwerſte gehalten. Die Ziegelei lag von der Feſtung drei bis vier Werſt entfernt. Im Sommer begab ſich täglich ein Trupp von faſt fünfzig Mann ſchon um ſechs Uhr morgens dorthin. Zu dieſer Arbeit wurden die ſogenannten »Schwarzarbeiter« beſtimmt, d. h. die Nichthandwerker, die nicht in den Werkſtätten beſchäftigt waren. Sie nahmen ihr Brot mit, da ſie wegen der größeren Entfernung zum Mittageſſen nicht in den Oſtrogg zurückkehrten, was einen Marſch von acht Werſt erfordert hätte, und ſo erhielten ſie ihr Mittageſſen erſt am Abend. Die Aufgaben aber wurden für den ganzen Tag gegeben, und zwar waren ſie gewöhnlich ſo groß, daß der Arbeiter kaum mit ihnen fertig werden konnte, ſelbſt wenn er ununterbrochen arbeitete. Zuerſt mußte man den Lehm graben und aus der Grube herauskarren, dann mußte das Waſſer herangeſchleppt, der Lehm getreten werden, und dann hatte ein jeder, wenn ich nicht irre, noch ganze zweihundert oder gar zweihundertundfünfzig Ziegel zu formen. Ich bin nur zweimal in der Ziegelei geweſen. Die Ziegler kehrten erſt am Abend zurück, müde, abgequält, und den ganzen Sommer warfen ſie den anderen vor, daß ſie die ſchwerſte Arbeit hatten. Das ſchien ihr Troſt zu ſein und ſie einigermaßen zu entſchädigen. Nichtsdeſtoweniger gingen viele ganz gern dorthin: die Ziegelei lag hinter der Stadt, dicht am Irtyſch, man konnte freie Landſchaft ſehen, Wälder und Menſchen. Es war dort doch immerhin freundlicher, freier – nicht ewig

Feſtung und ödes Schema! Man konnte ſogar freier rauchen und ſchließlich auch ein halbes Stündchen liegen und ſich erholen. Ich aber wurde nach wie vor in die Werkſtätten geſchickt, oder zur Alabaſterhütte, oder man brauchte mich als Ziegelträger bei den Bauten. Einmal mußten wir die Ziegel vom Ufer des Irtyſch bis zu einer Kaſerne, die neu aufgebaut wurde, etwa zweihundert Schritte weit und dann noch über den Feſtungswall ſchleppen, und dieſe Arbeit dauerte ununterbrochen zwei ganze Monate. Mir aber gefiel ſie, obgleich die fingerdicke Schnur, mit der man die Steine trug, mir immer die Schultern wund rieb. Aber trotzdem gefiel ſie mir, denn ich fühlte, wie meine Muskeln ſich entwickelten. Zuerſt konnte ich kaum acht Ziegelſteine tragen, von denen jeder bis zehn Pfund wog, zu guter Letzt aber trug ich zwölf bis fünfzehn Ziegel, und das freute mich nicht wenig. In der Kátorga bedurfte man der phyſiſchen Kraft nicht weniger als der moraliſchen, um alle materiellen Unannehmlichkeiten dieſes verwünſchten Lebens ertragen zu können.

Und ich wollte doch auch n a ch dem Oſtrogg noch leben...

Übrigens ſchleppte ich die Ziegel nicht nur aus dem Grunde gern, weil ich dadurch meinen Körper ſtärkte, ſondern auch noch deshalb, weil man dann an das Ufer des Irtyſch kam. Ich komme ſo oft auf dieſes Ufer zu ſprechen, weil wir einzig von ihm aus die freie Welt Gottes ſehen konnten, die reine, klare Ferne, die ſauberen, freien Steppen, die durch ihre Öde einen eigentümlichen Eindruck auf mich machten. Am Flußufer brauchte man nur den Rücken zur Feſtung zu kehren, und man ſah ſie nicht mehr, man konnte ſie gänzlich vergeſſen. Alle übrigen Arbeitsplätze lagen dagegen in der Feſtung oder in ihrer nächſten Nähe. Ich aber

haßte dieſe Feſtung ſchon vom erſten Tage an und beſonders einige Gebäude. Das Haus unſeres Majors ſchien mir geradezu verflucht und ekelhaft, und jedesmal ſah ich es mit Haß, wenn ich an ihm vorüberging. Am Flußufer aber konnte man alles vergeſſen: da bleibt man denn zuweilen ſtehen und ſchaut in die unumfaßbare Weite, und Gefühle bewegen die Bruſt, wie ſie nur ein Gefangener empfinden kann, der durch das vergitterte Fenſter ſeiner Zelle in die Freiheit hinausſchaut. Hier war mir alles teuer und lieb: die helle heiße Sonne am blauen grundloſen Himmel, das ferne Lied eines Kirgiſen, das vom kirgiſiſchen Ufer herübertönt. Da ſieht man dann wohl ſchärfer hin, bis man endlich ein kleines verräuchertes Nomadenzelt entdeckt, neben dem ein dünner, kaum wahrnehmbarer Rauchfaden emporſteigt, und eine Kirgiſin, die dort bei ihren zwei Schafen arbeitet. Alles iſt arm und wild, aber es iſt frei! Oder man erblickt einen Vogel in der blauen, durchſichtigen Luft und lange, unabläſſig folgt mein Blick ſeinem Fluge: da fliegt er niedrig über dem Waſſer, berührt es faſt, da – ein paar ſtärkere Flügelſchläge, und er ſchwingt ſich empor, höher, bald ſieht man ihn nur noch wie einen Punkt am blauen Himmel, bald verſchwindet er ganz, dann iſt er wieder wie ein Punkt im Blau ... Selbſt die armſelige, verkümmerte Feldblume, die ich an einem Frühlingstage in einem Spalt des ſteinigten Ufers fand, ſelbſt die erregte in faſt krankhafter Weiſe meine Aufmerkſamkeit. Die Qual des ganzen erſten Jahres meiner Kátorga war unerträglich und wirkte aufreibend auf Geiſt und Körper – ſie war zu bitter. So kam es denn auch, daß ich in dieſem erſten Jahr infolge der eigenen Qual vieles nicht wahrnahm, was um mich herum war. Ich ſchloß die Augen und wollte die Dinge

nicht näher ſehen. Daher bemerkte ich auch unter den böſen, gehäſſigen Arbeitsgenoſſen nicht die guten Menſchen – Menſchen, die ſogar fähig waren, zu denken und zu fühlen, trotz der ganzen abſtoßenden Schale, die ihr Inneres verbarg. Unter all den boshaften Bemerkungen überhörte ich ganz freundlichen und guten Worte, die um ſo wertvoller waren, als hier ohne alle äußeren Rückſichten geſprochen wurde, und nicht ſelten unmittelbar aus der Seele heraus – aus einer Seele, die vielleicht viel mehr als ich gelitten und durchgemacht hatte. Doch wozu ſich darüber ausführlich verbreiten?

Es freute mich ſehr, wenn die Arbeit mich recht müde machte: dann konnte ich hoffen, am Abend bald einzuſchlafen. Das Schlafen war im Sommer eine wahre Qual, faſt noch ſchlimmer als im Winter. Die Abende waren freilich manchmal ſehr ſchön. Die Sonne, die den ganzen Tag grell auf den Oſtrogghof ſchien, ging dann endlich unter. Es kam die Abendkühle und bald darauf die – im Verhältnis zum Tage – faſt kalte Steppennacht. Die Sträflinge gingen gewöhnlich, bevor ſie eingeſchloſſen wurden, in großen Scharen auf dem Hof umher. Die meiſten wurden allerdings von der Küche angezogen. Dort gab es immer eine beſondere, höchſt aktuelle Oſtroggfrage zu beſprechen: es wird über dies und jenes diskutiert, nicht ſelten wird ein vages Gerücht kritiſch auf ſeine Wahrheitsmöglichkeit hin unterſucht, und wenn es auch nicht ſelten die größte Ungereimtheit iſt, erregt ſie nichtsdeſtoweniger mächtig das Intereſſe dieſer von der Welt abgeſchiedenen Menſchen. Zum Beiſpiel verbreitete ſich einmal das Gerücht, unſer Major werde den Abſchied erhalten. Die Sträflinge ſind leichtgläubig wie Kinder. Sie wiſſen ja alle, daß die Nachricht völlig aus der Luft gegriffen, daß ſie von einem bekannten Schwätzer und »blöd-

ſinnigen« Menſchen verbreitet worden iſt – von dem Sträf=ling Kwaſſoff, dem nie mehr zu glauben man ſich ſchon längſt vorgenommen hat, da jedes Wort, das er ſpricht, gelogen iſt. Doch ungeachtet aller guten Vorſätze, iſt doch ein jeder ganz Ohr, man ſpricht hin und her, meint dieſes und jenes, ſchmückt die Sache noch aus – kurz, man iſt vollauf beſchäftigt, und es endet damit, daß alle ſich über ſich ſelbſt ärgern, denn im Grunde ſchämt man ſich, daß man dem Kwaſſoff doch wieder geglaubt hat.

»Wer wird denn den fortjagen!« meint einer, »der hat einen feſten Nacken, wird ſchon ſtandhalten!«.

»Als ob er nicht auch Vorgeſetzte hätte, die über ihm ſtehen!« miſcht ſich ein anderer ein, ein hitziger und nicht dummer Burſche, der in der Welt ſchon etwas geſehen hat, dabei aber ſtreitſüchtig iſt, wie ſelten einer.

»Ein Rabe wird dem anderen nicht die Augen aushacken!« bemerkt mürriſch, gleichſam nur für ſich, ein dritter, ein älterer, bereits ergrauter Mann, der einſam in der Ecke ſeine Kohlſuppe löffelt.

»Und dieſe Vorgeſetzten werden gerade kommen, um dich um Rat zu fragen, ob ſie ihn abſetzen ſollen oder nicht?« fragt gleichmütig ein vierter den zweiten, während er leicht auf ſeiner Balalaika klimpert.

»Und warum denn nicht?« greift hitzig der zweite auf, »das heißt doch ſo viel, daß wir alle darum bitten, nur müſſen dann auch alle das Maul auftun, wenn man uns zu fragen beginnt. Gewöhnlich wird aber bei uns nur vorher geſchrien, und wenn es zur Tat kommt, dann ſagt keiner einen Ton!«

»Und das wundert dich?« fragt der Balalaikaſpieler. »Da=für iſt's doch hier Katorga.«

»Vor kurzem aber,« fährt der Streitſüchtige fort, ohne auf den anderen zu hören, »vor kurzem war noch ein wenig Mehl übriggeblieben, man kratzte noch die letzten Krümchen zuſammen und ſchickte es zum Verkauf. Aber nein! Er erfuhr es, der Markthelfer hatte es ihm ſofort hinterbracht, und das Mehl wurde weggenommen! Das iſt nun Ökonomie, wie man ſagt. Iſt es aber auch Gerechtigkeit?«

»Bei wem willſt du dich denn beklagen?«

»Bei wem? Beim Reviſor ſelber, der da kommt.«

»Bei was für einem Reviſor?«

»Ja, das iſt wahr, ich habe auch gehört, daß ein Reviſor kommt«, bemerkte ein junger aufgeweckter Burſche, der einmal »Die Herzogin von Lavalière« oder etwas Ähnliches geleſen hatte und früher Schreiber geweſen war. Er iſt ſtets heiter und ein echter Spaßvogel, wird aber trotzdem wegen ſeiner Kenntniſſe und gewiſſen Bildung geachtet. Doch ohne das allgemeine lebhafte Intereſſe für den angekündigten Reviſor auch nur im geringſten zu beachten, geht er zur »Köchin« und verlangt ein Stück Leber. Unſere »Köchinnen« handelten oft mit ſolchen Sachen. Sie kauften für ihr eigenes Geld ein großes Stück Fleiſch oder Leber, brieten es und verkauften es dann an die Sträflinge in kleinen Stücken.

»Für zwei oder vier Kopeken?« fragt die »Köchin«.

»Schneid' mal für viere ab: mögen einen die Leute beneiden«, antwortet der junge Sträfling. »Ja, was ich ſagen wollte... es kommt nämlich wirklich ein General aus Petersburg hergefahren, der ganz Sibirien beſichtigen wird. Das iſt wahr. Ich hab's ſelber beim Kommandeur in der Vorſtube gehört.«

Die Nachricht verurſachte ungeheure Aufregung. Wohl eine Viertelſtunde dauert das Fragen an: wer das, was für

ein General, welchen Ranges, ob er über dem hiesigen stehe? Überhaupt sprechen die Sträflinge mit besonderer Vorliebe über die verschiedenen Rangstufen der Vorgesetzten: wer von ihnen der höhere ist, wer dem anderen befehlen kann, und wem jener selbst gehorchen muß, ja sie streiten sogar und beschimpfen sich gegenseitig wegen irgendeines unbekannten Generals, und viel fehlt nicht, so würden sie sich seinetwegen noch prügeln. Man fragt sich wohl verwundert, was sie davon haben? Nun, nach der Kenntnis von Generalen und überhaupt der höheren Vorgesetzten wird eben der Bildungs- und Verstandesgrad sowie die ganze Bedeutung und Stellung des Menschen in seinem früheren Leben, bevor er in den Ostrogg kam, beurteilt. Tatsächlich werden im Ostrogg Gespräche über die höheren Vorgesetzten für die vornehmste und bedeutendste Unterhaltung angesehen.

»Da seht ihr jetzt, Brüder, daß ich euch die wahrste Wahrheit gesagt habe, daß man hergefahren kommt, um unsern Major zu wirbeln!« triumphiert Kwassoff, ein kleines, rotwangiges, lebhaftes und äußerst unverständiges Kerlchen. Er hatte als erster die Nachricht gebracht.

»Der wird ihn schon mit Schmiergeldern weich schmieren, da sei du unbesorgt!« meint der mürrische alte Sträfling, der inzwischen seine Kohlsuppe verzehrt hat.

»Na, versteht sich!« meint ein anderer. »Als ob der hier wenig Geld zusammengeräubert hätte! Als ich herkam, war er erst Kompagniechef. Und vor kurzem wollte er ja noch die Tochter des Popen heiraten.«

»Aber er hat sie doch nicht geheiratet: man hat ihn einfach vor die Tür gesetzt – war ihnen zu arm. Und was ist er denn auch für ein Bräutigam! Zu Ostern hat er wieder mal alles verspielt. Fedjka erzählte es selber.«

»Ja, er iſt zwar kein Verſchwender, aber das Geld wird doch nicht warm bei ihm.«

»Ach, Bruder, auch ich war mal verheiratet. Das iſt ſchlimm für einen Armen: dann kommſt du auch noch mit der Nacht zu kurz!« miſcht ſich nun auch Skuratoff ein, der bis dahin nur zugehört hat.

»Glaub's ſchon! Von dir iſt ja hier gerade die Rede,« bemerkt der luſtige Burſche, der früher Schreiber geweſen war. »Du, aber, Kwaſſoff, biſt ein großer Eſel, das laß dir geſagt ſein. Glaubſt du denn wirklich, daß unſer Major einen ſolchen General beſtechen könnte, und daß ein General extra deswegen herkommen wird, um unſeren Major zu wirbeln? Dumm biſt du, Burſche.«

»Wieſo? Glaubſt du, daß ein General kein Geld annimmt?« fragt ſkeptiſch jemand aus der Gruppe.

»Selbſtverſtändlich nimmt er keines, wenn er aber welches annimmt, dann nimmt er nicht wenig.«

»Na natürlich nicht wenig! Immer dem Rang gemäß.«

»Ein General nimmt immer!« behauptet Kwaſſoff entſchieden.

»Haſt du denn ſchon mal einem was gegeben?« fragt verächtlich der ſoeben eingetretene Bakluſchin. »Du haſt wohl einen General überhaupt noch nicht geſehen!«

»Doch! Gewiß habe ich einen geſehen!«

»Das lügſt du natürlich.«

»Du lügſt ſelber.«

»Kinder, wenn er einen geſehen hat, ſo ſoll er ſofort ſagen, welch einen General er geſehen hat! Nun, ſag mal jetzt, denn ich kenne alle Generale.«

»Ich habe den General Siebert geſehen«, antwortet Kwaſſoff etwas unſicher.

»Siebert? Einen ſolchen General gibt es überhaupt nicht. Den haſt du wohl nur einmal von hinten geſehen, dieſen Siebert, als er vielleicht erſt Oberſtleutnant war, und da ſchien dir vor Schreck, daß es ein General ſei.«

»Nein, ihr, hört mich an,« ſchreit Skuratoff dazwiſchen, »denn ſeht, ich bin doch auch ein verheirateter Menſch. Es gab nämlich wirklich ſo einen General in Moskau, Siebert, einen von den Deutſchen, aber von ruſſiſcher Mutter. Der ging jedes Jahr zum ruſſiſchen Popen, um ſeine Sünden bezüglich der Damen zu beichten, und immer, wißt ihr, trank er Waſſer, ganz wie eine Ente. Jeden Herrgottstag vierzig Glas echtes Moskauer Flußwaſſer ſoff er aus. Man ſagte, er kurierte ſich durch Waſſer von irgendeiner Krankheit. Sein Kammerdiener hat es mir ſelber erzählt.«

»Der hat dann wohl in ſeinem Magen Karauſchen in Flußwaſſer gezüchtet?« meint der Sträfling mit der Balalaika.

»Nein, hört jetzt auf! Hier handelt es ſich um eine ernſte Sache, ihr aber... Was iſt denn das für ein Reviſor, Brüder?« fragt beſorgt Martynoff, ein alter, ſtets unruhiger Sträfling – ein ehemaliger Huſar.

»Weiß Gott, die Bande kann mal was zuſammenlügen!« meint einer der Skeptiker. »Woher ſie alles das nur nehmen, und was ſie ſich da herausdrehen? Und ewig nichts als Unſinn!«

»Nein, diesmal iſt es kein Unſinn«, ſagt dogmatiſch ein gewiſſer Kulikoff, der bis dahin geſchwiegen hat. Er iſt ein gewichtiger Mann von nahezu fünfzig Jahren, mit einem auffallend wohlgeformten Geſicht und einem gewiſſermaßen verachtend erhabenen Auftreten, deſſen er ſich vollkommen bewußt und auf das er ſogar ſtolz iſt. Er hat zum Teil

Zigeunerblut in den Adern, iſt »Tierarzt« und verdient ſich als ſolcher in der Stadt gutes Geld. Im Oſtrogg handelt er mit Branntwein. Er iſt ein kluger Kopf und hat viel geſehen. Jedes Wort ſpricht er, als verſchenke er damit einen Rubel.

»Es iſt wirklich wahr,« fährt er ruhig fort, »ich habe es ſchon in der vorigen Woche gehört: ein General kommt her, einer der höchſten, und wird ganz Sibirien revidieren. Gewiß wird man auch ihn beſtechen, nur wird das nicht unſer Achtäugiger tun: der darf überhaupt nicht wagen, ihm viel unter die Augen zu kommen. Aber auch zwiſchen General und General iſt ein Unterſchied. Es gibt ihrer ſehr verſchiedene. Nur ſage ich euch, daß unſer Major jedenfalls auf ſeinem Platz bleiben wird. Das iſt ſicher. Wir ſind ein ſtummgemachtes Volk, und von den Vorgeſetzten wird der eine nicht den anderen angeben. Der Reviſor wird nur einen Blick in den Oſtrogg werfen und ſpäter melden, daß alles ſehr gut geweſen ſei...«

»Ja, da kann ſchon was Wahres bei ſein, Brüder, denn der Major ſcheint Angſt gekriegt zu haben, iſt ſeit dem Morgen beſoffen.«

»Und am Abend kommt die zweite Fuhre. Fedjka ſagte es vorhin.«

»Einen Mohren wirſt du nicht weiß waſchen. Iſt es denn das erſtemal, daß er beſoffen iſt?«

»Nein, aber ... was ſoll denn das heißen, wenn auch der General nichts kann!« – »Nein, das müßte doch endlich aufhören, daß man ewig ihre Dummheiten mitmacht!« hört man die Sträflinge erregt untereinander ſprechen.

Die Nachricht von dem Reviſor verbreitet ſich mit Blitzesſchnelle im ganzen Oſtrogg. Der Hof wimmelt von Men-

ſchen, die erregt einander die Neuigkeit mitteilen. Andere wiederum ſchweigen abſichtlich und bewahren ihre Kaltblütigkeit, wodurch ſie ſich augenſcheinlich größere Würde zu verleihen glauben. Wieder andere verhalten ſich völlig gleichgültig. Auf den Treppenſtufen vor den Kaſernentüren ſetzen ſich die Balalaikaſpieler hin. Einige fahren noch fort zu reden, einige ſtimmen Lieder an, doch alle ſind ſie an dieſem Abend in äußerſt angeregter Stimmung.

Gegen zehn Uhr fand gewöhnlich die Zählung ſtatt, dann wurden wir in die Kaſernen getrieben und für die Nacht eingeſchloſſen. Die Nächte waren kurz: um fünf Uhr wurden wir geweckt, dennoch ſchliefen wir nie vor elf ein. Bis dahin wurde immer noch geſprochen und geſchwatzt, und in einer Ecke ſpielte man zuweilen ganz wie im Winter Karten. In der Nacht wurde die ſchwüle Hitze unerträglich. Trotz der halboffenen Fenſter, durch die die Nachtkühle hereindrang, wälzten ſich alle wie im Fieber ſchlaflos auf den Pritſchen. Die Flöhe wimmelten in Myriaden. Wir hatten ſie auch im Winter gehabt, und zwar in genügender Anzahl, ſeit dem Frühling aber vermehrten ſie ſich in einem Maße, wie ich es trotz aller Verſicherungen nicht glauben würde, wenn ich es nicht ſelbſt erlebt hätte. Und je mehr der Sommer vorrückte, um ſo ſchlimmer wurde die Plage. Es iſt wahr, man kann ſich auch an Flöhe gewöhnen, das habe ich an mir ſelbſt erfahren, aber es iſt doch ſchwer, es ſo weit zu bringen. Sie können einen dermaßen peinigen, daß man ſchließlich wie im Fieber liegt und nur fühlt, daß man ja doch nicht ſchläft, ſondern nur deliriert. Wenn dann endlich kurz vor Tagesanbruch die Flöhe ſich etwas beruhigen und man in der Morgenkühle, wie man meint, tatſächlich einſchläft – da ertönt dann plötzlich erbarmungslos der Trommelwirbel vom Tore

her. Mit einem Fluch hört man, ſich feſter in ſeinen Halbpelz wickelnd, die deutlichen, faſt einzelnen Schläge, ja man ſcheint ſie förmlich zu zählen, während noch im Halbſchlaf der unerträgliche Gedanke einem in den Sinn ſchleicht, daß es auch morgen und auch übermorgen, und noch viele Jahre ſo ſein wird, bis endlich die Freiheit kommt. Aber wann wird das ſein, denkt man unwillkürlich, wann kommt dieſe Freiheit und wo iſt ſie? Jetzt muß man erwachen und aufſtehen; wieder beginnt das tägliche Gedränge, Waſchen, Gehen ... Die Sträflinge kleiden ſich an, eilen zur Arbeit. Schließlich tröſtet man ſich damit, daß man ja noch zur Mittagszeit ein Stündchen ſchlafen kann.

Das Gerücht vom kommenden Reviſor beruhte tatſächlich auf Wahrheit. Mit jedem Tage beſtätigte es ſich immer mehr, bis man ſchließlich mit Sicherheit erfuhr, daß ein »bedeutender« General aus Petersburg abgereiſt war, um ganz Sibirien zu inſpizieren, und es hieß ſogar, daß er bereits in Tobolsk angekommen ſei. Täglich verbreiteten ſich neue Gerüchte im Oſtrogg. So hörten wir aus der Stadt, daß ſämtliche Beamte von Furcht befallen und ungemein tätig ſeien, um alles im beſten Zuſtande zeigen zu können. Es hieß, daß man in den höheren Kreiſen Vorbereitungen treffe zu Empfangsdiners, Bällen und Feſten. Die Sträflinge wurden in Scharen ausgeſandt, um die Wege in der Feſtung zu ebnen, Erdhaufen abzutragen, Zäune und Wegpfoſten anzuſtreichen, hier und dort ſchadhafte Stellen auszuflicken – mit einem Wort, man wollte alles, was er beſichtigen könnte, im Augenblick verbeſſern. Die Sträflinge begriffen ſehr wohl, um was es ſich handelte, und diskutierten immer eifriger und hitziger über das Bevorſtehende. Ihre Phantaſie wuchs ins Ungeheuere. Sie beſchloſſen ſogar »Anſprüche zu er-

heben«, wie sie sagten, falls der General fragen sollte, ob sie mit allem zufrieden wären. Sie stritten beständig unter sich und schimpften sich gegenseitig wegen der zu erwartenden Dinge. Unser Major befand sich in großer Aufregung. Er kam öfter in den Ostrogg, schrie noch mehr, stürzte häufiger auf die einzelnen los, versammelte die Sträflinge vor der Hauptwache und hielt jetzt streng auf Sauberkeit und Ordnung.

Wie mit Absicht sollte es im Ostrogg gerade in dieser Zeit zu einem kleinen Zwischenfall kommen, der aber den Major nicht, wie man meinen sollte, aufbrachte, sondern im Gegenteil, er schien ihm sogar ein gewisses Vergnügen zu bereiten: bei einer Prügelei stieß ein Sträfling dem anderen seinen Pfriem in die Brust, ein wenig unterhalb des Herzens.

Der Sträfling, der gestochen hatte, hieß Lomoff; der Gestochene wurde bei uns Gawrilka genannt und war ein geborener Landstreicher. Ich weiß nicht, ob er überhaupt einen Familiennamen besaß.

Lomoff war früher ein wohlhabender t–scher Bauer im K.schen Kreise gewesen. Alle Lomoffs hatten zusammengelebt, wie eine einzige Familie: der alte Vater, seine drei Söhne und deren Onkel, gleichfalls ein Lomoff. Sie waren reiche Bauern gewesen; man hatte im ganzen Gouvernement davon gesprochen, daß sie an dreihunderttausend Rubel in Papieren besaßen. Sie hatten Ackerbau getrieben, Felle bearbeitet, gehandelt, doch den Hauptgewinn soll ihnen ihr Wuchergeschäft, ferner das Verstecken und Verhehlen von gestohlenem Eigentum eingebracht haben. Ungefähr die Hälfte der Bauern des ganzen Kreises schuldete ihnen und war von ihnen abhängig. Sie waren als kluge und schlaue Leute bekannt, schließlich aber wurden sie hochmütig, besonders nachdem eine daselbst sehr angesehene, hochgestellte Persönlich-

keit auf der Reiſe bei ihnen abgeſtiegen, mit dem Alten perſönlich bekannt geworden war und wegen ſeines Scharfſinns und ſeines Verſtändniſſes für alles Gefallen an ihm gefunden hatte. Da glaubten ſie plötzlich, daß ihnen niemand mehr etwas anhaben könne, und wagten in ihren verſchiedenen geſetzwidrigen Unternehmungen immer mehr. Alle murrten über ſie und wünſchten, daß ſie von ihrer Höhe herabſtürzten, ſie aber trugen ihre Naſen immer noch höher. Kreisrichter und Beamte wurden von ihnen bald überhaupt nicht mehr angeſehen. Endlich aber kam es doch zum Sturz, doch nicht wegen ihrer heimlichen Geſchäfte, ſondern wegen einer Sache, an der ſie völlig unſchuldig waren. Zehn Werſt von ihrem Dorf beſaßen ſie einen großen Meierhof, und dort lebten einmal im Herbſt ihre ſechs kirgiſiſchen Arbeiter, denen ſie noch den Lohn ſchuldeten. In einer Nacht nun waren alle ſechs Kirgiſen erdroſſelt worden. Jetzt begann die Unterſuchung, die ſich lange hinzog, und im Verlauf derſelben wurden noch viele ſchlimme Sachen aufgedeckt. Man klagte die Lomoffs der Ermordung ihrer ſechs Arbeiter an. So erzählten es die Lomoffs ſelbſt und der ganze Oſtrogg wußte es ſchon. Es lag der Verdacht vor, daß ſie ihren Arbeitern eine gar zu große Summe ſchuldig geweſen waren: und bei ihrem Geiz und ihrer Geldgier – zwei Dinge, die man ihnen trotz ihres großen Vermögens mit Recht vorwerfen konnte – hätten ſie, ſo ſagte man, die Kirgiſen beſeitigt, um den Arbeitslohn zu ſparen. Während ihrer Unterſuchungshaft verloren ſie ihr ganzes Vermögen. Der Alte ſtarb, die Söhne wurden verſchickt. Der eine Sohn und der Onkel waren auf zwölf Jahre in unſeren Oſtrogg gekommen. Was aber ſtellte ſich ſchließlich heraus? Sie waren am Tode der Kirgiſen vollkommen unſchuldig. Hier nun, im Oſtrogg, hatte eben

jener Gawrilka, ein bekannter Spitzbube und Landſtreicher, ein gewandter, luſtiger Burſch, ſeine Täterſchaft eingeſtanden. Übrigens weiß ich nicht, ob er es wirklich ſelbſt einmal geſtanden hat, jedenfalls aber war der ganze Oſtrogg feſt überzeugt, daß er die Kirgiſen auf dem Gewiſſen hatte. Gawrilka war bereits als Landſtreicher auf die Lomoffs nicht gut zu ſprechen geweſen, und ſpäter war er nur auf kurze Zeit in den Oſtrogg gekommen, als entlaufener Soldat und Vagabund. Die ſechs Kirgiſen hatte er in Gemeinſchaft mit drei anderen Landſtreichern umgebracht. Sie hatten gehofft, auf dem Meierhof gut leben und viel rauben zu können.

Die Lomoffs waren bei uns nicht beliebt; einen Grund hierfür vermag ich nicht anzugeben. Der eine von ihnen war ein kluger junger Burſche mit gutem Charakter, ſein Onkel aber, der den Gawrilka mit dem Pfriem geſtochen hatte, war ein dummer und einfältiger Bauer. Er hatte ſchon oft mit anderen Streit gehabt und man hatte ihn auch genug dafür geprügelt. Gawrilka dagegen hatten alle wegen ſeines heiteren und ausgeglichenen Charakters gern. Zwar wußten die Lomoffs, daß ſie für ſein Verbrechen verurteilt waren, lebten aber trotzdem in Frieden mit ihm. Freilich kamen ſie nicht viel in Berührung miteinander. Gawrilka aber beachtete ſie gar nicht. Und da war es nun plötzlich zwiſchen ihm und dem Onkel Lomoff wegen eines äußerſt widerlichen Mädchens zu einem Streit gekommen. Gawrilka hatte ſich mit ihrer Gunſt gebrüſtet, der Alte war eiferſüchtig geworden, und eines ſchönen Tages um die Mittagszeit ſtach er ihn mit dem Pfriem.

Obſchon die Lomoffs während des Prozeſſes ihr Vermögen verloren hatten, lebten ſie im Oſtrogg als reiche Leute. Sie hatten offenbar Geld, beſaßen einen Sſamowar,

tranken Tee. Unſer Major wußte, daß ſie über Geld verfügten, und haßte ſie über alle Maßen. Es fiel allen auf, daß er ihnen bei jeder Gelegenheit etwas anzuhaken ſuchte und ſie gern auf einem Vergehen ertappt hätte, was die Lomoffs damit erklärten, daß er von ihnen erwarte, ſie würden ihm Geld zur Beſänftigung anbieten, was ihnen aber gar nicht einfiele.

Hätte Lomoff den Pfriem tief hineingeſtochen, ſo wäre Gawrilka geſtorben, ſo aber hatte er ihn nur leicht verletzt: es war nur eine kleine Schramme zu ſehen. Der Major wurde benachrichtigt. Ich entſinne mich noch, wie er erregt und ſichtlich erfreut angefahren kam. Er wandte ſich ungemein freundlich an Gawrilka, faſt als wäre dieſer ſein leiblicher Sohn.

»Nun, mein Lieber, kannſt du dich noch zu Fuß ins Lazarett begeben, oder geht's nicht? Nein, nein, wir wollen lieber das Pferd anſpannen laſſen. – Sofort das Pferd anſpannen!« ſchrie er voll Eifer dem Unteroffizier zu.

»Aber, Euer Gnaden, ich fühle ja gar nichts. Er hat ja nur ein wenig gekratzt, Euer Gnaden.«

»Das weißt du nicht, das kannſt du ſelbſt nicht beurteilen, mein Lieber, du wirſt ſchon ſehen ... Es iſt eine ſehr gefährliche Stelle, und alles hängt von der Stelle ab ... Gerade in das Herz hat er geſtochen, der Räuber! Dich aber, dich,« brüllte er plötzlich wild den alten Lomoff an, »dich habe ich jetzt endlich! ... Auf die Wache mit ihm!«

Und er rächte ſich tatſächlich! Lomoff wurde, obgleich die Verletzung nur eine ganz ungefährliche Stichwunde war, auf Grund der »böſen Abſicht« zu längerer Zwangsarbeit und zu tauſend Hieben verurteilt. Dem Major war das Urteil eine große Genugtuung.

Endlich traf der Reviſor ein.

Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft in der Stadt – es war gerade ein Feiertag – kam er auch zu uns in den Oſtrogg. Schon mehrere Tage vorher war bei uns alles reingewaſchen und reingefegt worden, alle Sträflinge waren friſch raſiert, alle ſtaken in weißen, reinen Anzügen. Im Sommer gingen vorſchriftsmäßig alle in Leinwandjacken und ebenſolchen Beinkleidern. Auf dem Rücken jeder Jacke war ein ſchwarzer Kreis von ungefähr zehn Zentimeter im Durchmeſſer eingenäht. Eine ganze Stunde wurden die Sträflinge unterrichtet, wie ſie zu antworten hätten, falls der hohe Gaſt ſie anreden ſollte. Das Beizubringende wurde ſo lange wiederholt, bis alle die Antwort auswendig kannten. Der Major war wie beſeſſen vor Aufregung. Eine Stunde vor dem Erſcheinen des Generals ſtanden ſämtliche Sträflinge wie Götzenbilder in einer Front und hielten ſtramm die Hände an den Hoſennähten. Endlich, um ein Uhr mittags, erſchien der General. Er war ein großes Tier und in Petersburg ſo einflußreich, daß die Herzen aller Vorgeſetzten in ganz Weſt-Sibirien bei ſeiner Ankunft erzittern mußten. Er trat mit ſtrenger, ernſter Miene ein. Ihm folgte eine zahlreiche Suite, die zum größten Teil aus den höheren Perſönlichkeiten der Stadt, ſowie mehreren Oberſten und Generälen beſtand. Unter ihnen fiel beſonders ein Herr in eleganter Zivilkleidung auf, eine vorzügliche Erſcheinung im Frack und in Halbſtiefeln, der gleichfalls aus Petersburg gekommen war und ein ungewöhnlich ſicheres, weltmänniſches Auftreten hatte. Der General wandte ſich ſehr oft und ſehr höflich an ihn, was die Sträflinge ganz beſonders intereſſierte: ein Herr, der nicht Militär war, und dem wurde ſolche Ehre erwieſen, und das noch dazu von einem ſolchen

General! Späterhin erfuhren ſie auch ſeinen Familiennamen und wer er war, doch wurden vorher unendlich viele Mutmaßungen über ihn geäußert. Unſer Major, der eingeſchnürt, in orangegelbem Uniformkragen, mit roten Augen und himbeerfarbenem, finnigem Geſicht wie ein Pfoſten daſtand, ſchien auf den General keinen beſonders angenehmen Eindruck zu machen. Aus beſonderer Ehrerbietung vor dem hohen Beſuch trug er keine Brille. Er ſtand etwas abſeits, ſtand wie auf Draht gezogen, und ſchien mit ſeiner ganzen Seele fieberhaft nur den einen Augenblick zu erwarten, in dem er ſich nützlich machen könnte, um dann den Wunſch Seiner Exzellenz in einer Sekunde zu erfüllen. Leider aber kam man ohne ihn aus. Schweigend ſchritt der General durch die Kaſernen, warf auch einen Blick in die Küche, und koſtete ſogar, wenn ich nicht irre, die Kohlſuppe. Da machte man ihn auf mich aufmerkſam: das iſt der und der, ein ehemaliger Adliger.

»Ah! Und wie führt er ſich jetzt auf?« erkundigte ſich der General.

»Bisher befriedigend, Ew. Exzellenz«, war die Antwort.

Der General nickte nur mit dem Kopfe, und zwei Minuten darauf verließ er den Oſtrogg. Die Sträflinge waren völlig geblendet und verblüfft, gleichzeitig aber doch auch nicht wenig enttäuſcht: von einem »Anſprüche erheben« hätte ſelbſtverſtändlich überhaupt nicht die Rede ſein können. Und das ſchien der Major ſchon im voraus gewußt zu haben.

VI.

Die Tiere unſeres Oſtrogg.

Der Ankauf eines Pferdes, das bei uns nach ſeiner braunen Farbe »Gnjedko« genannt wurde, beſchäftigte und zerſtreute die Sträflinge in weit angenehmerer Weiſe als der hohe Beſuch. Im Oſtrogg wurde beſtändig ein Pferd zum Waſſerführen, zur Abfuhr des Unrats und zu verſchiedenen anderen Zwecken gehalten. Zur Wartung des Pferdes wurde ein Sträfling beſtimmt, der mit ihm fuhr und dies und jenes zu führen hatte, natürlich immer unter Eskorte. Arbeit gab es für unſer Pferd zur Genüge. Unſer Brauner hatte ſchon ſehr lange im Oſtrogg gedient, war ſonſt ein gutes Tier, nur mit den Jahren etwas alt und ſteif geworden. Und eines Morgens kurz vor dem St. Peterstage fiel unſer Brauner, nachdem er kaum mit dem Waſſervorrat für den Abendbedarf angekommen war, vor ſeinem Wagen um und verſchied nach wenigen Minuten. Man beklagte ihn aufrichtig, alles verſammelte ſich im Kreiſe um ihn, ſprach hin und her, ſtritt ſogar. Unſere ehemaligen Kavalleriſten, Zigeuner und ſogenannten »Tierärzte« legten bei der Gelegenheit große Kenntniſſe in der Pferdekunde an den Tag, ja ſie ſchimpften ſich ſogar untereinander, doch der Braune machte deswegen nicht Miene, von den Toten aufzuerſtehen. Er war und blieb tot, lag auf dem Sande mit geblähtem

Leibe, auf den mit dem Finger zu tippen ein jeder offenbar für ſeine Pflicht hielt. Dem Major wurde der eingetroffene Beſchluß Gottes gemeldet und er befahl ſofort, daß ein neues Pferd gekauft werden ſolle. Und ſo kamen denn am St. Peterstage, bald nach dem Frühgottesdienſt, als im Oſtrogg alle vollzählig verſammelt waren, die Händler mit ihren Pferden, um ſie anzubieten. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Wahl den Sträflingen überlaſſen wurde. Unter uns gab es gute Pferdekenner, und ſo wäre es wohl ſchwer geweſen, zweihundertundfünfzig Menſchen, von denen ſich die meiſten viel mit Pferden beſchäftigt hatten, übers Ohr zu hauen. Da kamen nun Pferdehändler, Kirgiſen, Zigeuner, Bauern. Die Sträflinge erwarteten mit Ungeduld das Erſcheinen jedes neuen Pferdes. Sie waren luſtig und guter Dinge, wie Kinder, die ſich über etwas freuen. Am meiſten behagte ihnen, daß ſie, ſie ſelbſt das Pferd nach eigenem Gutdünken kaufen durften, ganz als wären ſie freie Herren, als kauften ſie es für ihr Geld und für ſich. Drei Pferde wurden hereingeführt und wieder hinausgeführt, bis der Kauf ſchließlich beim vierten zuſtande kam. Die eintretenden Pferdeverkäufer ſchauten ſich mit einer gewiſſen Verwunderung und nicht ohne Ängſtlichkeit um – namentlich immer wieder nach den Wachen, die ſie hereingeführt hatten. Die zweihundertköpfige Schar einer ſolchen Räuberbande, jeder einzelne mit zur Hälfte kahlraſiertem Schädel und die meiſten mit gebrandmarktem Geſicht, in Ketten eingeſchmiedet, die bei jeder Bewegung klirren, dazu noch bei ſich zu Hauſe, in der eigenen Räuberhöhle, über deren Schwelle kein Fremder treten durfte, – die erweckte in ihnen unwillkürlich einen Reſpekt beſonderer Art. Die Sträflinge aber überboten ſich gegenſeitig in der Prüfung jedes vorgeführten

Pferdes. Wohin ſchauten ſie ihm nicht, was befühlten ſie nicht alles an ihm, und dabei taten ſie es noch mit ſo ſachlichen, ernſten und beſorgt prüfenden Mienen, als wenn von dieſem Kauf das Wohlergehen des ganzen Oſtrogg abhinge. Die Tſcherkeſſen ſchwangen ſich ſogar auf jedes Pferd hinauf und ſaßen eine Weile rittlings auf dem Tiere: ihre Augen blitzten und ſie ſchwatzten lebhaft in ihrer unverſtändlichen Sprache, wobei ihre weißen Zähne glänzten und ſie mit ihren braunen, hakennaſigen Köpfen nickten. Manch einer von den Ruſſen verfolgte ihr Geſpräch mit einer Aufmerkſamkeit, als wolle er ihnen in die Augen ſpringen. Da er die Worte nicht verſtand, ſo wollte er wenigſtens am Ausdruck ihrer Augen erraten, was ihre Meinung war, ob das Pferd etwas taugte oder nicht. Einem unbeteiligten Beobachter wäre eine ſo krampfhafte Neugier geradezu unbegreiflich erſchienen. Was ging denn das ſchließlich dieſen Sträfling an, ſollte man meinen, nicht ſelten ſogar einen Sträfling, der vor einem anderen keinen Ton zu ſagen wagte, ſtets verſchüchtert, ſtill, gleichſam »verprügelt« war. Ganz als hätte er das Pferd für ſich gekauft, als wäre es ihm tatſächlich nicht ganz gleichgültig, welches Pferd nun gekauft wurde! Außer den Tſcherkeſſen zeichneten ſich vor allen anderen die Zigeuner und ehemaligen Pferdehändler durch ihre Kenntniſſe aus: ihnen wurde auch das erſte Wort überlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit kam es ſogar zu einer Art von Zweikampf zwiſchen zwei »Kennern«: zwiſchen dem Sträfling Kulikoff, der von Geburt halbwegs Zigeuner und in ſeinem Leben Pferdedieb und -verkäufer geweſen war, und dem »Tierarzt« Jolkin, einem ſchlauen ſibiriſchen Bauern, der erſt ſeit kurzem im Oſtrogg war und doch ſchon dem Kulikoff die ganze Kundſchaft in der Stadt abſpenſtig gemacht

hatte. Unſere »Tierärzte« wurden nämlich in der ganzen Stadt ſehr geſchätzt und es wandten ſich nicht nur Bauern und Kaufleute, ſondern ſogar die höchſten Würdenträger an ſie, ſobald ihre Pferde erkrankten, obſchon es auch in der Stadt Veterinäre gab. Kulikoff hatte bis zur Ankunft Jolkins keinen Konkurrenten gehabt, ſich einer großen Praxis erfreut und viel klingenden Dank erhalten. Er verſtand es nach Zigeunerart vorzüglich, die Leute zu beſchwindeln und ſie glauben zu machen, daß er viel mehr wiſſe, als es in der Tat der Fall war. Dank ſeinen guten Einnahmen war er ein Ariſtokrat unter uns Sträflingen, und ſchon lange war es ihm gelungen, durch ſeine Gewandtheit und Klugheit, ſeine Kühnheit und Entſchloſſenheit unwillkürlich die Achtung aller Oſtroggbewohner zu erwerben. Jedenfalls hörte man bei uns auf ihn und gehorchte ihm ſogar. Er ſprach aber wenig und nur in den wichtigſten Fällen: jedes ſeiner Worte war eben wie ein von ihm geſchenkter Rubel. Sonſt war er ein ausgeſprochener Geck, doch beſaß er nicht wenig echte, unverfälſchte Energie. Er war zwar nicht mehr jung, dafür aber ſehr hübſch und ſehr klug. Zu uns Adligen verhielt er ſich mit einer gewiſſermaßen verfeinerten Höflichkeit, und doch mit ungewöhnlicher Würde. Ich glaube ſogar, hätte man ihn elegant angekleidet und unter dem Namen irgendeines Grafen in einen vornehmen Reſidenzklub eingeführt, ſo würde er ſich auch hier zurechtgefunden haben: er hätte eine Partie Whiſt geſpielt, hätte ſich vorzüglich unterhalten, nicht viel, aber ernſt und durchdacht geſprochen, was an ſich ſchon jedem ſeiner Worte ein gewiſſes Gewicht verlieh, und wahrſcheinlich würde man während des ganzen Abends nicht erraten haben, daß er kein Graf, ſondern ein Landſtreicher war. Ich ſage das in vollem Ernſt: ſo klug, ſo

ſcharfſinnig und gewandt war er in ſeinen Kombinationen. Zudem hatte er vorzügliche, wirklich weltmänniſche Manieren. Offenbar hatte er viel in ſeinem Leben geſehen. Übrigens war ſeine Vergangenheit allen unbekannt; bei uns war er in der beſonderen Abteilung. Nach der Ankunft Jolkins aber, der zwar nur ein Bauer, dafür aber der ſchlaueſte in ſeiner Art war, ein Altgläubiger von etwa fünfzig Jahren, ging es mit dem Ruhm Kulikoffs als Tierarzt merklich zurück, und bald war er faſt gänzlich in den Schatten geſtellt: in kaum zwei Monaten hatte ihm Jolkin ſeine ganze Praxis in der Stadt abſpenſtig gemacht. Er heilte, und zwar mit Leichtigkeit, ſelbſt ſolche Pferde, die Kulikoff ſchon vor langer Zeit als unheilbar aufgegeben hatte, ja ſogar ſolche, die von den ſtädtiſchen Tierärzten, den ſtudierten, für unrettbar verloren erklärt worden waren. Dieſer Bauer war zuſammen mit anderen wegen Falſchmünzerei in den Oſtrogg gekommen. Gott weiß, was ihn geplagt hatte, ſich in ſeinen alten Tagen noch auf ſo etwas einzulaſſen! Einmal erzählte er uns lachend, wie bei ihnen aus drei echten Goldmünzen nur eine einzige falſche entſtanden war. Kulikoff nun fühlte ſich ein wenig gekränkt durch die Erfolge des anderen, namentlich da ſein Ruhm auch unter den Sträflingen merklich zurückging. Er unterhielt eine Geliebte in der Vorſtadt, ging in einer faltigen Bluſe, trug einen ſilbernen Fingerring und einen Ohrring, ſowie eigene Stiefel mit farbiger Einfaſſung, und nun mußte er wegen mangelnder Einkünfte Branntweinhändler im Oſtrogg werden. So erwarteten denn alle, daß es jetzt bei Gelegenheit des Pferdekaufes zwiſchen den beiden Feinden noch zu einer Schlägerei kommen werde. Man beobachtete ſie neugierig: ein jeder von ihnen hatte ſeine Partei und die Führer derſelben waren ſchon aufgeregt und

begannen bereits, die erſten Schimpfwörter zu wechſeln. Jolkin ſelbſt hatte ſein ſchlaues Geſicht zum ſarkaſtiſchen Lächeln verzogen. Doch ſiehe, es kam anders: Kulikoff fiel es nicht ein, zu ſchimpfen, er rächte ſich auch ohne Geſchimpf meiſterhaft. Er begann damit, daß er ruhig, faſt reſpektvoll die Meinungsäußerungen ſeines Gegners anhörte, bis er ihn plötzlich auf einer einzigen falſchen Bemerkung ertappte und ihn ſofort in höflichem, aber beſtimmtem Tone darauf aufmerkſam machte, daß er ſich irre. Und noch bevor Jolkin ſich beſinnen und ſeine Worte zurücknehmen konnte, erklärte Kulikoff ruhig, daß der Irrtum gerade in dem und dem beſtünde. Kurz, Jolkin war höchſt unerwartet und ſehr geſchickt in allen Punkten geſchlagen, und wenn er auch ſchließlich immer noch der beſſere Kenner blieb, ſo war doch auch die Partei Kulikoffs durchaus befriedigt.

»Nein, Kinder, den ſchlägt man nicht ſo leicht, der ſteht für ſich ein! Den wirft man nicht um!« meinten die einen.

»Jolkin weiß aber mehr!« meinten die anderen, aber es klang doch ſeltſam nachgiebig. Überhaupt redeten beide Parteien mit einem Male in ſehr nachgiebigem Tone.

»Nicht daß er gerade mehr weiß, er hat nur eine glücklichere Hand. In der Viehbehandlung aber, da ſteht auch Kulikoff ſeinen Mann!«

»Ja, da ſteht auch Kulikoff ſeinen Mann!«

»Ja, das iſt wahr: da ſteht auch Kulikoff ſeinen Mann!..«

Endlich hatte man ſich für eines der Pferde entſchieden. Es war ein junges, hübſches, kräftiges Tier von brauner Farbe, mit einem lieben, luſtigen Geſichtsausdruck, wenn man ſo ſagen darf. Selbſtverſtändlich war es in jeder Beziehung tadellos. Man begann zu handeln: Der Bauer forderte dreißig Rubel, die Sträflinge boten fünfundzwanzig.

Man redete lange hin und her, man legte ein wenig zu, der andere ließ ein wenig ab, bis ihnen das Handeln ſelbſt lächerlich erſchien.

»Wirſt du denn aus deinem Beutel bezahlen?« fragten die einen, »wozu handelſt du denn?«

»Sollen wir denn noch den Vorgeſetzten ſparen helfen?« riefen andere.

»Aber, Brüder, es iſt doch immer ſozuſagen für uns verausgabtes Geld ...«

»Für uns! Dummköpfe ſät man nicht, die werden von ſelber geboren ...«

Schließlich wurde das Pferd für achtundzwanzig Rubel gekauft, der Major wurde benachrichtigt und das Geld wurde ausgezahlt. Natürlich brachte man ſogleich Salz und Brot und der neue Braune hielt mit allen Ehren ſeinen Einzug in den Oſtrogg. Ich glaube, es gab keinen einzigen Sträfling, der ihm bei dieſer Gelegenheit nicht den Hals geklopft oder die Schnauze geſtreichelt hätte. Noch am ſelben Tage wurde der Braune angeſchirrt, um das Waſſer herbeizuſchleppen, und alles wartete intereſſiert und wollte zuſehen, wie der neue Braune ſeine Tonne ziehen würde. Unſer Waſſerführer Roman betrachtete ſein neues Pferd mit ungewöhnlicher Selbſtzufriedenheit. Er war ein geſetzter Mann von fünfzig Jahren, ſchweigſam und von rechtſchaffenem Charakter. Überhaupt ſind alle ruſſiſchen Kutſcher ſehr geſetzt und ſchweigſam, als ob es tatſächlich wahr wäre, daß der beſtändige Umgang mit Pferden dem Menſchen eine gewiſſe Geſetztheit und ſogar Würde verleiht.

Unſer Kutſcher Roman war ſtill, freundlich gegen jedermann, ſchnupfte Tabak und war ſchon ſeit undenklichen Zeiten zum »Pferdedienſt« beſtimmt. Der neugekaufte Braune

war bereits das dritte Pferd, und bei uns waren alle der Meinung, daß die braune Farbe gut zum Oſtrogg paſſe, was auch von Roman beſtätigt wurde. Einen Schimmel zum Beiſpiel hätte man unter keinen Umſtänden gekauft. Das Waſſerführen blieb ewig Roman zugewieſen, ganz als hätte er darauf ein Recht, und kein einziger dachte daran, es ihm ſtreitig zu machen. Als der alte Gnjedko verſchied, fiel es nicht einmal dem Major ein, Roman einen Vorwurf zu machen, ihm eine Schuld daran beizumeſſen: das war eben Gottes Wille geweſen und weiter nichts, Roman aber war ein guter Kutſcher. Der neue Gnjedko war bald der Liebling des ganzen Oſtrogg. Die Sträflinge ſind ſonſt ein rûdes Volk, doch zu ihrem Pferde traten ſie ſehr oft, um es zu ſtreicheln und ihm den Hals zu klopfen. Zuweilen, wenn Roman nach der Rückkehr vom Fluß das Tor ſchloß, das ihm vom Unteroffizier aufgemacht worden war, hielt Gnjedko ſo lange mit ſeiner Waſſertonne, wartete auf ihn und ſah ihn von der Seite an.

»Geh allein!« rief ihm dann Roman bisweilen zu – und Gnjedko zog ſeine Tonne ſofort weiter, zog ſie bis zur Küche und blieb dort ſtehen, um die »Köchinnen« und die Sträflinge, die in die Kaſernen das Waſſer zu tragen hatten, zu erwarten.

»Bravo, Gnjedko!« rief man ihm zu, »biſt ganz allein gekommen! ... Verſtehſt zu gehorchen!«

»Nein, ſeht doch, wirklich: iſt doch nur ein Vieh, verſteht aber, was man ſpricht!«

»Das haſt du brav gemacht, Gnjedko!«

Und Gnjedko nickt mit dem Kopf und ſchnauft, ganz als begreife er wirklich, was man ſagt, und als freue er ſich über das Lob. Dann bringt ihm unfehlbar jemand ein Stück

Brot mit Salz aus der Küche: Gnjedko frißt es auf und nickt wieder mit dem Kopfe, als wolle er ſagen: »Ich kenne dich, jawohl, und ich bin ein liebes Pferdchen und du biſt ein guter Menſch!«

Auch ich gab gern unſerm Gnjedko ein Stück Brot: es war ſo angenehm, ſeine hübſche Schnauze zu betrachten und ſeine weichen, warmen Lefzen auf der Handfläche zu fühlen, wenn ſie geſchäftig die Gabe aufſammelten.

Im allgemeinen kann man ſagen, daß unſere Sträflinge Tiere ſehr gern hatten, und wenn es nur erlaubt geweſen wäre, ſo hätten ſie ſicherlich eine ganze Menagerie im Oſtrogg gegründet und alle Haustiere und alle Geflügelſorten eingeführt. Was könnte wohl auch den rohen Charakter der Arreſtanten leichter erweichen und veredeln, als ein ſolcher Umgang mit Tieren? Doch es war nicht geſtattet, Tiere im Oſtrogg zu halten: weder unſere Gefängnisordnung noch der Raum hätten es erlaubt.

Dennoch gab es während meiner ganzen Strafzeit beſtändig einige Tiere im Oſtrogg: außer dem Braunen waren bei uns noch Hunde, Gänſe, der Ziegenbock Wasjka und eine Zeitlang ſogar ein Adler.

Als Oſtrogghund lebte bei uns, wie ich ſchon erwähnt habe, Scharik, ein kluges und gutes Tier, mit dem ich ſehr befreundet war. Da aber Hunde vom Volk immer für unreine Tiere gehalten werden, die man überhaupt nicht beachten ſollte, ſo ſchenkte bei uns auch dem Scharik faſt niemand irgendwelche Aufmerkſamkeit. Der Hund ſchlief auf dem Oſtrogghof, lebte von den Küchenabfällen, vermochte aber keinerlei Intereſſe für ſich zu erwecken, obwohl er alle kannte und jeden für ſeinen Herrn hielt. Wenn die Sträflinge von der Arbeit zurückkehrten, ſo lief Scharik ſchon auf

den erſten Ruf der Wache nach dem Gefreiten zum Tor, empfing freudig jeden Trupp, wedelte mit der Rute, blickte einem jeden erwartungsvoll und freundlich in die Augen, als erwarte er eine wenn auch nur flüchtige Liebkoſung. Doch im Verlauf von mehreren Jahren ward ihm von keinem die geringſte Freundlichkeit zuteil, ausgenommen von mir. Dafür aber liebte er mich auch am meiſten von allen. Ich entſinne mich nicht mehr, durch welchen Zufall ſpäter noch ein anderer Hund in unſeren Oſtrogg kam, Bjelka. Den dritten aber, Kuljtjápka, den hatte ich ſelbſt einmal von der Arbeit noch als kleines Tierchen mitgebracht.

Bjelka war ein ſeltſames Geſchöpf: es hatte ihn einmal jemand überfahren und daher war ſein Rücken in der Mitte eingeknickt, ſo daß er beim Laufen, von weitem geſehen, wie zwei ſehr ſeltſame, weiße Tiere ausſah, die abſonderlich zuſammengewachſen ſein mußten. Außerdem war er noch räudig und hatte eiternde Augen, die Rute war faſt ganz unbehaart und beſtändig eingekniffen. Vom Schickſal mißhandelt, ſchien ſich das Tier entſchloſſen zu haben, ſich in alles zu ergeben: niemals bellte es einen an, niemals knurrte es, als hätte es keinen Laut von ſich zu geben gewagt. Bjelka lebte im Gegenſatz zu Scharik, der überall umherlief, faſt nur hinter den Kaſernen, und erblickte er einen von uns, ſo warf er ſich, noch bevor man an ihn herangetreten war, zum Zeichen ſeiner Ergebenheit und friedlichen Geſinnung auf den Rücken, als wollte er damit ſagen: »Mach mit mir, was du willſt, ich aber, wie du ſiehſt, denke nicht daran, mich zu verteidigen.« Und faſt jeder Sträfling, vor dem er ſich auf den Rücken warf, ſchien es für ſeine Pflicht zu halten, ihn mit dem Fuß zu ſtoßen.

»So 'ne Mißgeburt!« ſagten ſie dazu. Bjelka aber wagte

nicht einmal zu winſeln, und nur wenn der Fußtritt gar zu ſchmerzhaft war, quiente er mit feſtem Maul, gleichſam nur innerlich. Ebenſo warf er ſich auch vor Scharik auf den Rücken und vor jedem anderen Hunde, wenn er einmal aus dem Oſtrogg hinauslief. Zuweilen ſah ich, wie er ſich plötzlich auf den Rücken warf und ruhig und ergeben in dieſer Stellung verharrte; dann erblickte man im nächſten Augenblick unfehlbar einen großen Köter, der auf ihn zugerannt kam, mit langen, ſchlotternden Ohren, unter Gebell und Geheul. Doch Hunde lieben bei ihresgleichen Ergebenheit und friedliche Geſinnung. Der wütende Köter iſt ſogleich beſänftigt, bleibt in einer gewiſſen Nachdenklichkeit vor dem auf dem Rücken liegenden Hunde ſtehen, worauf er mit Intereſſe das ganze Tier beſchnuppert. Was mochte wohl in ſolchen Augenblicken der zitternde, unglückliche Hund denken? Wahrſcheinlich: »Wenn er aber jetzt zubeißt, der Räuber?« Der große Köter jedoch verläßt ihn nach aufmerkſamer Beſchnupperung, da er nichts Feſſelndes an ihm entdeckt zu haben ſcheint. Bjelka aber dreht ſich wieder um und läuft hinkend einem langen Hundezuge nach, der irgendeinem kleinen Schoßhündchen folgt. Und wenn er auch genau weiß, daß ein Schoßhündchen niemals mit ihm Freundſchaft ſchließen wird, ſo iſt ihm doch ſchon das bloße Mitlaufen ein – Glück in ſeinem Unglück. An Ehre und Ehrgeiz hatte er offenbar ſeit langem aufgehört zu denken. Da ihm jede Ausſicht auf Karriere genommen war, lebte er nur noch, um ſein Daſein zu friſten, weſſen er ſich auch ſelbſt vollkommen bewußt zu ſein ſchien. Ich verſuchte einmal, ihn zu ſtreicheln: das war für ihn ſo neu und unerwartet, daß er ſich plötzlich platt an die Erde drückte, am ganzen Leibe erzitterte und vor Rührung laut zu heulen begann. Aus Mitleid trat ich

öfter zu ihm, um ihn zu ſtreicheln. Dafür konnte er mich bald nicht mehr anders als mit lautem Winſeln begrüßen: erblickte er mich auch nur von weitem, ſo hub doch ſchon unfehlbar das weinerliche, krankhafte Winſeln an. Eines Tages wurde er auf dem Feſtungswall von anderen Hunden zerriſſen.

Einen ganz anderen Charakter hatte dagegen Kuljtjápka. Weshalb ich ihn eigentlich aus der Werkſtätte als noch blinden Neſtling mitgenommen hatte, vermag ich jetzt ſelbſt nicht mehr zu ſagen. Es war mir eine angenehme Zerſtreuung, ihn zu füttern, großzuziehen und aufwachſen zu ſehen. Scharik nahm ihn ſogleich unter ſeine Protektion und ſchlief mit ihm zuſammen. Als Kuljtjápka größer wurde, erlaubte er ihm, ſeine Ohren zu beißen, ihn am Fell zu zerren und überhaupt mit ihm zu ſpielen, wie gewöhnlich alle größeren Hunde mit den jungen zu ſpielen pflegen. Sonderbar war nur, daß Kuljtjápka ſo gut wie gar nicht in die Höhe wuchs, ſondern nur in die Länge und Breite. Sein Fell war zottig und von einer unbeſtimmten, hell mausgrauen Farbe; das eine Ohr wuchs nach unten, das andere nach oben. Von Charakter war er heftig und begeiſterungsfähig, wie ſchließlich jeder junge Hund, der in der Freude, den Herrn wiederzuſehen, kläfft und quient und winſelt, ihm womöglich das Geſicht lecken will und auch alle ſeine ſonſtigen Gefühle nicht zurückzuhalten vermag: »wenn du nur meine Begeiſterung ſiehſt, Anſtand hat dann nichts mehr zu bedeuten!« Rief ich: »Kuljtjápka!« ſo kam er, gleichviel wo er war, plötzlich im Galopp um irgendeine Ecke gelaufen, wie aus der Erde hervorgezaubert, und ſtürzte in heller Begeiſterung wie ein geworfener Ball mir entgegen, und nicht ſelten überpurzelte er ſich unterwegs. Ich hatte dieſe kleine Mißgeburt unſäglich lieb. Wie es ſchien, hatte das Schickſal

nichts als Zufriedenheit und Freude für ſein ferneres Leben vorgeſehen. Es ſollte aber anders kommen: Eines Tages ſchenkte ihm der Sträfling Neuſtrojeff, der ſich mit der Anfertigung von Frauenſchuhen und dem Gerben von Fellen beſchäftigte, ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Ihm ſchien plötzlich etwas an dem Hunde aufzufallen; er lockte ihn zu ſich heran, befühlte ſein Fell und rollte ihn hin und her auf dem Rücken, wozu der ahnungsloſe Kuljtjäpka vor Vergnügen mit den Vorderpfoten ſpielte. Am nächſten Morgen war er verſchwunden. Lange ſuchte ich ihn, doch vergeblich. Erſt nach zwei Wochen erfuhr ich, wo er geblieben war: Kuljtjäpkas Fell hatte dem Sträfling Neuſtrojeff gar zu ſehr gefallen. Er hatte ihm dasſelbe abgezogen und daraus Winterhalbſtiefel angefertigt und mit Samt überzogen, wie ſie die Frau des Auditeurs bei ihm beſtellt hatte. Er zeigte ſie mir, als ſie fertig waren. Das Fell ſah allerdings vorzüglich aus. Armer Kuljtjäpka!

Es gab bei uns viele Sträflinge, die ſich mit der Bearbeitung von Fellen beſchäftigten. Sie brachten nicht ſelten ſchöne Hunde mit, die aber ſchon nach wenigen Minuten wieder verſchwanden. Dieſe Hunde wurden von ihnen entweder geſtohlen oder gekauft. Einmal erblickte ich hinter der Küchenkaſerne zwei Sträflinge, die über irgend etwas zu beraten ſchienen. Der eine hielt einen prächtigen, großen ſchwarzen Hund, von ſicherlich guter und teurer Raſſe, an einem Strick. Ein treuloſer Diener hatte ihn heimlich unſeren Schuhmachern für dreißig Kopeken in Silber verkauft. Die Sträflinge beabſichtigten, ihn zu erhängen, was ja weiter nicht ſchwierig war. Nachher ſollte ihm das Fell abgezogen und der Kadaver in die große tiefe Ausgußgrube, die im entfernteſten Winkel des Oſtrogg lag und im Som-

mer, namentlich an heißen Tagen, entſetzlich ſtank, geworfen werden. Selten nur wurde die Grube gereinigt. Der arme Hund ſchien zu ahnen, was ihm bevorſtand: forſchend und unruhig blickte er von dem einen zum anderen und nur hin und wieder wagte er, mit ſeiner buſchigen Rute ein wenig zu wedeln, ganz als wolle er ſie durch dieſes Zeichen ſeines Zutrauens gütiger ſtimmen. Ich entfernte mich ſchnell, ſie aber verrichteten, was ſie vorhatten.

Auch die Gänſe hatten ſich ganz zufällig bei uns eingefunden. Wer ſie zuerſt gebracht hatte und wem ſie gehörten – das weiß ich nicht, eine Zeitlang aber erfreuten ſie ſich großer Beliebtheit bei den Sträflingen und waren ſogar in der Stadt bekannt. Sie waren im Oſtrogg ſelbſt ausgebrütet worden und in der Küche großgezogen. Als die junge Brut herangewachſen war, gewöhnte ſie es ſich an, zuſammen mit den Sträflingen zur Arbeit auszuziehen. Kaum ertönte der Trommelwirbel, kaum begab ſich der ganze Sträflingstrupp zum Tor, da kamen auch ſchon unſere Gänſe mit großem Geſchrei herbeigelaufen, mit hängenden Flügeln und vorgeſtrecktem Halſe, und eine nach der anderen hopſte über die hohe Schwelle der Pforte und begab ſich unbedingt zur rechten Flanke des Trupps, wo ſie ſich dann gleichfalls aufſtellten, in Erwartung der allgemeinen Arbeitsverteilung. Und jedesmal ſchloſſen ſie ſich dem größten Trupp an. Während der Arbeitszeit weideten ſie irgendwo in der Nähe. Kaum aber ſchickte der Trupp ſich an, zur Heimkehr aufzubrechen, da kamen auch ſchon die Gänſe in langer Reihe angewackelt. In der Stadt ſprach man allgemein davon, daß die Gänſe mit den Sträflingen zur Arbeit gingen.

»Seht doch, da gehen die Arreſtanten mit ihren Gänſen!«

ſagten zuweilen die uns unterwegs Begegnenden. »Wie habt ihr ihnen das nur beigebracht?«

»Da habt ihr etwas für eure Gänſe«, fügte ein anderer hinzu und gab uns ein Almoſen. Doch ungeachtet all ihrer Anhänglichkeit wurden ſie zu einem Fleiſchtage nach der Faſtenzeit ſämtlich geſchlachtet.

Unſeren Ziegenbock Wasjka dagegen, den würde man um keinen Preis geſchlachtet haben, wenn er nicht ein beſonderes Pech gehabt hätte. Auch von dem Bock wüßte ich nicht zu ſagen, wie und durch wen er in den Oſtrogg gekommen war: eines Tages aber befand ſich ein kleines, weißes, allerliebſtes Böcklein bei uns. Dieſen Wasjka gewannen im Augenblick alle lieb und bald war er unſere liebſte Zerſtreuung und ſogar aufrichtigſte Freude. Man fand natürlich ſofort auch einen Grund, ihn im Oſtrogg zu halten: hatte man einen Pferdeſtall, ſo gehörte doch auch ein Bock hinein. Indeſſen lebte er nicht im Pferdeſtall, ſondern zuerſt in der Küche und ſpäterhin im ganzen Oſtrogg. Er war ein überaus graziöſes, mutwilliges und luſtiges Geſchöpf. Er kam ſofort zu einem gelaufen, wenn man ihn rief, war immer munter und ſpaßig, ſprang auf Bänke und Tiſche, und als er Hörner bekam, ſpielten die Arreſtanten mit ihm »boxen«. Einmal, als ſeine Hörnchen ſchon ſichtbar waren, fiel es dem Lesghier Babai ein, während er wie gewöhnlich abends mit anderen auf der Treppenſtufe ſaß, mit Wasjka zu ſpielen. Sie boxten ſchon ziemlich lange – der Lesghier gleichfalls mit der Stirn, was für ihn ein angenehmer Zeitvertreib war –, als plötzlich unſer Wasjka auf die oberſte Treppenſtufe ſprang und, kaum daß Babai fortſah, ſich auf ſeine Hinterbeinchen erhob, die Vorderhufchen an ſich preßte und mit aller Kraft Babai in den Nacken ſtieß, ſo daß dieſer

kopfüber von der Treppe herabflog, zur unbändigen Heiterkeit aller Anwesenden und vor allem Babais selbst. Kurz, unser Wasjka wurde von allen geliebt. Als er heranwuchs, wurde an ihm nach langer, ernster Beratung eine gewisse Operation vorgenommen, die unsere »Tierärzte« vorzüglich auszuführen verstanden. »Sonst würde er nach Bock riechen«, sagten sie. Hierauf wurde aber Wasjka entsetzlich dick. Allerdings wurde er auch gefüttert, als wäre er zur Mast bestimmt. Mit der Zeit wurde er ein prächtiger, großer Bock mit langen Hörnern und von unbeschreiblicher Dicke. Zuweilen fiel er beim Gehen um. Bald hatte er es sich gleichfalls angewöhnt, mit den Sträflingen zur Arbeit zu gehen, was diese sowie alle, die ihnen unterwegs begegneten, nicht wenig belustigte. Alle kannten den Ostroggbock Wasjka. Oft, wenn die Sträflinge am Flußufer zu arbeiten hatten, rissen sie die biegsamen Äste der Wasserweide ab, suchten dazu Blumen am Wall und schmückten damit ihren Wasjka: die Hörner wurden mit den Weidenruten umflochten, mit Blumen geschmückt und der ganze Leib mit Girlanden umwunden. Kehrte dann der geschmückte Wasjka wie gewöhnlich an der Spitze des Trupps in den Ostrogg zurück, so marschierten sie ihm frohgemut nach und schienen vor jedem Vorübergehenden geradezu stolz zu sein. Ihre Liebe zu diesem Bock ging schließlich so weit, daß sie wie kleine Kinder auf die Idee kamen, Wasjkas Hörner zu vergolden. Doch davon wurde bloß gesprochen, zur Ausführung des Einfalls kam es nicht. Übrigens fragte ich, wie ich mich noch entsinne, bei der Gelegenheit Akim Akimytsch, unseren besten Vergolder nach Issai Fomitsch, ob es tatsächlich möglich wäre, dem Bock die Hörner zu vergolden. Er blickte zuerst aufmerksam den Bock an, überlegte ernstlich und antwortete

dann, daß man es ſchließlich könne, »aber es würde nicht lange vorhalten, und außerdem wäre es doch ganz unnütz.« So unterblieb es denn. Wasjka aber hätte noch lange gelebt und wäre vielleicht nur an Aſthma geſtorben, wenn das Schickſal es nicht anders gewollt hätte: als er eines Tages wieder an der Spitze der Sträflinge in den Oſtrogg zurückkehrte, erblickte ihn plötzlich der Major, der in ſeinem Wagen gerade dahergefahren kam.

»Halt!« ſchrie er ſofort. »Wem gehört der Bock?«

Man erklärte es ihm.

»Wie! Im Oſtrogg ein Bock ohne meine Erlaubnis! — Unteroffizier!«

Der Unteroffizier erſchien und ihm ward befohlen, den Bock ſofort zu ſchlachten — »ſofort!« — das Fell abzuziehen, auf dem Markt zu verkaufen, den Erlös der Arreſtantenkaſſe zu überweiſen, und das Fleiſch zur Kohlſuppe zu geben. Im Oſtrogg ſprach man hin und her, beklagte den armen Wasjka, wagte aber doch nicht, dem Befehl zuwider zu handeln, und es wurde Wasjka am Rande unſerer Ausgußgrube geſchlachtet. Das ganze Fleiſch kaufte ein Sträfling und bezahlte dafür einen Rubel und fünfzig Kopeken in Silber. Für dieſes Geld wurden Kalatſchen gekauft, der Sträfling aber, der den Wasjka erſtanden hatte, verkaufte das Fleiſch ſtückweis an die Arreſtanten, die es ſich dann brieten. Das Fleiſch war wirklich ungewöhnlich ſchmackhaft.

Auch lebte bei uns im Oſtrogg eine Zeitlang ein Karaguſch, ein tatariſcher Adler, von der mittelgroßen Art der Steppenadler. Jemand hatte ihn verwundet und ermattet in den Oſtrogg gebracht. Die ganze Kátorga umſtand ihn im Kreiſe: er konnte nicht fliegen, ſein rechter Flügel hing zur Erde und der eine Fuß war verrenkt. Ich weiß noch, wie

wütend er um ſich blickte, während die neugierige Schar ihn umſtand, wie er ſeinen krummen Schnabel aufſperrte, bereit, ſein Leben nur teuer zu verkaufen. Als man ſich aber an ihm ſattgeſehen hatte und auseinanderging, humpelte er fort, hinkend, faſt nur auf dem einen Fuß ſpringend und mit dem geſunden Flügel ſchlagend, humpelte bis in den entfernteſten Winkel des Oſtrogg, wo er ſich in der Zaunecke an die Pfähle drückte. Hier lebte er ungefähr drei Monate, und in dieſer ganzen Zeit verließ er nie ſeinen Platz. Anfangs kamen die Sträflinge noch ziemlich oft zu ihm, um ihn zu ſehen und den Hund auf ihn zu hetzen. Scharik ſtürzte voll Eifer auf ihn los, wagte aber nicht, ihm gar zu nahe zu kommen, was die Zuſchauer nicht wenig beluſtigte. »So ein Tier!« ſagten ſie kopfſchüttelnd, »will ſich doch nicht ergeben!« Mit der Zeit aber wurde Scharik mutiger und dann kränkte er ihn tief: ſeine Angſt verging immer mehr, und bald hatte er es ſehr geſchickt heraus, den Vogel am kranken Flügel zu faſſen, wenn er von den Sträflingen gehetzt wurde. Der Adler verteidigte ſich nach Möglichkeit mit dem Schnabel und blickte wild und ſtolz wie ein verwundeter König, in der Zaunecke verſchanzt, auf ſeine neugierigen Beobachter. Schließlich wurde er ihnen langweilig: alle vergaßen ihn, doch fand ich zu meiner Verwunderung täglich ein friſches Stück rohes Fleiſch und eine Scherbe von einer zerſchlagenen Schüſſel mit friſchem Waſſer. So mußte denn doch jemand für ihn ſorgen. Anfangs wollte er überhaupt nicht freſſen, mehrere Tage hungerte er, bis er dann ſchließlich doch zu freſſen begann, aber niemals fraß er etwas aus der Hand, oder wenn jemand in der Nähe war. Ich beobachtete ihn oft aus der Ferne: glaubte er ſich ganz allein und unbeobachtet, ſo entſchloß er ſich zuweilen, ſeine Ecke zu verlaſſen, und

humpelte dann am Zaun entlang, vielleicht zwölf Schritt weit aus ſeiner Ecke, worauf er wieder umkehrte und dann von neuem dieſelbe Strecke zurücklegte, augenſcheinlich um ſich Bewegung zu machen. Erblickte er mich, ſo humpelte und hopſte er ſo ſchnell er nur konnte in die Ecke, warf den Kopf zurück, ſperrte den Schnabel halb auf und war mit geſträubten Federn zum Kampfe bereit. Er ließ ſich durch nichts beſänftigen, keine Freundlichkeit, kein Streicheln half: er hackte und ſchlug, nahm von mir keinen einzigen Biſſen Rindfleiſch aus der Hand, und wenn ich vor ihm ſtand, ſah er mir nur mit ſeinem böſen, durchdringenden Blick unverwandt in die Augen. Einſam und unnahbar erwartete er ſeinen Tod, mit niemand vertraut, mit niemand verſöhnt. Da erinnerten ſich die Sträflinge ganz plötzlich ſeiner, während ſie in den letzten zwei Monaten ihn gänzlich vergeſſen hatten: und plötzlich empfand man Mitleid mit ihm. Man ſprach davon, daß man ihn aus dem Oſtrogg hinausbringen müſſe. »Mag er krepieren, aber nur nicht im Oſtrogg«, ſagten ſie.

»Ja, nur nicht hier. Er iſt ein freier Vogel, der wird ſich nicht an den Oſtrogg gewöhnen«! meinten einige beipflichtend

»Er iſt doch anders als wir«, fügte noch einer hinzu.

»Noch was! – er iſt ein Vogel und wir ſind doch immerhin Menſchen.«

»Der Adler, Brüder, iſt der König der Wälder...« begann Skuratoff, doch wollte man ihm diesmal nicht zuhören.

Und nach dem Mittageſſen, als die Trommel wieder zur Arbeit rief, nahm man den Adler, indem man ihm den Schnabel mit der Hand zuhielt, da er wie beſeſſen um ſich hackte, und trug ihn hinaus aus dem Oſtrogg. Man kam bis zum Wall. Einige zwölf Mann, die zu dieſem Trupp gehörten, wollten neugierig ſehen, wohin der Adler ſich ent-

fernen werde, und ſeltſam – alle befanden ſich in einer gewiſſermaßen zufriedenen Stimmung, ganz als ſollten ſie ſelbſt in die Freiheit entlaſſen werden.

»Sieh doch einer das Hundevieh: ich tue ihm Gutes, er aber beißt mich!« ſagte der Sträfling, der den Adler hielt, während er das böſe Tier faſt mit Liebe betrachtete.

»Laß ihn los, Mikitka!«

»Der kann, wie man ſieht, nicht hinter Schloß und Riegel leben. Dem muß man Freiheit geben, wahrhaftige freie Freiheit!«

Man warf den Adler vom Wall in die Steppe hinab. Es war im Spätherbſt, an einem kalten und trüben Tage. Der Wind pfiff über die kahle Steppe und rauſchte im gelben, dürren Steppengras, deſſen Büſchel ſich kniſternd bogen. Der Adler entfernte ſich geradeaus, humpelnd und ſpringend, und ſchlug mit dem geſunden Flügel, während der kranke nachſchleifte – es war, als beeile er ſich, ſo ſchnell wie möglich von uns fortzukommen.

Die Blicke der Sträflinge folgten ihm neugierig, ſolange ſein Kopf noch über dem Graſe zu ſehen war.

»Sieh mal an!« ſagte einer von ihnen gedankenverloren vor ſich hin.

»Und ſieht ſich nicht einmal um!« ſagt ein anderer. »Kein einziges Mal, Brüder, hat er ſich umgeſehen, er läuft nur!«

»Du dachteſt wohl, er werde noch zurückkommen, um ſich zu bedanken?« fragt ein dritter.

»Das iſt ſo eine Sache mit der Freiheit: der hat ſie jetzt gerochen.«

»Ja, das Freiſein, wie man ſagt...«

»Jetzt iſt er nicht mehr zu ſehen, Brüder...«

»Was ſteht ihr da! Marſch, vorwärts!« ſchrie die Eskorte, und ſchweigend trotteten alle weiter zur Arbeit.

VII.

Der Streik.

Vor dem Beginn dieſes Kapitels hält es der Herausgeber der Aufzeichnungen des verſtorbenen Alexander Petrowitſch Goránt∫chikoff für ſeine Pflicht, den Leſern folgende Mitteilung zu machen.

Im erſten Kapitel dieſer Aufzeichnungen »Aus einem Totenhauſe« iſt unter anderem auch von einem Vatermörder, einem der vier ruſſiſchen Adligen, die Rede. Der Verfaſſer ſtellt ihn als Beiſpiel dafür hin, mit welchem Gleichmut die Sträflinge zuweilen von ihren Mordtaten erzählen konnten. Es heißt dort ferner, daß dieſer Vatermörder ſeine Schuld nicht eingeſtanden habe, daß aber nach den Erzählungen einiger Sträflinge aus ſeiner Stadt, die alle Einzelheiten des Falles kannten, die Tatſachen dermaßen überzeugend geweſen waren, daß man unmöglich an ſeiner Täterſchaft habe zweifeln können. Dieſelben Leute hatten dem Verfaſſer dieſer »Aufzeichnungen« erzählt, daß der Mörder ein zügelloſes Leben geführt, Schulden gemacht und ſeinen Vater nur um der Erbſchaft willen ermordet habe. Übrigens habe die ganze Stadt, in der er früher gelebt hatte, die Geſchichte ſeines Verbrechens durchaus übereinſtimmend erzählt, was der Verfaſſer aus zuverläſſiger Quelle erfahren hat. In jenem Kapitel der Aufzeichnungen iſt noch

geſagt, daß der Mörder im Oſtrogg ſich beſtändig in der beſten und heiterſten Gemütsſtimmung befunden habe: daß er ein unvernünftiger, leichtſinniger, verdrehter, aber durchaus kein dummer Menſch geweſen ſei, und daß der Verfaſſer niemals eine beſondere Grauſamkeit an ihm habe wahrnehmen können. Zum Schluß jedoch ſind noch die Worte hinzugefügt: »Zuerſt glaubte ich es gar nicht, daß er ihn ermordet habe.«

Nun hat der Herausgeber dieſer »Aufzeichnungen aus einem Totenhauſe« vor kurzem die Nachricht aus Sibirien erhalten, daß jener junge Sträfling tatſächlich unſchuldig verurteilt worden iſt und zehn Jahre umſonſt in der Katorga verbracht hat; ſeine Schuldloſigkeit iſt auch vom Gericht ſchon amtlich anerkannt worden, da man die wahren Schuldigen entdeckt hat und ſie ein volles Geſtändnis abgelegt haben. Jedenfalls iſt der Unglückliche aus dem Oſtrogg bereits entlaſſen. Der Herausgeber vermag an der Richtigkeit dieſer Nachricht nicht zu zweifeln...

Es dürfte wohl weiter nichts hinzuzufügen ſein. Was könnte man über die ganze Tiefe der Tragik dieſes unter ſo grauenvoller Anklage vernichteten jungen Lebens auch ſagen... Es liegt ja alles auf der Hand und ſpricht laut genug für ſich ſelbſt.

Auch glauben wir, daß, wenn eine ſolche Tatſache möglich geweſen iſt, allein ſchon dieſe Möglichkeit einen neuen und grellen Pinſelſtrich zur Charakteriſtik und Vollendung des Bildes vom Totenhauſe hinzufügt.

Fahren wir jetzt fort.

Wie ich ſchon geſagt habe, lebte ich mich im Oſtrogg endlich doch ein. Aber es geſchah nur mühſam und qualvoll,

und gar zu langſam. Genau genommen brauchte ich faſt ein ganzes Jahr dazu, und dieſes Jahr war die ſchwerſte Zeit meines Lebens. Deswegen hat es ſich mir auch ſo deutlich eingeprägt. Ich glaube ſogar, daß ich mich jeder Stunde dieſes Jahres in der richtigen Reihenfolge erinnern kann. Auch viele andere Sträflinge konnten ſich an dieſes Leben nicht gewöhnen. Ich weiß noch, wie oft ich mich in der erſten Zeit fragte: »Wie mag es in ihnen wohl ausſehen? Sollten ſie wirklich ruhig ſein?« Dieſe Fragen beſchäftigten mich fortwährend. Ich begriff, daß die Sträflinge alle ſich hier nicht zu Hauſe fühlten, ſondern etwa wie auf einem Poſthof, wie in einem Biwack, oder auf einer Etappe. Selbſt die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit Verurteilten, ſelbſt die fühlten ſich hier wie auf der Durchreiſe und ſehnten ſich fort, und ſicherlich träumte ein jeder von ihnen von etwas für ihn faſt Unmöglichem. Dieſe beſtändige Unruhe, die ſich, wenn auch ſtumm, ſo doch ſichtbar äußerte, dieſe ſeltſame Heftigkeit und Ungeduld der manchmal ganz unwillkürlich geäußerten Hoffnungen, die mitunter ſo unbegründet waren, daß ſie faſt einem Erzeugnis der Fieberphantaſie glichen, und – was am auffälligſten war – nicht ſelten bei den anſcheinend nüchternſten Charakteren zutage traten – alles das verlieh dieſem Ort ein ſo ungewöhnliches, ſo ſeltſames Gepräge, daß vielleicht gerade dieſer Zug ſeine beſonders kennzeichnende Eigenheit war. Man fühlte eben, und faſt ſchon auf den erſten Blick, daß es außerhalb des Oſtrogg etwas Ähnliches nicht gab. Hier waren alle Phantaſten, und das fiel einem ſofort auf. Das fühlte man mit krankhafter Feinheit, eben weil dieſe Phantaſtik der übergroßen Mehrheit dem ganzen Oſtrogg ein ſo griesgrämiges und finſteres, ſo ein gewiſſes ungeſundes Ausſehen verlieh. Die

meiſten waren ſchweigſam und böſe bis zu einem faſt auf alles ſich erſtreckenden Haß und liebten es nicht, ihre Hoffnungen zur Schau zu tragen. Einfachheit und Offenherzigkeit wurden verachtet. Je ausſichtsloſer die Hoffnungen waren, und je mehr der Betreffende ſelbſt dieſe Ausſichtsloſigkeit fühlte, um ſo hartnäckiger und verſchämter verbarg er ſie in ſeinem Innerſten, aber ſich von ihnen losſagen und auf ſie verzichten, das vermochte er doch nicht. Wer weiß, vielleicht ſchämte ſich innerlich ſo mancher ſeiner Träume. Im ruſſiſchen Charakter liegt ſoviel Sinn für Wirklichkeit und Nüchternheit des Blicks, ſoviel innerer Spott, in erſter Linie über ſich ſelbſt... Vielleicht nun war gerade dieſe beſtändige, verborgene Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt die Urſache der gereizten Unduldſamkeit dieſer Menſchen in ihrer täglichen Berührung miteinander, dieſer Unverſöhnlichkeit und dieſer Spottluſt in ihrem Verkehr untereinander. Und wenn einmal zum Beiſpiel einer der Naiveren und Hitzigeren von ihnen etwas laut ausſprach, was ſie heimlich alle dachten, wenn er ſeine Hoffnungen und Gedanken ausmalte, ſo wurde er ſofort grob zurechtgewieſen, verſpottet, und man ließ ihn nicht weiterreden. Mich däucht aber, daß die heftigſten Verfolger in ſolchen Fällen ſtets diejenigen waren, die in ihren eigenen Träumen und Hoffnungen vielleicht noch viel weiter gingen. Auf die Naiven und Offenherzigen ſah man bei uns allgemein wie auf die dümmſten Dummköpfe herab und behandelte ſie geringſchätzig. Ein jeder war dermaßen verbittert und eigenliebig, daß er einen gutmütigen und nicht eigenliebigen Menſchen einfach verachtete.

Außer dieſen naiven und etwas einfältigen Schwätzern teilten ſich die anderen, d. h. die Schweigſamen, in Gute und Böſe oder in Finſtere und Heitere. Der Finſteren und Böſen

gab es natürlich unvergleichlich mehr; wenn ſich aber auch unter ihnen einige befanden, die von Natur Schwätzer waren, ſo waren das dann ausnahmslos ruheloſe Klatſchbaſen und gehäſſige Neider. Sie wußten ſich in alle fremden Angelegenheiten zu miſchen, von ihrer eigenen Seele, ihren eigenen Geheimniſſen dagegen verrieten ſie den anderen nichts. Das war nun einmal nicht Mode, nicht »üblich«. Die Guten – nur eine kleine Schar – waren ſtill, hegten ihre Hoffnungen ſtumm für ſich und waren natürlich weit mehr als die Finſteren zum Glauben an die Erfüllung ihrer Wünſche geneigt. Übrigens fällt mir ſoeben ein, daß es im Oſtrogg noch eine Kategorie von völlig Hoffnungsloſen gab. Zu denen gehörte auch der Alte aus dem Dorfe Starodubowo, doch gab es ſolcher im ganzen nur ſehr wenige. Äußerlich war der Alte anſcheinend ruhig (ich habe ſchon von ihm geſprochen), doch glaube ich, nach einigen Anzeichen, daß ſein Seelenzuſtand furchtbar war. Aber er hatte ſchließlich doch eine Erlöſung gefunden: das war das Gebet und der Glaube an ſein Märtyrertum. Ein anderer Sträfling, von dem ich gleichfalls ſchon geſprochen habe, der über dem Bibelleſen wahnſinnig geworden war und ſich mit einem Ziegelſtein auf den Major geſtürzt hatte, gehörte wahrſcheinlich gleichfalls zu denen, die auch die letzte Hoffnung verlaſſen hatte – und da man ganz ohne Hoffnung nicht leben kann, ſo hatte er ſich als Rettung ein freiwilliges, faſt künſtliches Märtyrertum erdacht. Nach ſeiner Erklärung hatte er ſich ohne jeglichen Groll oder Haß auf den Major geſtürzt, einzig in dem Wunſch, Qualen zu erdulden. Wer kann es wiſſen, welch ein pſychologiſcher Vorgang ſich damals in ſeiner Seele vollzogen hatte! Ohne ein beſtimmtes Ziel, ohne nach dieſem Ziel ſtändig zu ſtreben, lebt kein einziger leben-

diger Menſch. Verliert der Menſch Ziel und Hoffnung, ſo verwandelt er ſich nicht ſelten vor lauter Langeweile in ein Ungeheuer... Bei uns aber war das Ziel aller: die Freiheit und die Entlaſſung aus der Kátorga.

Da bemühe ich mich nun, die ganze Einwohnerſchaft unſeres Oſtrogg in verſchiedene Klaſſen einzuteilen, aber iſt denn das überhaupt möglich? Die Wirklichkeit iſt ſo unendlich verſchiedenartig, im Vergleich mit allen, ſelbſt den raffinierteſten Ergebniſſen des abſtrakten Denkens, und duldet keine verallgemeinernden und ſcharf abgrenzenden Unterſchiede. Die Wirklichkeit ſtrebt zur Auflöſung in Einzelfälle. Auch bei uns hatte ein jeder ſein beſonderes Leben, gleichviel was für eines, aber es war doch eines für ſich, und nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich ein beſonderes Leben.

In der erſten Zeit meines Oſtrogglebens war es mir ganz unmöglich, und ich hätte es auch gar nicht verſtanden, die ganze innere Tiefe dieſes Lebens zu erfaſſen, und ſo quälten mich alle ſeine äußeren Erſcheinungen mit unſäglicher Beklemmung. Zuweilen begann ich, dieſe Menſchen, die doch nicht weniger litten als ich, förmlich zu haſſen. Ich beneidete ſie ſogar, und zwar deshalb, weil ſie immerhin unter ihresgleichen waren, ſich gegenſeitig verſtanden und in ihrer Sträflingsgenoſſenſchaft lebten, obwohl dieſes gewaltſame Zuſammenleben ſie alle im Grunde nicht weniger anekelte als mich. Genau genommen ſah ein jeder von den anderen fort, irgendwohin zur Seite. Ich ſage nochmals, daß dieſer Neid, der mich in trüben Augenblicken erfaßte, ſeinen guten Grund hatte. Man ſagt, daß der Adlige, der Gebildete, es in unſeren Gefängniſſen ebenſo ſchwer habe wie jeder einfache Bauer, nur iſt das leider durchaus nicht der Fall.

Ich habe dieſe Behauptung oder Annahme oft genug gehört und in letzter Zeit ſogar geleſen. Der Grundgedanke iſt ja ſchließlich richtig und human: alle ſind Menſchen. Nur iſt dieſe Auffaſſung gar zu theoretiſch. Es ſind hierbei viele praktiſchen Bedingungen aus dem Auge gelaſſen, deren Bedeutung man nur in der Wirklichkeit ermeſſen kann. Ich ſage das nicht deshalb, weil der Adlige und Gebildete, wie man annimmt, feinfühliger und entwickelter iſt und einen Schmerz ſtärker empfindet. Die Seele und ihre Empfindſamkeit läßt ſich nicht nach irgendeinem Niveau beurteilen. Selbſt die Bildung iſt in dieſem Fall kein Maßſtab. Ich bin als erſter zu bezeugen bereit, daß ich in den allerungebildetſten und niedergedrückteſten Leuten, gerade unter dieſen Leidenden, Züge von zarteſter ſeeliſcher Entwicklung wahrgenommen habe. Im Oſtrogg kannte man einen Menſchen bisweilen jahrelang und glaubte von ihm, er ſei ein Tier und kein Menſch, und man verachtete ihn. Und plötzlich kommt dann ein zufälliger Augenblick, in dem ſein Inneres in ungewolltem Ausbruch ſich aufdeckt – und dann ſieht man in ihm einen ſolchen Reichtum, ſo viel Gefühl und Herz, ein ſo ſcharfes Verſtändnis und ein ſo perſönliches Leiden, daß man erſt jetzt ſehend zu werden meint, nachdem man im erſten Augenblick ſeinen eigenen Ohren und Augen nicht getraut hat. Und andererſeits, wie oft findet man das Umgekehrte: da ſieht man Bildung mit einer Barbarei vereint, mit einem Zynismus, daß einem übel wird, und wie nachſichtig man auch ſein wollte, man findet dafür doch keine Entſchuldigung, doch keine Rechtfertigung im Herzen.

Ich will nicht einmal auf den Unterſchied der Lebensbedürfniſſe eingehen, auf die Lebensweiſe überhaupt, die Nahrung uſw., einen Unterſchied, der für den Menſchen aus

der oberen Geſellſchaftsſchicht natürlich größer und folglich ſchwerer zu verwinden iſt, als für den einfachen Landbauer oder Leibeigenen, der nicht ſelten in der Freiheit gehungert hat, im Oſtrogg dagegen ſich täglich ſatteſſen kann. Ich will zugeben, daß einem Menſchen mit nur etwas ſtärkerem Willen alles das nichts ausmacht im Vergleich mit anderen Unannehmlichkeiten, obſchon das Abgewöhnen der Lebensgewohnheiten durchaus keine ſo nebenſächliche Kleinigkeit und längſt nicht das Leichteſte iſt. Es gibt aber Dinge, vor denen alle dieſe äußeren Unannehmlichkeiten völlig in den Hintergrund treten und man weder den Schmutz ringsum, weder die enge noch die einförmige, unſaubere Koſt beachtet. Selbſt der größte Feinſchmecker, das verzärteltſte Mutterſöhnchen wird, wenn er im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet hat wie noch nie zuvor in der Freiheit, auch Schwarzbrot und den mit Schaben gekochten Kohl eſſen. An ſo etwas kann man ſich noch gewöhnen, wie es ja auch im humoriſtiſchen Arreſtantenliede von dem einmal reich geweſenen Herrn heißt, der in den Oſtrogg geraten war:

»Gibt man mir auch nur Kohl mit heißem Waſſer,
Ich freſſe alles auf mit Haut und Haar.«

Nein, wichtiger als alles andere iſt, daß von den einfachen Leuten jeder Neueingetretene bereits nach den erſten zwei Stunden dasſelbe iſt, was alle anderen ſind: ein mit allen Gleichberechtigter in der Oſtroggenoſſenſchaft, der ſich hier »unter ſeinesgleichen« fühlt. Er wird von allen verſtanden und verſteht ſelbſt alle, er iſt mit allen bekannt und alle halten ihn für einen der Ihrigen, der ohne weiteres zu ihnen gehört. Ganz anders iſt es dagegen mit dem Adligen, dem Gebildeten. Wie gerecht, gut und klug er auch

ſein mag, er wird dennoch jahrelang von allen anderen gehaßt und verachtet werden. Man verſteht ihn nicht, und vor allen Dingen – man glaubt ihm nicht. Er iſt weder Freund noch Kamerad, und wenn er es auch ſchließlich – nach Jahren – erreicht, daß man ihn nicht mehr beleidigt, ſo iſt er ihnen doch nie ein Kamerad und wird ewig ſeine Einſamkeit und Fremdheit qualvoll empfinden. Dieſe Ausſcheidung als Fremder geſchieht von ſeiten der Sträflinge zuweilen ohne jedes böſe Gefühl, völlig unbewußt. Du biſt eben nicht einer von uns – und das iſt alles. Es gibt nichts Schlimmeres, als nicht in der eigenen Geſellſchaftsklaſſe leben zu können. Der Bauer oder der Tagelöhner, der von Taganrog nach der Hafenſtadt Petropawlowsk geſchickt wird, findet dort ſogleich einen ebenſolchen ruſſiſchen Bauer oder Arbeiter, mit dem er ſich ſchon nach zwei Stunden vorzüglich verſteht, und in kürzeſter Zeit haben ſie ſich friedlich in derſelben Strohhütte eingelebt. Nicht ſo der Vornehme. Ihn trennt die größte Kluft vom einfachen Volk, und das zeigt ſich erſt dann in ſeinem ganzen Umfange, ſobald der Vornehme plötzlich ſelbſt infolge äußerer Umſtände ſeine früheren Vorrechte verliert und gleichfalls »einfaches Volk« wird. Mag man auch ſonſt täglich mit dem Volk in Berührung gekommen ſein, vierzig Jahre lang womöglich – gleichviel ob im Dienſt, amtlich, oder ganz einfach freundſchaftlich, als Wohltäter, oder in gewiſſem Sinne als Vater des Volkes –, das Weſen dieſes Unterſchiedes wird man ſo nicht kennenlernen. Alles wird immer nur eine optiſche Täuſchung ſein, und weiter nichts.

Ich weiß ſehr gut, daß alle, aber auch alle, die dieſe meine Behauptung leſen, ſagen werden, ich übertriebe. Ich aber bin überzeugt, daß ich die Wahrheit ſage, denn nicht aus

Büchern und nicht ſpekulativ habe ich mich davon überzeugt, ſondern in der Wirklichkeit, und ich habe mehr als genug Zeit gehabt, meine Beobachtungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Vielleicht wird manch einer in der Folge erfahren, wie richtig ſie ſind.

Die Ereigniſſe beſtätigten wie abſichtlich meine Beobachtungen ſchon in kürzeſter Zeit, was mich nicht wenig erregte und faſt krankhaft auf mich einwirkte. In dieſem erſten Sommer irrte ich ganz allein im Oſtrogg umher. Ich befand mich damals in einem ſolchen Zuſtande, daß ich, wie geſagt, nicht fähig war, ſelbſt jene Sträflinge einzuſchätzen, die mich in der Folge ſogar liebgewannen, wenn ſie ſich auch nie mit mir auf die gleiche Stufe ſtellten. Gewiß fand auch ich dort Gleichſtehende, in den übrigen Adligen, aber dieſe Kameradſchaft vermochte doch nicht, mich von dem quälenden Druck zu befreien. Am liebſten hätte ich nichts und niemanden angeſehen, und doch konnte ich nirgendwohin weglaufen.

Ich will hier einen von jenen Fällen mitteilen, die mir meine Fremdheit und die Eigentümlichkeit meiner Stellung im Oſtrogg am deutlichſten zeigten.

Einmal – es war im erſten Sommer, ſchon im Auguſt – in der erſten Nachmittagsſtunde eines klaren, heißen Tages, als wir wie gewöhnlich vor der Nachmittagsarbeit ein wenig ruhten, erhob ſich plötzlich die ganze Kátorga wie ein Mann und ſtellte ſich auf dem Oſtrogghofe auf. Ich war völlig ahnungslos. In dieſer ganzen Zeit hatte ich mich dermaßen in mich ſelbſt vertieft, daß ich kaum noch bemerkte, was um mich her vorging. Im Oſtrogg indes hatte es ſchon ſeit drei Tagen dumpf gegärt. Vielleicht aber hatte dieſe Gärung ſchon viel früher begonnen, wie ich mir ſpäter ſagte, als mir unwillkürlich wieder einiges aus den Geſprächen der

Sträflinge einfiel, das ich nur mit halbem Ohr gehört und weiter nicht beachtet hatte. Desgleichen erinnerte ich mich, daß die Sträflinge in der letzten Zeit besonders zänkisch, finster und erbittert gewesen waren. Ich schrieb das anfangs der schweren Arbeit, den langweiligen, endlosen Sommertagen, den unwillkürlichen Gedanken an Wälder und »Freiheit« zu, und den kurzen Nächten, in denen man sich kaum ausschlafen konnte. Vielleicht hatte alles zusammen zu diesem Ausbruch geführt, doch der einzige Grund, den die Sträflinge selbst angaben, war – die Kost. Schon seit mehreren Tagen hatte man sich laut über das Essen beklagt, man war ungehalten gewesen, namentlich wenn man zum Mittag- und zum Abendessen in der Küche zusammenkam. Man war unzufrieden mit den Köchinnen, versuchte es sogar mit einer Veränderung des Küchenpersonals: man wählte einen neuen Koch, doch wurde dieser sogleich wieder abgesetzt und der alte zurückgerufen. Kurz, alle Geister befanden sich in einer gewissen Unruhe.

»Die Arbeit ist zum Knochenbrechen und dabei werden wir nur mit Haut und Fett gefüttert«, brummt jemand in der Küche.

»Wenn dir das nicht behagt, so bestell doch Blancmanger für dich«, bemerkt ein anderer.

»Ach was, Kohl mit Fett liebe ich sehr, Brüder,« meint ein dritter, »denn – es schmeckt mir.«

»Aber wenn du dein Lebtag nichts als Fett zwischen die Zähne kriegst, wird es dir dann auch noch schmecken?«

»Es ist jetzt doch Fleischzeit,« sagt ein vierter, »wir dort in der Ziegelei müssen uns quälen und plagen, nachher aber will man doch was essen! Was aber ist denn dieses Zeug für ein Fraß!«

»Und wenn's mal nicht Haut gibt, gibt's Geſchlinge – iſt denn ſo etwas überhaupt genießbar? Hab ich nicht recht?«

»Ja, das Futter iſt ſchlecht.«

»Und der Achtäugige ſtopft ſich die Taſchen voll.«

»Das iſt nicht deine Sache.«

»Weſſen denn ſonſt? Mein Bauch iſt doch wohl meine Sache, denke ich!... Seht, wenn wir uns alleſamt zuſammentäten und unſere Forderung vorbrächten, dann wäre die Sache im Nu erledigt.«

»Forderung?«

»Jawohl!«

»Dann biſt du wohl für ſolche Forderungen noch wenig gedroſchen worden.«

»Es iſt ſchon wahr,« fügt brummig ein anderer hinzu, der bis dahin geſchwiegen hat, »aber ſag du uns mal zuerſt, was du denn bei der Gelegenheit eigentlich ſagen willſt?«

»Ich werde es ſchon ſagen! Wenn alle mithalten würden, dann würde ich es ſchon mit allen zuſammen ſagen! Einfach: es iſt zu wenig und nichts weiter! Bei uns hat der eine ſeine eigene Koſt, ein anderer aber muß von nichts als Staatskoſt ſatt werden.«

»Seht doch dieſen Neidhammel! Dir ſcheint ja fremdes Gut merklich in die Augen zu ſtechen!«

»Laß dich nicht nach Fremdem gelüſten, ſteh früher auf und verſchaffe dir Eigenes.«

»Verſchaffe! Das iſt leicht geſagt! Du biſt wohl ein Reicher, wenn du nicht mittun willſt?«

»Nein, wirklich, Brüder, warum ſollten wir nicht? Sie haben uns doch lange genug geſchunden. Warum ſollen wir nicht einmal fordern?«

»Warum? Für dich muß man alles immer erſt durch-

kauen, bevor man es dir in den Mund ſtopft, ſelbſt kauen ſcheinſt du nicht zu können! Weil wir in der Kátorga ſind – haſt du nun kapiert?«

»Was kommt dabei heraus: Volk im Hader – Krieger im Hafer.«

»Ein wahres Wort: der Achtäugige iſt wieder dicker geworden. Hat ſich auch noch ein Paar Schimmel gekauft.«

»Und den Wein, den ſpart er auch gerade!«

»Vor kurzem hat er ſich mit dem Veterinär beim Kartenſpiel geprügelt. Haben die ganze Nacht geſpielt. Fedjka erzählte es.«

»Daher kriegen wir auch im Kohl kein Fleiſch mehr zu ſehen.«

»Ach, ihr Schafsköpfe! ... Daraus wird gerade was!«

»Wir müſſen eben alle Mann vortreten, ſehen wir doch zu, was er dann zu ſeiner Rechtfertigung ſagen wird. Wir müſſen alle nur darauf beſtehen!«

»Zu ſeiner Rechtfertigung! Noch was! Er wird dir nur dein Gebiß in die Gurgel ſchlagen, und damit iſt es für ihn erledigt.«

»Und dann kommt man noch vors Gericht ...«

Kurz, alle regten ſich auf. Wir hatten in der letzten Zeit allerdings ſehr ſchlechtes Eſſen erhalten, und nun kam noch all das andere hinzu! Die Hauptveranlaſſung war entſchieden die allgemeine, wehmütige Stimmung und die beſtändige geheime Qual. Die Zwangsarbeiter ſind ſchon von Natur ſtreitſüchtig und empöreriſch, doch kommt es ſehr ſelten vor, daß ſie ſich gemeinſam in größerer Anzahl oder gar alle Mann erheben. Der Grund, weshalb es nicht öfter vorkommt, liegt in ihrer beſtändigen Meinungsverſchiedenheit. Das fühlt auch ein jeder von ihnen – und daher gab es bei

uns in der Katorga mehr Streit als Taten. Diesmal aber sollte die allgemeine Aufregung nicht im Sande verlaufen.

Es begann damit, daß man sich in Gruppen versammelte, in den Kasernen stritt, schimpfte, das ganze Sündenregister unseres Majors vortrug und ihm nichts vergaß. Einige waren ganz besonders wütend. Bei allen ähnlichen Gelegenheiten treten stets Hetzer und Rädelsführer auf, die als Charaktere überall, nicht nur im Ostrogg allein, von ein und derselben Art sind. Sie sind ein ganz besonderer Typ, sind Menschen, die es nach unbedingter Gerechtigkeit verlangt, und die in der naivsten und ehrlichsten Weise von der Möglichkeit der bedingungslosen, unbeschränkten und vor allem sofortigen Erfüllung derselben überzeugt sind. Sie sind nicht dümmer als andere, es gibt sogar sehr Kluge unter ihnen, nur sind sie zu leidenschaftlich, um schlau und berechnend zu sein. Gewiß gibt es bei derartigen Aufständen mitunter auch Führer, die die Menge geschickt zu lenken und die Sache zu gewinnen verstehen, doch die sind bereits ein anderer Typ von Volksführern. Nur sind diese geborenen Führer des Volkes bei uns ziemlich selten. Jene anderen dagegen, von denen ich hier rede, diese Schürer und Rädelsführer der kleinen Aufstände, die verspielen fast stets ihre Sache und bevölkern dafür die Gefängnisse. Sie verspielen durch ihre Leidenschaftlichkeit, doch haben sie gerade durch diese Leidenschaftlichkeit ihren Einfluß auf die Masse. Und schließlich folgt man ihnen gern. Ihr Feuer und ihr ehrlicher Unwille wirken auf alle, und zu guter Letzt schließen sich ihnen auch die Unentschlossensten an. Ihr blinder Glaube an das Gelingen verführt selbst die eingefleischtesten Skeptiker, obgleich dieser Glaube zuweilen so unbegründet, so kindisch und kindlich ist, daß man sich nur darüber wundern kann,

wie die Menſchen ihnen haben folgen können. Die Hauptſache iſt aber, daß ſie als erſte vorangehen und nichts fürchten ... Sie ſtürmen wie die Stiere mit geſenkten Hörnern darauf los, oft ſogar ohne Kenntnis der Sache, ohne Vorſicht, vor allem ohne jenen praktiſchen Jeſuitismus, mittels deſſen nicht ſelten der niedrigſte und erbärmlichſte Menſch eine Sache durchführt, das Ziel erreicht und trocken aus dem Waſſer kommt. Sie jedoch ſtürzen geradeaus drauflos und brechen ſich unfehlbar die Hörner. Im gewöhnlichen Leben ſind das meiſt gallige, launiſche, reizbare und unduldſame Leute. Am häufigſten ſind ſie entſetzlich beſchränkt, was übrigens zum Teil ihre Kraft ausmacht. Das ärgerlichſte an ihnen iſt jedoch, daß ſie, anſtatt geradeaus auf das Ziel loszuſteuern, oft auf Nebenwege rennen, und anſtatt die Hauptſache im Auge zu behalten, ſich von Nebenſachen ablenken laſſen. Das iſt es, was ſie ins Verderben bringt. Aber ſie ſind der Menge verſtändlich und eben darauf beruht ihre Kraft ... Übrigens muß ich noch kurz erklären, was ein ſolcher »Streik« eigentlich iſt.

In unſerem Oſtrogg gab es mehrere, die wegen ſolcher »Streiks« verſchickt worden waren. Sie nun ereiferten ſich auch jetzt am meiſten von allen, namentlich einer von ihnen, ein gewiſſer Martynoff, ein ehemaliger Huſar, ein heißblütiger, unruhiger und mißtrauiſcher Menſch, der aber ſonſt ſehr ehrlich und ſehr wahrheitsliebend war. Ein anderer, Waſſilij Antonoff, regte ſich gewiſſermaßen kaltblütig auf; dieſer war ein auffallend entwickelter und gleichfalls ehrlicher und wahrheitsliebender Menſch mit dreiſtem Blick und hochmütigem, ſarkaſtiſchem Lächeln. Doch ich kann ſie ja nicht alle aufzählen. Es gab ihrer eine ganze Menge. Petroff war überall, blieb bei jeder kleinen Gruppe ſtehen, hörte

geſpannt zu, ſprach ſelbſt wenig, war aber ſichtlich erregt und als erſter zur Stelle, als man ſich auf dem Hof aufzuſtellen begann.

Unſer Oſtroggunteroffizier, der bei uns den Dienſt eines Feldwebels verſah, erſchien ſofort und war nicht wenig erſchrocken. Als die Leute ſich alle in Reih und Glied aufgeſtellt hatten, baten ſie ihn höflich, dem Major zu melden, daß die Kátorga ihn bezüglich einiger Dinge perſönlich ſprechen und um etwas bitten wolle. Dem Unteroffizier folgten ſofort alle Invaliden, die ſich den Sträflingen gegenüber auf der anderen Seite des Hofes aufſtellten. Der Auftrag, der dem Unteroffizier zuteil wurde, war allerdings unerhört und entſetzte dieſen geradezu. Doch die Meldung verweigern, das durfte er nicht. Erſtens konnte, wenn die »ganze Kátorga« ſich erhoben hatte, der Teufel weiß was noch alles daraus entſtehen. Alle unſere Vorgeſetzten waren bezüglich der Kátorga vom erſten bis zum letzten auffallend ängſtlich. Und zweitens, ſelbſt wenn ſich alle ſofort wieder beſonnen hätten und ohne weiteres auseinandergegangen wären, ſelbſt dann hätte der Unteroffizier von dem Geſchehenen den Vorgeſetzten benachrichtigen müſſen. Bleich und faſt zitternd begab er ſich ſofort eilig zum Major, ohne auch nur einen Verſuch zu machen, die Sträflinge vorher auszufragen oder ſie zu ermahnen. Er ſah vielleicht auch ein, daß man mit ihm jetzt überhaupt nicht geredet hätte.

Völlig ahnungslos war auch ich hinausgegangen und hatte mich gleichfalls in Reih und Glied geſtellt. Alle Einzelheiten der Sache erfuhr ich erſt ſpäter. In jenem Augenblick glaubte ich, daß es ſich um nichts anderes als um eine Zählung handle. Da ich aber keine Wachen ſah, wunderte ich mich und blickte mich um. Alle Geſichter waren erregt und alle

ſahen gereizt aus. Einige waren ſogar bleich, alle waren beſorgt und ſchweigſam in der Erwartung deſſen, was und wie man nun mit dem Major reden werde. Auch bemerkte ich, daß viele mich ſehr verwundert anſahen, doch wandten ſie ſich ſchweigend wieder von mir ab. Es ſchien ſie erſichtlich zu befremden, daß ich mich mit ihnen zuſammen aufgeſtellt hatte. Offenbar glaubten ſie nicht, daß ich gleichfalls, zuſammen mit ihnen, »Streik machen« wolle. Bald aber wandten ſich alle faſt gleichzeitig wieder nach mir um und blickten mich fragend an.

»Wozu biſt du denn hier?« fragte mich plötzlich grob und laut Waſſilij Antonoff, der etwas weiter von mir ſtand und mich ſonſt immer höflich mit »Sie« angeredet hatte.

Ich ſah ihn verſtändnislos an, immer noch bemüht zu begreifen, was das alles zu bedeuten hatte; doch begann ich ſchon zu erraten, daß hier etwas Beſonderes vor ſich ging.

»Ja, was haſt du denn hier zu ſtehen? Pack dich in die Kaſerne«, ſagte ein junger Burſche der Militärabteilung, mit dem ich bis dahin noch nie geſprochen hatte, ein ſonſt ſtiller und guter Junge. »Das hier iſt nicht deine Sache.«

»Aber es ſtellen ſich doch alle auf,« entgegnete ich, »ich glaubte, daß man eine Zählung vornehmen wolle.«

»Alſo der iſt auch herausgekrochen!« rief jemand.

»Eiſerner Schnabel!« ein anderer.

»Fliegenknacker!« ſagte ein dritter mit unbeſchreiblicher Verachtung. Dieſe neue Bezeichnung für uns Adlige rief allgemeines Lachen hervor.

»Den geht doch unſer Eſſen nichts an«, meinte jemand.

»Die ſind überall im Paradies. Hier iſt Katorga, ſie aber ſtopfen ſich mit Weißbrot voll und kaufen ſich noch Span-

ferkel dazu. Du futterſt doch eigene Koſt, was haſt du hier zu ſuchen?«

»Sie gehören in dieſem Augenblick nicht hierher«, ſagte plötzlich Kulikoff, indem er freundlich auf mich zutrat; er erfaßte meinen Arm und führte mich aus den Reihen.

Er ſelbſt war bleich, ſeine dunklen Augen blitzten und er biß ſich die Unterlippe. Augenſcheinlich erwartete er nicht kaltblütig den Major. Ich beobachtete Kulikoff gern in ſolchen Augenblicken, d. h. in allen Fällen, wo er ſich irgendwie zeigen mußte. Er war dann ſtets Schauſpieler, aber er brachte dabei doch immer etwas zuſtande. Ich glaube, ſelbſt zu ſeiner Hinrichtung wäre er mit einem gewiſſen Schick, mit Eleganz gegangen. Jetzt, als mich alle mit »du« anredeten und beſchimpften, verdoppelte er offenbar abſichtlich ſeine Höflichkeit mir gegenüber, und gleichzeitig waren ſeine Worte von einer ganz beſonderen Tönung, etwa überlegen-beſtimmt; jedenfalls duldeten ſie keinen Widerſpruch.

»Wir ſind hier in einer eigenen Angelegenheit, Alexander Petrowitſch, Sie aber ſind hier diesmal überflüſſig. Gehen Sie jetzt fort und warten Sie ab ... Sehen Sie, dort in der Küche ſind die Ihrigen, gehen Sie dorthin.«

Durch das offene Fenſter erblickte ich in der Küche tatſächlich unſere Polen. Aber außer ihnen ſchienen dort noch andere zu ſein. Nicht wenig verwundert begab ich mich zur Küche. Lachen, Schimpfworte und Schnalzen (das im Oſtrogg ſtatt des Auspfeifens üblich war) tönte mir nach.

»Das paßt ihm nicht, glaub's ſchon!« ... »Seht doch mal, da geht er hin!« ... »Tů-tů-tů!« ...

So hatte man mich bis dahin noch nie beleidigt und daher war mir in dieſem Augenblick ſehr ſchwer zumut. Im Flur vor der Küche traf ich T. Er war ein junger Adliger, nicht

ſehr gebildet, doch ein feſter und großzügiger Charakter – derſelbe, der B. unterwegs auf dem Rücken getragen hatte und ihm rührend zugetan war. Er war der einzige von uns Adligen, mit dem die Sträflinge eine Ausnahme machten: ſie hatten ihn aufrichtig gern, ja zum Teil liebten ſie ihn ſogar. Er war mutig, männlich und ſtark, und das äußerte ſich in jeder ſeiner Bewegungen.

»Was tun Sie, Goránt∫chikoff,« rief er mir zu, »kommen Sie doch her!«

»Aber was iſt denn dort los?«

»Sie wollen ihre Anſprüche geltend machen, wiſſen Sie das denn nicht? Natürlich werden ſie damit nichts erreichen: wer wird denn Sträflingen Glauben ſchenken? Man wird die Anſtifter ſuchen und, wenn wir unter ihnen ſind, ſelbſtverſtändlich uns die ganze Schuld an dem Aufſtande in die Schuhe ſchieben. Vergeſſen Sie nicht, wofür wir hierher gekommen ſind. Die anderen würde man nur gelinde prügeln, wir aber kämen ſofort vor Gericht. Der Major haßt uns und es würde ihn freuen, wenn er uns etwas anhaben könnte. Damit würde er die eigene Schuld auf uns abwälzen.«

»Und von den übrigen würde doch keiner für uns einſtehen«, ſagte M–zkij, als wir in die Küche eintraten.

»Ja, denen würden wir wahrlich nicht leid tun!« meinte auch T.

In der Küche waren außer den Adligen noch viele andere Sträflinge, im ganzen vielleicht dreißig an der Zahl. Sie alle wollten von dem Vorhaben der übrigen nichts wiſſen, oder wenigſtens nichts damit zu tun haben – die einen aus Feigheit, die anderen, weil ſie von der völligen Nutzloſigkeit jedes Anſprucherhebens feſt überzeugt waren.

Unter ihnen bemerkte ich auch Akim Akimytſch, den geborenen Feind aller ähnlichen Demonſtrationen, die die Sittſamkeit außer acht ließen und den regelrechten Gang des Dienſtes ſtörten. Schweigend und ſeelenruhig wartete er den Ausgang der Sache ab, regte ſich nicht im mindeſten auf, ſondern war, im Gegenteil, vollkommen überzeugt von dem unfehlbaren Triumph der Ordnung und des obrigkeitlichen Willens. Auch Iſſai Fomitſch war hier; er ſtand in völliger Verſtändnisloſigkeit da, ließ die Naſe hängen und hörte gierig und ängſtlich unſerem Geſpräch zu. Ihm war erſichtlich äußerſt bänglich zumut. Und auch die übrigen polniſchen Sträflinge hatten ſich zu ihren Adligen geſellt. Ferner ſah ich daſelbſt einige ängſtliche Ruſſen, jene, die ſtets ſchweigſam waren und gewiſſermaßen verprügelt ausſahen. Sie wagten nicht, es mit den anderen zu halten, und warteten traurig ab, womit es enden werde. Endlich waren dort noch einige von den finſteren und ſchroffen Charakteren, die ſonſt keine ſchüchternen Menſchen waren. Sie hielten aus Eigenſinn nicht mit, und natürlich auch infolge ihrer hochmütigen Überzeugung, daß der ganze Streik nur ein Unſinn ſei und nichts als Nachteile zur Folge haben könne. Doch wollte es mir trotzdem ſcheinen, daß ſie ſich hier nicht ganz behaglich fühlten und nicht gerade ſehr ſelbſtbewußt dreinſchauten. Zwar wußten ſie, daß ſie mit ihrer Anſicht über den Streik im Recht waren, was auch die Folge beſtätigte, aber ſie fühlten ſich doch gleichſam als Abtrünnige, als Verräter der Genoſſen, als hätten ſie dieſe dem Major ausgeliefert. Unter ihnen befand ſich auch Folkin, jener ſelbe ſibiriſche Bauer, der als Falſchmünzer in die Kátorga gekommen war und Kulikoff die ganze Veterinärpraxis abſpenſtig gemacht hatte. Der Alte aus Starodubowo war gleichfalls hier, und von den

Köchinnen waren alle in der Küche geblieben – wahrſcheinlich in der Erwägung, daß auch ſie einen Teil der Verwaltung ausmachten und es ihnen folglich nicht zuſtand, gegen die »Eigenen« aufzutreten.

»Aber wie,« begann ich etwas unſicher, mich an M–zkij wendend, »außer dieſen hier ſind doch alle gegangen.«

»Was geht das uns an?« brummte B. unwirſch.

»Wir würden hundertmal mehr riskieren als ſie, wenn wir gingen, und wozu ſchließlich? Je hais ces brigands. Und können Sie denn auch nur einen Augenblick glauben, daß eine Demonſtration zuſtande kommen wird? Ich habe keine Luſt, auf ſolchen Blödſinn hereinzufallen.«

»Es wird ja doch nichts draus werden!« meinte verächtlich ein ſtarrköpfiger und verbitterter Alter. Almaſoff, der neben ihm ſtand, pflichtete ihm ſofort bei:

»Man wird einem jeden nur ſo an fünfhundert aufzählen, und das wird alles ſein.«

»Der Major iſt gekommen!« rief plötzlich jemand, und alle drängten zum Fenſter.

Der Major ſtürzte in den Oſtrogg, wütend, aufgebracht, purpurrot im Geſicht, die Brille auf der Naſe. Schweigend, aber durchaus entſchloſſen trat er vor die Front. In ſolchen Fällen war er ſtets mutig und verlor nicht die Geiſtesgegenwart. Übrigens war er dann aber auch ſtets halb betrunken. Selbſt ſeine ſchmierige Offiziersmütze mit dem orangegelben Streifen und die ſchmutzigen ſilbernen Epauletten hatten in dieſem Augenblick etwas Unheilverkündendes. Ihm folgte der Schreiber Djätloff, eine im Oſtrogg ſehr wichtige Perſönlichkeit, denn eigentlich beſtimmte er allein alles, und außerdem hatte er ſogar auf den Major großen Einfluß. Er war ein ſchlauer Burſch, der immer nach ſeinem eigenen

Kopf handelte, doch ſonſt kein ſchlechter Menſch. Die Sträflinge waren mit ihm zufrieden. Nach ihm kam der Unteroffizier, über deſſen Haupt ſich allem Anſcheine nach bereits ein Donnerwetter ergoſſen hatte und der ein noch zehnmal größeres erwartete, und nach dieſem noch drei oder vier Eskorteſoldaten, nicht mehr.

Die Sträflinge, die ohne Kopfbedeckung daſtanden – wenn ich nicht irre, ſeit dem Augenblick, in dem ſie nach dem Major geſchickt hatten –, richteten ſich jetzt alle ſtramm auf und ordneten ſich: ein jeder trat von einem Fuß auf den anderen, und dann war's, als erſtarre plötzlich alles auf dem Platz, in Erwartung des erſten Wortes oder erſten Schreies des Vorgeſetzten.

Der ließ nicht lange auf ſich warten: ſchon nach dem zweiten Wort gröhlte der Major aus voller Kehle, ja er ſchien diesmal förmlich zu kreiſchen – er war gar zu wütend. Durch das Fenſter ſahen wir nur, wie er vor der Front hin- und herraſte, auf einzelne losſtürzte, ſie ausfragte, anſchrie. Übrigens konnten wir bei der großen Entfernung weder ſeine Fragen noch die Antworten der Sträflinge vernehmen. Nur die einzelnen Schreie drangen bis zu uns:

»Verſchwörer! ... Spießruten! ... Aufwiegler! ... Du biſt der Aufwiegler, du, gerade du!« – Damit ſtürzte er plötzlich auf einen von ihnen los.

Die Antwort hörten wir nicht. Nach einer Minute ſahen wir, wie ein Sträfling vortrat und ſich zur Hauptwache entfernte. Nach Verlauf einer weiteren Minute ſahen wir einen zweiten ihm folgen, darauf einen dritten.

»Alle vors Gericht! Ich werde euch! Wer iſt dort in der Küche?« ſchrie er plötzlich gellend, als er uns im Fenſter erblickte. »Alle her! Jagt ſie alle her!«

Der Schreiber Djätloff kam in die Küche, wo ihm erklärt wurde, daß man hier keine Ansprüche mache. Er kehrte sofort zurück und meldete es dem Major.

»Ah, also die machen keine!« sagte er um zwei Töne milder und sichtlich erfreut. »Gleichviel, alle her!«

Wir gingen hinaus. Ich fühlte, daß wir uns im Grunde alle schämten, so herauszutreten. Und wir gingen auch alle mit gesenkten Köpfen.

»Ah, Prokoffjeff! Jolkin gleichfalls, und auch du, Almasoff ... Stellt euch, stellt euch alle hierher, so, in eine Gruppe«, sagte der Major geschäftig, aber mit auffallend milder, weicher Stimme und mit freundlichem Blick auf uns. »Ah, und auch du, M–zkij, bist hier ... Alle aufschreiben, die Zufriedenen separat und die Unzufriedenen separat, alle bis auf den letzten, und das Protokoll sofort mir zuschicken! – Ich werde euch alle – vors Gericht bringen! Ich werde euch! – Ihr Spitzbuben! ...

Die Drohung mit dem Protokoll verfehlte ihre Wirkung nicht.

»Wir sind ja zufrieden!« rief plötzlich eine Stimme aus der Gruppe der Unzufriedenen, doch klang sie nicht sehr entschlossen.

»Ah, also zufrieden! Wer ist zufrieden? Wer zufrieden ist, der trete vor.«

»Sind zufrieden, alle sind zufrieden!« hörte man mehrere Stimmen.

»So–o! Also zufrieden! Dann hat euch jemand aufgehetzt? Dann gibt es hier also Aufwiegler, Empörer? Um so schlimmer für sie! ...«

»Gott, was ist denn das!« hörte man da plötzlich eine Stimme aus der Menge.

»Wie, was, wer hat da geſchrien?« brüllte ſofort der Major los, und er ſtürzte fort in die Richtung, woher dieſer Ausruf gekommen war. »Das warſt du, Raſtorgujeff! Haſt du ſoeben geſchrien? Nach der Wache!«

Raſtorgujeff, ein etwas pausbackiger, großer, junger Burſch, trat vor und begab ſich langſam zum Tor. Er war es nicht geweſen, der geſchrien hatte, da aber der Major ihn beſchuldigte, widerſprach er nicht und ging.

»Nur das Wohlleben macht euch unzufrieden!« ſchrie ihm der Major noch nach. »Du dicke Fratze, haſt in drei Tagen nicht ... Ich werde euch ſchon! Die Zufriedenen ſollen alle vortreten!«

»Wir ſind ja doch zufrieden, Euer Gnaden«, hörte man finſter einige zehn Stimmen ſagen; die übrigen ſchwiegen ſtarrköpfig. Doch der Major hatte wohl nur darauf gewartet. Auch er ſchien die Sache ſchnell erledigen zu wollen, und zwar diesmal möglichſt verſöhnlich.

»Ah, jetzt ſind plötzlich alle zufrieden!« ſagte er eilig. »Das habe ich ja vorausgeſehen ... das wußte ich! Es ſtecken natürlich Aufwiegler dahinter! Ja, es gibt unter ihnen offenbar Aufwiegler!« fuhr er, ſich an Djätloff wendend, fort. »Das muß man genauer unterſuchen. Jetzt aber ... jetzt iſt es Zeit zur Arbeit. Sofort zum Abmarſch trommeln!«

Er wohnte ſelbſt dem Abmarſch der Sträflinge bei, die ſchweigend und traurig zur Arbeit aufbrachen, ſchließlich noch zufrieden damit, daß ſie wenigſtens ihm aus den Augen kamen.

Gleich darauf begab ſich der Major auf die Hauptwache und »erledigte« die Aufwiegler, war aber nicht allzu ſtreng. Er beeilte ſich erſichtlich dabei. Als einer von ihnen um Verzeihung bat, da verzieh er ihm ſofort. Das erzählten ſpä-

ter die anderen. Jedenfalls merkte man es ihm an, daß er nicht ganz ſorglos war und ſich vielleicht ſogar ſeine Schuld eingeſtand. Eine derartige Demonſtration iſt immerhin eine kitzlige Sache, und wenn man auch dieſes Ungehaltenſein der Sträflinge kaum eine Demonſtration nennen konnte, ſo war es doch nichtsdeſtoweniger ungemütlich, unangenehm. Am peinlichſten war dabei, daß ſich alle zuſammen erhoben hatten. Jetzt hieß es, die Sache ſo ſchnell wie möglich vertuſchen, was es auch koſte. Die »Aufwiegler« wurden bald wieder entlaſſen. Am nächſten Tage war das Eſſen beſſer, doch leider hielt die Beſſerung nicht lange an. Der Major kam öfter in den Oſtrogg und fand immer häufiger Unordnung. Unſer Unteroffizier ging mit beſorgter Miene und gänzlich aus dem gewohnten Geleiſe gebracht umher. Es war, als könne er vor Verwunderung noch immer nicht richtig zu ſich kommen. Was nun die Sträflinge betrifft, ſo konnten ſie ſich noch lange nicht beruhigen, nur regten ſie ſich nicht mehr in derſelben Weiſe auf, wie vorher, ſondern ſchienen gleichſam ſtumm erregt zu ſein, dazu gewiſſermaßen verblüfft und befremdet. Einige ließen ſogar die Köpfe hängen. Andere brummten, wenn ſie auch ſonſt nicht viel über den ganzen Vorfall ſprachen. Manche wiederum verſpotteten ſich ſelbſt und taten es in ſeltſam gereiztem Ton, ganz als wollten ſie ſich ſelbſt für ihren »Streik« ſtrafen.

»Da haſt du's jetzt, Freundchen, beiß jetzt zu!« ſagt einer.

»Worüber du lachſt, dafür mußt du arbeiten!« ſagt ein anderer.

»Wo iſt die Maus, die dem Kater eine Schelle anhängt?«

»Unſereinem wirſt du doch nichts ohne Stock erklären, das weiß man doch. Dankt Gott, daß er nicht alle durchgeprügelt hat.«

»Nächſtens denk mehr und ſchwatz weniger, das wird beſſer ſein!« knurrt jemand biſſig den anderen an.

»Was ſtellſt du denn hier für Lehren auf, willſt wohl unſer Schulmeiſter ſein?«

»Warum ſoll ich nicht lehren?«

»Wer biſt du denn überhaupt?«

»Ich bin vorläufig noch ein Menſch, aber wer biſt du denn eigentlich?«

»Ein Hundeknochen biſt du, aber kein Menſch!«

»Na, na, genug geſchimpft! Was gackert ihr da wieder!« ſchreit man den Streitenden von allen Seiten zu ...

Am Abend desſelben Tages, an dem die Demonſtration ſtattgefunden hatte, traf ich nach der Rückkehr von der Arbeit Petroff hinter den Kaſernen. Er ſuchte mich bereits. Als er mir entgegentrat, murmelte er etwas, das wie ein unbeſtimmter Ausruf klang, verſtummte aber zerſtreut und ging mechaniſch neben mir her. Mir lag der ganze Vorfall noch ſchmerzlich auf der Seele, und da ſchien es mir plötzlich, daß Petroff mir einiges erklären könnte.

»Sagen Sie, Petroff, ärgern ſich denn die Ihrigen nicht über uns?« fragte ich ihn.

»Wer?« fragte er, gleichſam erwachend.

»Die Sträflinge über uns ... uns Adlige?«

»Weswegen ſollten ſie ſich über euch ärgern?«

»Nun, weil wir doch nicht mithielten, als ſie die Demonſtration veranſtalteten?«

»Ja, aber warum hätten Sie denn mithalten ſollen?« fragte er, als bemühe er ſich, mich zu verſtehen. »Sie haben doch eigenes Eſſen.«

»Ach Gott! Es gibt ja doch auch unter den anderen welche, die eigene Koſt eſſen, und doch waren ſie mitgegangen. Nun,

und ſo hätten auch wir gehen ſollen ... aus Kameradſchaft.«

»Ja ... aber was ſind Sie uns denn für ein Kamerad?« fragte er verwundert.

Ich blickte ihn ſchnell an: er verſtand mich tatſächlich nicht, er begriff einfach nicht, was ich meinte. Dafür aber verſtand ich ihn in dieſem Augenblick vollkommen. Zum erſtenmal wurde mir jetzt ein Gedanke klar, der ſich ſchon lange dunkel in mir geregt und mich verfolgt hatte. Ich begriff mit einem Mal, was ich bis dahin nur unklar geahnt. Ich begriff, daß man mich niemals als Kamerad anerkennen würde, und wenn ich auch doppelt und dreifach ſibiriſcher Sträfling wäre, und wenn ich mich auch in der beſonderen Abteilung befunden hätte, zu ewiger Zwangsarbeit verurteilt! Ich entſinne mich noch lebhaft, welch einen Ausdruck Petroffs Geſicht in dieſem Augenblick hatte. In ſeiner Frage: »Aber was ſind Sie uns denn für ein Kamerad?« lag ſo viel unverfälſchte Naivität, ein ſo offenherziges Nichtverſtehenkönnen! Ich fragte mich: liegt in dieſen Worten nicht Ironie, Bitterkeit, Spott? Doch nein, es war nichts davon in ihnen: du biſt uns einfach kein Kamerad, und das iſt alles. Geh du deines Weges, wir gehen unſeres Weges; du haſt deine Intereſſen und wir unſere.

Und in der Tat, ſo war es auch. Ich glaubte zuerſt, daß man uns jetzt völlig totmachen würde, daß wir von nun an überhaupt kein Leben mehr im Oſtrogg haben würden. Doch nichts von alledem geſchah: nicht den geringſten Vorwurf, nicht die leiſeſte Andeutung eines Tadels hörten wir, und ihre Feindſchaft gegen uns verſtärkte ſich nicht im mindeſten. Bei Gelegenheit wurden wir nur wie gewöhnlich verſpottet, ſo wie wir auch früher verſpottet worden waren, nicht mehr

und nicht weniger. Übrigens waren ſie auch über die nicht ungehalten, die ſich an der Demonſtration gleichfalls nicht beteiligt und ſich in die Küche zurückgezogen hatten, und ebenſowenig über jene, die zuerſt geſagt hatten, daß ſie mit allem zufrieden ſeien. Man verlor darüber nicht einmal ein Wort. Namentlich letzteres war mir unbegreiflich.

VIII.

Die Kameraden.

Mich zog es natürlich mehr zu meinesgleichen, d. h. zu den übrigen »Adligen«, beſonders in der erſten Zeit. Doch von den drei ehemaligen ruſſiſchen Adligen, die im Oſtrogg lebten – Akim Akimytſch, dem Spion A–ff und jenem, den man für einen Vatermörder hielt –, war Akim Akimytſch der einzige, den ich näher kennen lernte und mit dem ich mich zuweilen unterhielt. Um die Wahrheit zu ſagen, muß ich geſtehen, daß ich mich an dieſen ſozuſagen nur in der Verzweiflung wandte, in Stunden der größten Langeweile, und wenn ich außer ihm niemanden ſah, an den ich mich hätte wenden können. Im vorhergehenden Kapitel habe ich den Verſuch gemacht, die ganze Oſtroggbevölkerung zu klaſſifizieren, jetzt aber, da ich auf Akim Akimytſch zu ſprechen gekommen bin, fällt mir ein, daß man zu den bereits genannten noch eine Klaſſe hinzufügen muß. Allerdings hatte dieſe nur einen einzigen Vertreter. Das war die Klaſſe der – vollkommen gleichgültigen Sträflinge. Vollkommen Gleichgültige, d. h. ſolche, denen es ganz gleich war, ob ſie in der Freiheit oder in der Katorga lebten, konnte es bei uns natürlich überhaupt nicht geben – Akim Akimytſch aber ſtellte, glaube ich, eine Ausnahme dar. Er hatte ſich im Oſtrogg ſo eingerichtet, als beabſichtigte er, bis an ſein Lebens-

ende dort zu wohnen: alles, was er beſaß, die Matratze, das Kopfkiſſen, ferner alle ſeine Küchengeräte, kurz, ſein ganzer Beſitz – alles war ſo ordentlich, ſo tadellos aufgebaut, war ſo feſt und dauerhaft, und ſchien für eine lange Zeit berechnet zu ſein. Von Biwackmäßigem, nur Zeitweiligem war an ihm keine Spur zu entdecken. Ihm ſtand noch eine ganze Reihe von Jahren im Oſtrogg bevor, doch iſt nicht anzunehmen, daß er jemals an ſeine Entlaſſung aus der Kátorga auch nur dachte. Indes – wenn er ſich auch mit der Wirklichkeit ausgeſöhnt hatte, ſo hatte er es doch nicht auf Wunſch ſeines Herzens getan, ſondern allenfalls aus Subordination – was bei ihm allerdings ein und dasſelbe war.

Er war ein guter Menſch und half mir auch zuweilen mit Rat und Tat, namentlich in der erſten Zeit, mitunter aber – es tut mir herzlich leid, daß es ſo war –, mitunter aber erweckte er in mir eine beiſpielloſe Langeweile, die meine ſehnſüchtige Stimmung noch um ein Erhebliches verſchlechterte. Pflegte ich doch ohnehin nur aus Langeweile ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen! Zuweilen lechzte man geradezu nach einem lebendigen Wort, gleichviel ob es nun bitterböſe, gereizt, freundlich oder wütend war: wir hätten uns doch wenigſtens gemeinſchaftlich über unſer Schickſal ärgern können! Er aber ſchweigt, klebt ſeine Laternchen, oder erzählt, wie in dem und dem Jahre die Parade verlaufen war, wer ſein Diviſionskommandeur geweſen, wie er hieß, nennt ihn doppelt und dreifach mit Namen, mit dem Taufnamen, Vaternamen und Familiennamen, und ob er mit der Truppenſchau zufrieden geweſen war oder nicht, erzählt wie die Schützenſignale eine gewiſſe Veränderung erfahren hatten... und ähnliches in Menge. Und alles das wird mit einer ſo gleichmäßigen, ſo würdevollen Stimme vorgetragen, ganz

wie Waſſer tropfenweis tropft. Nie habe ich bemerkt, daß er ſich begeiſtert hätte, ſelbſt dann kaum, als er mir erzählte, wie ihm für die Teilnahme an irgendeiner militäriſchen Unternehmung im Kaukaſus der Orden der »heiligen Anna« verliehen worden war. Nur ſeine Stimme nahm bei dieſer Mitteilung einen ganz ungemein wichtigen und ſoliden Klang an: er ſenkte ſie ein wenig, was ſie geradezu geheimnisvoll machte, namentlich als er die Worte »der heiligen Anna« ausſprach, um dann auf etwa drei Minuten ganz beſonders würdevoll zu verſtummen ... In dieſem erſten Jahre hatte ich oft Augenblicke – ſie kamen immer ganz plötzlich – in denen ich dieſen Akim Akimytſch förmlich zu haſſen begann, ohne im Grunde zu wiſſen weshalb, und in denen ich mein Schickſal dafür verwünſchte, daß es mich ausgerechnet mit ihm Kopf an Kopf auf der Arreſtantenpritſche plaziert hatte. Gewöhnlich machte ich mir bereits nach Verlauf einer Stunde Vorwürfe deswegen ... Aber das war nur im erſten Jahr – ſpäterhin ſöhnte ich mich im Herzen vollkommen mit ihm aus und ſchämte mich meiner anfänglichen Dummheiten. Äußerlich haben wir beide ſtets in Frieden gelebt.

Außer dieſen drei Ruſſen waren zu meiner Zeit noch einige polniſche Adlige in unſerem Oſtrogg. Mit einigen von ihnen verkehrte ich ganz freundſchaftlich und ſogar gern, aber nicht mit allen. Die Beſſeren von ihnen waren gewiſſermaßen krankhafte, ſonderbare und unduldſame Menſchen. Mit zweien von ihnen ſprach ich ſpäterhin überhaupt nicht mehr. Gebildet waren von den Polen nur drei: B., M. und der alte Sh., der früher irgendwo Profeſſor der Mathematik geweſen war – ein guter, freundlicher Menſch und großer Sonderling, doch trotz ſeiner Bildung ein äußerſt beſchränkter Geiſt.

Ganz anders waren M. und B. Mit M. ſtand ich mich ſtets ſehr gut. Wir ſtritten uns niemals und ich achtete ihn, aber ihn zu lieben, an ihm zu hängen – das hätte ich nie vermocht. Er war ein unendlich mißtrauiſcher und verbitterter Menſch, der ſich jedoch erſtaunlich zu beherrſchen wußte. Dieſe gar zu große Selbſtbeherrſchung nun war es gerade, was mir nicht gefiel: man fühlte unwillkürlich, daß er niemals und vor keinem einzigen Menſchen ſeine Seele ganz aufdecken würde. Doch vielleicht irrte ich mich auch. Sonſt war er eine ſtarke und durchaus edle Natur. Seine außergewöhnliche, ſogar ein wenig jeſuitiſche Gewandtheit und Vorſicht im Umgang mit Menſchen verriet natürlich ſeinen großen geheimen Skeptizismus. Und dennoch litt ſeine Seele gerade unter ihrer Zweiheit: unter dem Skeptizismus und dem tiefen, durch nichts zu erſchütternden Glauben an einige ſeiner Überzeugungen und Hoffnungen. Doch trotz all ſeiner großen Lebenskunſt verharrte er die ganze Zeit in unverſöhnlicher Feindſchaft mit B. und deſſen Freunde T. – B. war ein kranker Menſch, jedenfalls zur Schwindſucht geneigt, reizbar und nervös, doch im Grunde ſelten gut und ſogar großzügig. Seine Reizbarkeit ſtieg zuweilen bis zur größten Unduldſamkeit und Launenhaftigkeit. Zuletzt ertrug ich ſeinen Charakter nicht mehr und brach meinen Verkehr mit ihm ab, hörte aber nie auf, ihn zu lieben, während ich M., mit dem ich mich nie ſtritt, nie zu lieben vermochte. Als ich B. die Freundſchaft gekündigt hatte, mußte ich auch auf ſeinen Freund T. verzichten. (Ich habe von ihm ſchon im vorhergehenden Kapitel geſprochen – er war derſelbe, der mich am Tage der Demonſtration in die Küche zurückrief.) Das tat mir nun ſehr leid. Dieſer T. war freilich ein ungebildeter Menſch, doch dafür unglaublich gut, mutig, ehrlich – mit

einem Wort, ein prächtiger junger Mann. Der Grund unſeres Zerwürfniſſes lag einfach darin, daß er ſeinen Freund B. dermaßen liebte und hochſchätzte, daß er alle, die mit B. die Freundſchaft brachen, ſogleich für ſeine eigenen Feinde hielt. Auch mit M. brach er ſpäter B.s wegen. Übrigens waren ſie alle ſeeliſch krank, verbittert, reizbar, mißtrauiſch. Aber das iſt ja auch begreiflich – ſie hatten es dort ſehr ſchwer, viel ſchwerer als wir Ruſſen. Sie waren weit entfernt von ihrer Heimat und einige von ihnen waren zu zehn, zu zwanzig Jahren verurteilt. Doch der Hauptgrund ihres Unglücks war, daß ſie unendlich voreingenommen auf ihre ganze Umgebung blickten, in den übrigen Sträflingen nichts als tieriſche Rohlinge ſahen und an ihnen keinen einzigen guten Zug, nichts Menſchliches wahrnehmen konnten und nicht einmal wollten – auf dieſen unglücklichen Standpunkt waren ſie durch die Macht der Verhältniſſe gebracht worden. Da iſt es denn begreiflich, daß die Qual ſie zu erſticken drohte. Zu den Tſcherkeſſen, den Tataren und Iſſai Fomitſch waren ſie ſehr freundlich und liebenswürdig, alle anderen aber wurden von ihnen mit Ekel gemieden. Nur der eine Greis aus Starodubowo hatte ihre Achtung erworben. Bemerkenswert iſt dabei, daß kein einziger der ruſſiſchen Sträflinge während dieſer ganzen Zeit, die ich im Oſtrogg verbrachte, ſich über ihre Nationalität, ihren Glauben oder ihre Denkweiſe abſprechend geäußert hätte, wie es in unſerem einfachen Volk zuweilen bezüglich der Ausländer, namentlich der Deutſchen, vorkommt, allerdings nur äußerſt ſelten. Übrigens macht man ſich auch über die Deutſchen höchſtens ein wenig luſtig: der Deutſche hat für den einfachen Ruſſen etwas überaus Komiſches. Mit den polniſchen Adligen dagegen gingen die Sträflinge viel beſſer um, als mit uns

ruſſiſchen Adligen: ſie rührten die Polen überhaupt nicht an. Jene aber ſchienen das nie bemerken und zugeben zu wollen.

Ich ſprach von T. Er hatte, als ſie aus ihrem früheren Verbannungsort in unſeren Oſtrogg marſchiert waren, den ſchwächlichen, bald völlig erſchöpften B. faſt die ganze Zeit getragen. Zuerſt waren ſie nach U–gorsk verbannt geweſen, wo es ihnen, nach ihren eigenen Worten, gut ergangen war, d.h. viel beſſer als in unſerem Oſtrogg. Dort hatten ſie aber mit anderen Verbannten, die in einer anderen Stadt lebten, einen Briefwechſel angeknüpft – einen ganz unſchuldigen –, worauf es ihren Vorgeſetzten ratſam erſchienen war, ſie in unſere Feſtung unter die ſcharfen Augen der höheren Vorgeſetzten zu ſchicken. Ihr dritter Kamerad war Sh. Bis zur ihrer Ankunft war M. allein im Oſtrogg geweſen. Der wird nicht wenig in ſeinem erſten Gefängnisjahr gelitten haben.

Dieſer Sh. war derſelbe ewig betende Greis, von dem ich ſchon einmal geſprochen habe. Alle unſere politiſchen Verbrecher waren junge Leute, einige ſogar ſehr jung; nur Sh. allein hatte die Fünfzig bereits überſchritten. Er war ein durchaus ehrlicher, aber doch etwas eigentümlicher Menſch. B. und T. liebten ihn gar nicht, ja ſie ſprachen nicht einmal mit ihm, was ſie damit begründeten, daß er eigenſinnig und albern ſei. Ich weiß nicht, inwieweit ſie in dieſem Fall recht hatten. In einem Oſtrogg, wo ſoviel Menſchen gegen ihren Willen zuſammengepfercht leben müſſen, kann man ſich, wie ich glaube, leichter entzweien und ſich gegenſeitig haſſen, als in der Freiheit. Es kommt hier gar zu vieles noch hinzu. Freilich war Sh. in der Tat ein ziemlich ſtumpfer und vielleicht ſogar unangenehmer Menſch. Alle ſeine anderen Kameraden waren gleichfalls nicht ſonderlich

gut auf ihn zu ſprechen. Ich ſtritt mich zwar nie mit ihm, doch trat ich ihm auch nie näher. Sein Fach, die Mathematik, ſchien er allerdings zu kennen. Ich erinnere mich noch, wie er ſich in ſeiner halbruſſiſchen Sprechweiſe vergeblich bemühte, mir ein ganz beſonderes, von ihm ſelbſt erfundenes aſtronomiſches Syſtem zu erklären. Die anderen Polen hatten mir aber ſchon geſagt, daß er es auch einmal veröffentlicht habe, von der wiſſenſchaftlichen Welt jedoch nur ausgelacht worden ſei. Eigentlich glaube ich, daß er geiſtig nicht ganz normal war. Er konnte tagelang ununterbrochen kniend beten, wodurch er ſich bei den anderen Sträflingen allgemeine Achtung erworben hatte, die man ihm auch bis an ſein Ende zollte. Er ſtarb an einer ſchweren Krankheit in unſerem Lazarett – vor meinen Augen. Die Achtung der Sträflinge hatte er übrigens ſogleich nach ſeiner Ankunft im Oſtrogg erworben.

Auf dem Marſch von U. bis in unſere Feſtung hatte man die Sträflinge nicht raſiert, ſie waren mit ſtruppigen Bärten angekommen, ſo daß unſer Major, als man ſie ihm vorgeführt hatte, ob ſolcher Mißachtung der Vorſchriften in raſende Wut geraten war.

»Was ſind das für Sträflinge?« ſoll der Major ſofort losgebrüllt haben, »das ſind ja Landſtreicher, Räuber!«

Sh., der damals noch ſchlecht Ruſſiſch verſtand und geglaubt hatte, man fragte ſie, was ſie wären, Landſtreicher oder Räuber, hatte darauf geantwortet:

»Wir ſind keine Landſtreicher, wir ſind politiſche Verbrecher.«

»Wa–a–as! Du wirſt noch frech! Wirſt noch frech?« brüllte der Major. »Auf die Hauptwache! Hundert Rutenhiebe, ſofort, unverzüglich!!«

Der Greis wurde gezüchtigt. Er ſtreckte ſich widerſpruchslos hin, biß die Zähne in den Arm und ertrug die Strafe ohne einen Schrei oder ein Geſtöhn, ohne ſich zu rühren. B. und T. hatten inzwiſchen den Oſtrogg betreten, wo M., der ſie beim Tor erwartet hatte, ihnen ſogleich um den Hals gefallen war, obſchon er ſie bis dahin noch niemals geſehen. Erregt durch den Empfang auf der Wache, hatten ſie ihm von Sh. erzählt. Ich entſinne mich noch, wie M. mir dieſen Augenblick ſchilderte:

»Ich war außer mir,« ſagte er, »ich wußte nicht, was mit mir geſchah, ich zitterte wie im Fieber, während ich Sh. vor dem Tor erwartete. Er mußte von der Wache, wo er beſtraft wurde, ſogleich in den Oſtrogg kommen. Da öffnete ſich plötzlich das Tor: Sh. trat ein und ging, bleich, mit blutleeren, bebenden Lippen, ohne den Blick zu erheben, durch die verſammelte Schar der ihn erwartenden Sträflinge, die bereits erfahren hatten, daß ein Adliger gezüchtigt wurde – er ging geradeaus in die Kaſerne, ging zu ſeinem Pritſchenplatz, kniete, ohne ein Wort zu ſagen, nieder und begann zu beten. Die Sträflinge waren verwundert und ſogar gerührt... Als ich dieſen Greis ſah,« fuhr M. fort, »der in der Heimat Weib und Kind zurückgelaſſen hatte, als ich dieſen Greis im Silberhaar, ſchmachvoll gezüchtigt, im Gebet auf den Knien ſah – da hielt ich es nicht aus, ich ſtürzte hinter die Kaſerne und war zwei Stunden lang wie bewußtlos, ich war wie wahnſinnig... Die Sträflinge achten ihn ſeit der Zeit ſogar ſehr und gehen ſtets ehrerbietig mit ihm um. Beſonders gefiel ihnen, daß er während der Züchtigung nicht geſchrien hatte.«

Hier muß ich aber, um die Wahrheit nicht in ein ſchiefes Licht zu rücken, eine Bemerkung einfügen: nach dieſem einen

Fall darf man ſich über die Behandlung der verſchickten Adligen, gleichviel ob ſie Ruſſen oder Polen oder ſonſt wer ſind, von ſeiten der ſibiriſchen Vorgeſetzten keine falſche Vorſtellung machen. Dieſes Beiſpiel zeigt nur, daß man bisweilen auch auf einen ſchändlichen Menſchen ſtoßen kann, und wenn nun zufällig dieſer Menſch an einem Oſtrogg Kommandeur iſt, ſo wird das Leben des Verbannten, falls jener ihm aus irgendeinem Grunde nicht gewogen iſt, allerdings ein entſetzliches ſein. Andererſeits aber läßt es ſich nicht leugnen, daß in Sibirien die höchſten Vorgeſetzten, von denen der Ton und die ganze Stimmung aller übrigen Kommandeure abhängt, bezüglich der verbannten Adligen ſehr feinfühlig ſind, und daß dieſe gewöhnlich viel nachſichtiger behandelt werden als die anderen Sträflinge aus dem Volk. Die Gründe hierfür ſind leicht zu erklären: dieſe höheren Vorgeſetzten ſind ſelbſt Adlige, zweitens iſt es ſchon oft vorgekommen, daß ein Adliger ſich nicht gutwillig unter die Ruten geſtreckt und ſich auf die Exekutoren geſtürzt hat. Und drittens – und dieſes ſcheint der Hauptgrund zu ſein – war ſchon vor langer Zeit, vor etwa fünfunddreißig Jahren, eine große Anzahl Adliger nach Sibirien gekommen, und dieſe Verbannten hatten ſich in den dreißig Jahren ſo zu verhalten gewußt, daß ſie die Sympathie ganz Sibiriens erwarben. Daher blickte denn auch die Obrigkeit zu meiner Zeit gleichſam aus alter Gewohnheit ganz unwillkürlich mit anderen Augen auf die adligen Verbannten als auf die Sträflinge aus den unteren Volksſchichten. Nach dem Beiſpiel der Kommandeure aber hatten ſich auch die niedrigeren Vorgeſetzten mit denſelben Augen zu ſehen gewöhnt, da ſie eben Auffaſſung und Ton ſtets von oben annahmen, dieſem Ton gewiſſermaßen gehorchten und ſich ihm unterordneten.

Freilich gab es auch unter den Kommandeuren welche, die im geheimen die höheren Verhaltungsmaßregeln bekrittelten und äußerſt zufrieden geweſen wären, wenn man ihnen erlaubt hätte, nach eigenem Gutdünken zu handeln, was man jedoch nicht ſo ohne weiteres tat. Wenigſtens habe ich allen Grund, dieſes anzunehmen, und zwar glaube ich, das aus folgendem ſchließen zu können.

Die zweite Klaſſe der Kátorga, in der auch ich mich befand und die aus den Feſtungsgefangenen unter militäriſchem Kommando gebildet wurde, war unvergleichlich ſchwerer als die beiden anderen Klaſſen, die dritte (die Fabrikklaſſe) und die erſte (die Bergwerkklaſſe). Nicht nur für die Adligen war ſie ſchwerer, ſondern auch für alle anderen Arreſtanten: eben aus dem Grunde, weil das Oberkommando und die ganze Ordnung dieſer Klaſſe ausſchließlich militäriſch und daher den Arreſtantenkompanien in Rußland ſehr ähnlich war. Das militäriſche Oberkommando iſt viel ſtrenger, alles iſt enger begrenzt, man iſt beſtändig in Ketten, beſtändig unter Eskorte, beſtändig hinter Schloß und Riegel. In den zwei anderen Klaſſen dagegen iſt das alles nicht ſo ſtreng. Wenigſtens erzählten das unſere Sträflinge, von denen mehrere die Dinge aus eigener Erfahrung kannten. Sie wären ſtets mit Freuden in die erſte Klaſſe eingetreten, die ſonſt für die ſchwerſte gehalten wird, und ſogar ſehr oft äußerten ſie den Wunſch, in dieſe Klaſſe zu kommen. Von den Arreſtantenkompanien in Rußland aber ſprachen alle, die in ihnen geweſen waren, mit wahrem Entſetzen und verſicherten uns, daß es in ganz Rußland keine ſchwerere Strafe gebe, als in dieſe Arreſtantenkompanien, wie ſie in einigen unſerer Feſtungen beſtehen, zu kommen, und daß unſer Leben in Sibirien im Vergleich mit jenem dort ge-

radezu ein Paradies ſei. Doch wenn auch in unſerem Oſtrogg (unter dem militäriſchen Oberkommando und unter den Augen des Generalgouverneurs, und ſchließlich noch angeſichts ſolcher, zuweilen vorkommender Fälle, daß einige unbeteiligte, doch immerhin offiziöſe Perſonen aus Neid oder aus Dienſteifer heimlich an höherer Stelle zu denunzieren ſich bereit gefunden hatten, gewiſſe Verbrecher würden nachſichtiger behandelt als die gewöhnlichen) – wenn an einem ſolchen Ort mit uns auch keine Ausnahme gemacht werden konnte, ſo wurden die Adligen in der erſten und dritten Arreſtantenklaſſe doch viel milder behandelt, und das geſchah, wie ich glaube annehmen zu dürfen, im ganzen übrigen Sibirien. Alle Gerüchte und Erzählungen, die ich über die Sträflinge der zwei anderen Klaſſen gehört habe, beſtätigen meine Annahme. In der Tat gingen in unſerem Oſtrogg die Vorgeſetzten mit uns Adligen aufmerkſamer und vorſichtiger um. Erleichterungen in der Arbeit oder Vorzüge in der Verpflegung kamen natürlich nie vor: wir hatten dieſelben Arbeiten, dieſelben Feſſeln, dieſelben Ketten – mit einem Wort, äußerlich war alles genau ſo wie bei den übrigen. Und es war ja auch nicht gut möglich, Erleichterungen zu verſchaffen. In unſerer Stadt gab es damals – in jener kaum vergangenen alten Zeit – ſo viel Denunzianten, ſo viel Intriganten, ſo viel einander Gruben grabende Freunde, daß es nur zu begreiflich war, wenn das Oberkommando Anzeigen fürchtete. Welch eine Beſchuldigung wäre aber damals furchtbarer geweſen, als daß man mit gewiſſen Sträflingen* Nachſicht habe! So kam es denn, daß jeder Vorgeſetzte uns gegenüber Nachſicht zu zeigen ſich fürchtete

* Gemeint ſind die politiſchen Verbrecher. E. K. R.

und wir ebenſo gehalten wurden, wie alle anderen – nur die Körperſtrafe bildete eine Ausnahme. Man hätte uns zwar ohne weiteres züchtigen können, wenn wir es verdient hätten – das verlangte die Pflicht und die allgemeine Gleichheit der Sträflinge; aber nichtsdeſtoweniger hätte man uns doch nicht ſo leichtfertig prügeln laſſen, wie es mit den anderen Sträflingen zuweilen geſchah, namentlich von ſeiten einiger geringerer Vorgeſetzter, die mit Vorliebe aus eigener Macht Anordnungen trafen und ſich gern als Bevollmächtigte aufſpielten. Wir wußten, daß unſer Feſtungskommandant, als er den Vorfall mit dem bejahrten Sh. erfahren, ſich ernſtlich über den Major geärgert und ihm dringend anempfohlen hatte, ſich hinfort bedeutend mehr in acht zu nehmen. Ferner wußte man bei uns, daß ſelbſt der Generalgouverneur (der ſonſt ziemliches Zutrauen zu unſerem Major beſaß und ihm vielleicht ſogar gewogen war, da er in ihm einen guten Befehlsvollſtrecker und nicht unbegabten Menſchen ſah), nachdem ihm dieſes eigenmächtige Verfahren zu Ohren gekommen war, gleichfalls einen Verweis erteilt hatte. Der Major ſchrieb ſich die Lehre hinter die Ohren. Und ſo konnte er denn, wie gern er zum Beiſpiel auch M., den er auf Grund der Verleumdungen A–ffs haßte, etwas angetan hätte, doch auf keine Weiſe züchtigen laſſen, obwohl er krampfhaft einen Vorwand ſuchte. Die Beſtrafung Sh.s war bald in der ganzen Stadt bekannt geworden, und die öffentliche Meinung hatte ſich ſcharf gegen den Major gewandt. Viele hatten ihn zur Rede geſtellt und ihm ſehr peinliche Vorwürfe gemacht. Ich entſinne mich auch noch meiner erſten Begegnung mit ihm. Uns, d. h. mich und noch einen anderen Adligen, hatte man bereits in Tobolsk vor dieſem unangenehmen Menſchen gewarnt. Die damals

dort angeſiedelten Adligen – die ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren in der Verbannung lebten, uns mit großer Herzlichkeit empfingen, und mit denen wir während der ganzen Zeit, die wir dort auf dem Transporthof verbrachten, in Beziehung ſtanden – warnten uns eindringlich vor unſerem zukünftigen Vorgeſetzten und verſprachen alles zu tun, was ſie nur konnten, um uns vor ſeinen Verfolgungen zu ſchützen. Und in der Tat, die drei Töchter des Generalgouverneurs, die gerade damals aus Rußland auf Beſuch zu ihrem Vater gekommen waren, hatten von ihnen bereits vor unſerer Ankunft im Oſtrogg Briefe erhalten und, wie ich glaube, zu unſeren Gunſten mit dem Vater geſprochen. Aber was konnte ſchließlich der Generalgouverneur tun? Er hat dem Major vielleicht nur geſagt, er möge etwas rückſichtsvoller mit uns umgehen. – Ungefähr um drei Uhr nachmittags kamen wir beide in der Stadt an, und die Eskorte führte uns ſofort zu unſerem Major. Während wir im Vorzimmer auf ihn warteten, wurde nach dem Unteroffizier in den Oſtrogg geſchickt. Kaum war dieſer erſchienen, als auch der Major heraustrat. Sein rotes, finniges und böſes Geſicht machte auf uns einen äußerſt unerfreulichen Eindruck. Es war uns, als ſtürze eine wütende Spinne auf zwei arme Fliegen los, die ſich in ihrem Netz gefangen hatten.

»Wie heißt du?« fragte er meinen Kameraden. Er ſprach ſchnell, ſchroff, wie gehackt und wollte augenſcheinlich auf uns Eindruck machen.

Mein Kamerad nannte ſeinen Namen.

»Und du?« fuhr er fort, zu mir gewandt. Seine Brillengläſer glänzten.

Ich antwortete.

»Unteroffizier! Sofort in den Oſtrogg führen, auf der

Wache als Sträflinge der Zivilklaſſe raſieren, unverzüglich, den halben Kopf. Morgen andere Feſſeln anſchmieden. Was ſind das für Mäntel? Wo habt ihr die erhalten?« fragte er plötzlich, jetzt erſt unſere grauen Kapots mit dem gelben Kreiſe auf dem Rücken bemerkend, die man uns in Tobolsk gegeben hatte und in denen wir vor ſeinen erlauchten Augen erſchienen waren. – »Das iſt eine neue Art! Das iſt ſicher eine neu eingeführte Form... die vorläufig nur geplant wird ... in Petersburg...« ſprach er halb vor ſich hin, indem er zuerſt mich, dann meinen Kameraden hin und her drehte. »Haben ſie ſonſt nichts mitgebracht?« fragte er plötzlich den Gendarmen, der mit uns gekommen war.

»Nur eigene Kleider, Euer Gnaden,« meldete der Gendarm, der ſich im Nu ſtramm aufgerichtet hatte, faſt zuſammenfahrend vor Schreck. Alle kannten den Major, oder hatten von ihm gehört, allen flößte er Furcht ein.

»Alles ihnen abnehmen. Nur die Wäſche können ſie behalten; aber auch nur die weiße; bunte, falls ſie welche haben, konfiszieren. Alles übrige auf der Auktion verkaufen. Das Geld in die Kaſſe. Der Arreſtant hat kein Eigentum«, fügte er mit ſtrengem Blick auf uns hinzu. »Nehmt euch in acht, daß ihr euch gut aufführt! Daß mir nichts von euch zu Ohren kommt! Sonſt: kör–per–liche Züch–tigung! Für das geringſte Vergehen – Hie–be!...«

Dieſer Empfang machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich an jenem ganzen Abend faſt krank war. Allerdings kam auch das noch hinzu, was ich im Oſtrogg ſah. Aber von meinem Eintritt habe ich ja ſchon geſprochen.

Ich ſagte vorhin, daß man uns vor den anderen Sträflingen nicht die geringſte Vergünſtigung oder Arbeitserleichterung gewährte oder zu gewähren wagte. Einmal aber ver-

ſuchte man es dennoch: B. und ich wurden volle drei Monate täglich als Schreiber in die Kanzlei des Pionierkorps geſchickt. Doch das geſchah heimlich und war von dem Kommandanten der Pioniere veranlaßt worden. Das heißt, es wußten darum auch noch andere, alle, die es gerade wiſſen mußten, doch taten ſie, als wären ſie völlig ahnungslos. Das geſchah noch unter dem Kommandeur G–ff.

Dieſer Oberſtleutnant G–ff kam uns wie vom Himmel geſchickt, blieb aber nur kurze Zeit bei uns – ein halbes Jahr, wenn ich mich nicht irre, oder noch weniger –, dann kehrte er nach Rußland zurück. Er machte auf alle Sträflinge einen mächtigen Eindruck: man liebte ihn nicht nur, man vergötterte ihn förmlich. Wie er es fertigbrachte, vermag ich nicht zu ſagen, aber Tatſache iſt, daß er alle Herzen in einem Augenblick eroberte. »Ein Vater iſt er uns, ein leiblicher Vater! Jetzt brauchen wir keinen anderen Vater mehr!« ſagten die Sträflinge von ihm, ſolange er das Pionierkorps befehligte. Ich glaube, er war ein furchtbarer Durchgänger; nicht groß von Wuchs, mit dreiſtem, ſelbſtbewußtem Blick. Gleichzeitig jedoch war er ſehr freundlich zu den Sträflingen, faſt ſogar von einer gewiſſen Zartheit, und er ſchien ſie auch wirklich wie ein Vater zu lieben. Weshalb er ſie ſo liebte, weiß ich nicht, jedenfalls aber konnte er keinen Sträfling ſehen oder an ſich vorübergehen laſſen, ohne ihm ein freundliches, ermunterndes Wort zu ſagen, ohne mit ihm zu ſcherzen; und, was die Hauptſache war, es war dabei nicht die leiſeſte Spur von Vorgeſetztenfreundlichkeit, oder auch nur etwas, das ihre Ungleichheit angedeutet hätte. Er war eben wie nur der beſte Freund zu einem ſein kann. Doch trotz dieſes rein gefühlsmäßigen Demokratismus in ihm hat ſich kein einziger Sträfling jemals vor ihm etwas zuſchulden

kommen laſſen, ſei es durch Unehrerbietigkeit oder gar Familiarität. Im Gegenteil. Wenn der Sträfling ihm begegnete, verklärte ſich ſein ganzes Geſicht, und, die Mütze in der Hand, wartete er lächelnd, bis jener ſich ihm näherte. Und wenn er ihn nun gar anredete – ſo war das ja weit mehr, als wenn ein anderer ihn reich beſchenkt hätte! Es gibt zuweilen ſo volkstümliche Leute. Der unſere ſchaute wie ein kühner Burſche drein und hatte etwas Aufrechtes und Mutiges in ſeinem Gang. »Unſer Adler!« nannten ihn bisweilen die Sträflinge. Erleichterungen konnte er ihnen zwar nicht gewähren: er hatte nur über die Pionierarbeiten zu beſtimmen, die ſowohl unter ihm wie unter all ſeinen Vorgängern und Nachfolgern immer ein und dieſelben blieben und nach der einmal gegebenen Vorſchrift ausgeführt werden mußten. Nur wenn er mitunter einen Trupp bei der Arbeit antraf und ſah, daß die Arbeit bereits beendet war, ſo ſchickte er ſie vor dem Trommelzeichen nach Hauſe. Vor allem gefiel ſein Zutrauen zu den Leuten, das Fehlen jeglicher Kleinlichkeit und namentlich gewiſſer kränkender Behandlungsformen, wie ſie an manchen Vorgeſetzten ſo unangenehm waren. Hätte er tauſend Rubel verloren, und ein Sträfling ſie gefunden, ſo würde er ſie ihm unfehlbar wiedergebracht haben, und wenn der Finder auch ſonſt der größte Dieb geweſen wäre. Ja, ich bin überzeugt, daß er es getan hätte. Nun wird man ſich denken können, wie ſehr es die Sträflinge erregte, als ſie eines Tages erfuhren, daß ihr »Adler-Kommandeur« ſich mit unſerem verhaßten Major tödlich entzweit hatte. Das war ſchon im erſten Monat nach ſeiner Ankunft bei uns. Unſer Major hatte einmal mit ihm im ſelben Regiment geſtanden. Jetzt hatten ſie nach langer Trennung als alte Freunde ihr Wiederſehen gefeiert und gehörig

gezecht. Plötzlich aber waren ſie aneinander geraten. Es war zu einem Streit gekommen und G–ff wurde ſein Todfeind. Es hieß ſogar, daß ſie bei der Gelegenheit handgemein geworden wären, was bei dem Major weiter nicht erſtaunlich war, da er in der Betrunkenheit ſehr oft tätlich wurde. Als die Sträflinge dies erfuhren, kannte ihre Freude keine Grenzen.

»Wie könnte wohl der Achtäugige mit einem ſolchen Mann in Frieden leben! Jener iſt ein Adler, unſer Major aber iſt...« es folgte gewöhnlich ein Wort, das zur Wiedergabe nicht ganz geeignet iſt. Geradezu fieberhaft erörterte man die Frage, wer den andern verprügelt haben konnte, und ich glaube, wenn das Gerücht von dem ſtattgefundenen Kampfe ſich als unwahr erwieſen hätte, was es vielleicht auch war, ſo hätte dies den Sträflingen gewiß großen Verdruß bereitet.

»Nein, ſicherlich hat der Kommandeur ihn verhauen: er iſt kleiner und gewandter – jener aber ſoll ſich, wie man hört, aus Angſt vor ihm unter das Bett verkrochen haben.«

Bald aber wurde G–koff verſetzt und die Sträflinge verſanken wieder in Trübſinn. Doch unſere Pionieroffiziere waren alle ſehr ſympathiſch. Solange ich im Oſtrogg war, erhielt das Pionierkorps drei- oder viermal einen neuen Kommandeur, – »aber ſolch einen, wie unſer Oberſtleutnant G–koff war, werden wir nie wiederſehen; – der war ein Adler, ein Adler und Beſchützer!« ſagten die Sträflinge.

Dieſer G–koff hatte uns Adlige ſichtlich gern, und auf ihn war es auch zurückzuführen, daß man B. und mir in der Kanzlei Arbeit verſchaffte. Nach ſeiner Abreiſe arbeiteten wir dort regelmäßig weiter; die Offiziere verhielten ſich alle ſehr ſympathiſch zu uns, namentlich einer von ihnen. Wir

gingen täglich hin, ſchrieben Aktenſtücke ab, unſere Handſchrift verbeſſerte ſich ſogar, als plötzlich von oben der Befehl kam, uns ſofort wieder zu unſerer früheren Zwangsarbeit zu verwenden: es hatte jemand bereits Gelegenheit gehabt, zu denunzieren! Übrigens waren wir ganz froh darüber: dieſe Kanzleiarbeit war uns beiden mittlerweile entſetzlich langweilig geworden! Hierauf gingen wir etwa zwei volle Jahre faſt ſtets zuſammen zu derſelben Arbeit, größtenteils in die Werkſtätte. Bei der Arbeit unterhielten wir uns gewöhnlich; wir ſprachen von unſeren Hoffnungen, Überzeugungen... B. war ein prächtiger Menſch, nur waren ſeine Anſichten mitunter recht wunderlich und eigenartig. Es kommt oft vor, daß bei einer gewiſſen Art von Menſchen, vollkommen paradoxe Begriffe ſich entwickeln, von denen ſie nicht abzubringen ſind. Für dieſe Begriffe aber hat der Menſch ſo viel im Leben gelitten, er hat ſie ſo teuer erkauft, daß es ihm gar zu ſchmerzlich wäre, wenn es ihm nicht faſt unmöglich iſt, ſich von ihnen loszureißen. B. hörte wie unter Schmerzen jeden meiner Widerſprüche an und antwortete mir mit beißender Schärfe. Vielleicht war er auch mehr im Recht als ich – ich weiß es nicht. Zum Schluß aber gingen wir auseinander, was mir ſehr leid tat und ſehr naheging: wir hatten ſchon ſoviel miteinander geteilt.

M. wurde mit den Jahren immer finſterer und verſchloſſener. Der Schmerz verzehrte ihn. In der erſten Zeit, die ich im Oſtrogg verbrachte, war er viel mitteilſamer, ſeine Seele trat öfter und mehr hervor. Damals, als ich kam, lebte er ſchon das dritte Jahr im Oſtrogg. Anfangs intereſſierte er ſich für alles, was während dieſer Jahre in der Welt geſchehen war, und wovon er im Oſtrogg nichts erfahren hatte. Er fragte mich aus, hörte geſpannt zu, regte ſich auf. Mit

der Zeit aber begann alles das ſich gleichſam in ſein Innerſtes zurückzuziehen. Die Kohlen bedeckten ſich von ſelbſt mit Aſche, ſeine Verbitterung wuchs.

»Je hais ces brigands!« ſagte er oft zu mir mit haßerfülltem Blick auf die Sträflinge, die ich bereits näher kennengelernt hatte, und alles, was ich zu deren Gunſten vorbrachte, war vollkommen in den Wind geſprochen. Er begriff überhaupt nicht, was ich ſprach, mitunter gab er mir auch zerſtreut recht, doch ſchon am nächſten Tage ſagte er wieder: »Je hais ces brigands.«

Mit ihm ſprach ich ziemlich oft Franzöſiſch, was jedoch einen der Arbeitsaufſeher, den Pionier Draniſchnikoff, aus unbekanntem Gedankengang veranlaßte, uns Grützköpfe zu nennen. Nur in einem Fall belebte ſich M.: wenn er von ſeiner Mutter ſprach.

»Sie iſt alt... ſie iſt krank,« ſagte er, »ſie liebte mich mehr als alles auf der Welt, ich aber weiß hier nicht einmal, ob ſie lebt oder tot iſt. Wird es doch ſchon genug für ſie geweſen ſein, als ſie erfahren mußte, daß ich Spießruten gelaufen bin...« M. war nicht adlig und ſo hatte man ihn vor ſeinem Abgang in die Verbannung körperlich beſtraft. Wenn er ſich dieſer Beſtrafung erinnerte, biß er die Zähne zuſammen und blickte angeſtrengt zur Seite. In der letzten Zeit ſuchte er immer häufiger die Einſamkeit. An einem Vormittag kurz vor Zwölf wurde er plötzlich zum Kommandanten unſerer Feſtung befohlen. Dieſer trat ihm mit einem heiteren Lächeln entgegen.

»Nun, M., was hat dir denn heute nacht geträumt?« fragte er ihn.

»Ich erſchrak,« erzählte M. ſpäter im Oſtrogg, »es war mir, als hätte man mein Herz durchbohrt.«

»Daß ich einen Brief von meiner Mutter erhielt«, antwortete er.

»Das iſt noch zu wenig!« entgegnete der Kommandant. »Du biſt frei! Deine Mutter hat für dich gebeten... ihre Bitte iſt erhört worden. Hier iſt ihr Brief, und hier iſt auch der Entlaſſungsbefehl. Du wirſt den Oſtrogg ſofort verlaſſen.«

Bleich und noch halb beſinnungslos kehrte M. zu uns zurück. Wir beglückwünſchten ihn alle. Mit zitternden, kalten Fingern drückte er unſere Hände. Auch von den übrigen Sträflingen kamen ſehr viele, um ihn zu beglückwünſchen, und ſie freuten ſich über ſein Glück.

Er wurde nun »Anſiedler« und blieb in unſerer Stadt, wo er bald eine Anſtellung erhielt. In der erſten Zeit kam er oft zum Oſtrogg und brachte uns Nachrichten, von denen ihn beſonders die politiſchen intereſſierten.

Von den übrigen vier adligen Polen, alſo außer M., T., B. und Sh., waren zwei ſehr junge Leute, beide nur auf kurze Zeit verſchickt, beide wenig gebildet, dafür aber ehrlich, einfach und offenherzig. Der dritte, A–tſchukoffskij, war ſchon ein wenig gar zu unbedeutend, an ihm war jedenfalls nichts weiter bemerkenswert. Und der vierte, ein gewiſſer B–m, ein ſchon bejahrter Mann, machte auf uns alle einen ſehr ſchlechten Eindruck. Ich weiß nicht, wie er überhaupt unter die »Politiſchen« geraten war; er ſelbſt leugnete es, daß er zu ihnen gehöre. Er war ein roher, kleinlicher Charakter, mit den Angewohnheiten und der Lebensauffaſſung eines Kommis, der durch erfeilſchte Kopeken reich geworden war. Er war gänzlich ungebildet und intereſſierte ſich für nichts, außer für ſein Handwerk. Er war nämlich Maler, aber kein gewöhnlicher, ſondern ein unvergleichlicher, unübertreff-

licher! Bald hatten ſich auch die Vorgeſetzten von ſeinem Talent überzeugt und verwendeten ihn nur noch zum Anſtreichen und »Bemalen« der Zimmerwände und -decken. In zwei Jahren hatte er faſt alle Dienſtwohnungen neu angeſtrichen. Die Einwohner zahlten ihm natürlich etwas für ſeine Mühe, und ſo lebte er nicht ſchlecht. Das beſte dabei war, daß man mit ihm zuſammen auch ſeine anderen Kameraden zur ſelben Arbeit ſchickte. Von dieſen, die beſtändig mit ihm zur Arbeit gingen, erlernten zwei das Handwerk tadellos. Ja, der eine, T–ſchewskij, malte bald nicht ſchlechter als er. Da befahl auch unſer Major, der vom Staate gleichfalls freie Wohnung hatte, dieſen B–m zu ſich und trug ihm auf, alle Wände und Zimmerdecken ſchön anzumalen. Hier nun gab ſich B–m ganz beſondere Mühe; ſelbſt beim Generalgouverneur ſollen die Wände nicht ſo ſchön geweſen ſein. Das Haus, das der Major bewohnte, war ein einſtöckiges Gebäude, von Holz natürlich, ſehr alt, ſehr ſchäbig von außen; von innen aber wurde es wie ein Palais angeſtrichen, worüber der Major entzückt war... Er rieb ſich die Hände vor Vergnügen und ſagte immer wieder, daß er jetzt unbedingt heiraten müſſe.

»Wenn man eine ſolche Wohnung hat, dann geht es nicht anders, dann muß man heiraten!« ſagte er in allem Ernſt.

Mit B–m war er jetzt überaus zufrieden und durch B–m auch mit den beiden anderen Adligen, die mit dieſem bei ihm arbeiteten. Die Arbeit dauerte einen ganzen Monat. In dieſer Zeit änderte der Major ſeine Meinung über uns vollſtändig und verhielt ſich ſeitdem ſehr gönnerhaft zu allen Adligen. Ja, eines Tages ging er ſogar ſo weit, daß er plötzlich den alten Sh. zu ſich rufen ließ.

»Sh–kij,« ſagte er, »ich habe dich beleidigt. Ich habe dich

unnütz prügeln laſſen, ich weiß es. Jetzt bereue ich es. Begreifſt du, was das heißt? Ich, ich, ich – bereue es!«

Sh. antwortete, daß er es begreife.

»Begreifſt du, daß ich, ich, dein Vorgeſetzter, dich zu mir habe rufen laſſen, um dich um Verzeihung zu bitten! Fühlſt du auch die ganze Größe dieſer Tat? Wer biſt du vor mir? – Ein Wurm! Sogar noch weniger als ein Wurm: du biſt ein Arreſtant! Ich aber bin – von Gottes Gnaden* ein Major! Ein Major! Begreifſt du auch, was das heißt?«

Sh. antwortete, daß er auch dieſes begreife.

»Nun, dann will ich mich jetzt mit dir ausſöhnen. Aber fühlſt du auch, fühlſt du es auch vollſtändig, ganz und gar? Biſt du überhaupt fähig, das zu begreifen und nachzufühlen? Bedenk doch nur: ich, ich, der Major!...« uſw.

Sh. erzählte mir ſelbſt die ganze Szene. So ſchlummerte denn vielleicht auch in dieſem ewig betrunkenen, unſinnigen und unordentlichen Menſchen noch ein menſchliches Empfinden. Wenn man ſeine Begriffe und ſeine Entwicklung in Betracht zieht, ſo kann man ja eine ſolche Handlung faſt für eine großmütige Tat anſehen. Übrigens wird wohl auch ſein betrunkener Zuſtand mit die Veranlaſſung dazu geweſen ſein.

Doch ſein ſchöner Traum verwirklichte ſich nicht: es kam nicht zur Heirat, obſchon er ſich bis zur Beendung des Anſtriches völlig dazu entſchloſſen hatte. Anſtatt vor den Altar kam er vors Gericht und erhielt den Wink, ſeinen Abſchied zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit wurden dann alle ſeine

* Sein buchſtäblicher Ausdruck, der übrigens zu meiner Zeit nicht nur von unſerm Major allein gebraucht wurde, ſondern von vielen kleineren Kommandeuren, vornehmlich von den Emporkömmlingen unter ihnen. F. M. Doſtojewski.

alten Sünden aufgedeckt. Früher war er in der Stadt, wenn ich mich nicht täuſche, Polizeimeiſter geweſen... Der Schickſalsſchlag traf ihn vollkommen unerwartet. Im Oſtrogg freute man ſich unbeſchreiblich über ſeinen Abgang: als die Nachricht kam, wurde der Tag ſofort zum Feſt, zum Triumphtage! Man erzählte, der Major habe wie ein altes Weib geweint und geſchrien, doch war jetzt nichts mehr zu ändern. Er trat aus dem Dienſt, verkaufte ſeine beiden Schimmel und mit der Zeit ſein ganzes Hab und Gut und ſoll ſpäter in Armut gelebt haben. Wir begegneten ihm einmal: er trug einen ſchäbigen Überzieher und eine Mütze mit einer Kokarde. Haßerfüllt blickte er auf den Sträflingstrupp. Mit ſeiner ganzen Zaubermacht war es vorüber, ſeitdem er den Waffenrock abgelegt hatte: in dieſem war er ein Gewitter, ein Gott geweſen; im Überzieher aber wurde er plötzlich zu etwas ganz Nichtsſagendem und erinnerte faſt an einen Diener. Es iſt wirklich ſonderbar, wieviel bei ſolchen Menſchen die Uniform ausmacht.

IX.

Die Flucht.

Bald nach der Abſetzung unſeres Majors erlebten wir große Veränderungen in unſerem Oſtrogg. Die Kátorga wurde aufgehoben und an ihrer Stelle eine Arreſtantenkompanie unter Militärverwaltung eingeführt, nach dem Muſter der ruſſiſchen Arreſtantenkompanien. Das bedeutete, daß von nun an keine Verbannten der zweiten Klaſſe mehr in unſeren Oſtrogg kamen, ſondern nur noch militäriſche Sträflinge, alſo Leute, die nicht aller Rechte beraubt waren, die Soldaten wie alle anderen Soldaten waren, nur daß ſie ſich ein Vergehen hatten zuſchulden kommen laſſen, dafür beſtraft und zu einer verhältnismäßig kurzen Zeit verurteilt worden waren (ſechs Jahre waren das höchſte) und die nachher wieder in ihre Bataillone als Gemeine zurückkehrten. Übrigens wurden diejenigen, welche zum zweitenmal etwas verbrochen hatten, wie früher zu zwanzig Jahren verurteilt.

Wir hatten auch vordem ſchon eine Militärabteilung gehabt, doch hatte ſie nur deshalb bei uns gelegen, weil man ſie ſonſt nirgendwo hatte unterbringen können. Jetzt aber wurde der ganze Oſtrogg zu einer ſolchen Militärabteilung. Doch blieben die früher hierher geſchickten Zwangsarbeiter, die aller Rechte beraubt und gebrandmarkt waren, und deren

eine Kopfhälfte von der Stirn bis zum Nacken raſiert wurde, bis zum Ablauf ihrer Strafzeit in unſerem Oſtrogg. Neue dagegen kamen nicht hinzu, die Zahl der vorhandenen verringerte ſich mit jedem Jahr, ſo daß nach zehn Jahren der letzte ſeine Zeit im Oſtrogg abgebüßt haben mußte. Nur die beſondere Abteilung blieb beſtehen und in dieſe wurden nach wie vor ſchwere Verbrecher aus dem Heere geſchickt – »bis zur Einführung der ſchwerſten Zwangsarbeiten in Sibirien«. So kam es denn, daß ſich das Oſtroggleben für uns genau genommen ohne jede Veränderung fortſetzte: dieſelbe Koſt, dieſelbe Arbeit, faſt auch dieſelbe Ordnung, nur das Oberkommando hatte ſich verändert und war komplizierter geworden. Wir hatten jetzt einen Kompagniechef, einen Stabsoffizier und dann noch vier Leutnants, die abwechſelnd im Oſtrogg die Wache bezogen. Die Invaliden wurden durch zwölf Unteroffiziere und einen Kammerunteroffizier erſetzt. Wir wurden in Abteilungen zu je zehn Mann eingeteilt, für jede Abteilung wurden Gefreite aus den Sträflingen ernannt, natürlich nur nominell, und ſelbſtverſtändlich gehörte jetzt auch Akim Akimytſch zu den Gefreiten. Dieſe ganze neue Einrichtung, ſowie der ganze Oſtrogg mit allen ſeinen Aufſehern und Sträflingen, unterſtand auch jetzt dem Feſtungskommandanten als höchſtem Befehlshaber ... Und das war ſchließlich alles.

Natürlich regten ſich die Sträflinge anfangs nicht wenig auf, es wurde viel über die Neuerungen geſprochen, geſtritten, man verſuchte, die Weiterentwicklung der Dinge zu erraten und hinter jeden der neuen Vorgeſetzten zu kommen. Als man aber ſah, daß in Wirklichkeit alles beim alten blieb, da beruhigte man ſich im Augenblick und unſer Leben nahm wieder ſeinen alten Gang. Doch die Hauptſache war, daß

man uns von unſerem früheren Major erlöſt hatte: alle ſchienen jetzt aufzuatmen und neuen Mut zu ſchöpfen. Das Verſchüchterte war verſchwunden, ein jeder wußte jetzt, daß er im Notfall mit ſeinem Vorgeſetzten perſönlich ſprechen konnte und daß man einen Unſchuldigen höchſtens aus Verſehen ſtatt des Schuldigen beſtrafen würde. Selbſt der Branntwein wurde bei uns unter genau denſelben Bedingungen weiterverkauft, wie früher, obgleich wir doch jetzt an Stelle der Invaliden Unteroffiziere in den Kaſernen hatten. Dieſe Unteroffiziere waren, wie es ſich zeigte, anſtändige und vernünftige Leute, die ihre Stellung ſchließlich ganz gut begriffen. Einige von ihnen zeigten zu Anfang allerdings die Abſicht, als Vorgeſetzte aufzutreten, und glaubten in ihrer Unerfahrenheit, mit den Sträflingen wie mit Soldaten umgehen zu können. Doch auch ſie begriffen bald, daß es ſich hier um etwas anderes handelte. Anderen, die es nicht ſo bald begreifen wollten, wurde der Standpunkt von den Sträflingen ſelbſt klargemacht. Mitunter geriet man ſogar ziemlich ſcharf aneinander: man verleitete z. B. einen Unteroffizier zum Mittrinken, machte ihn betrunken, und nachher »meldete« man ihm dann – natürlich auf beſondere Art –, daß er mit ihnen gezecht hatte und ... folglich! ... Es endete damit, daß die Unteroffiziere ſich gleichgültig zu dem Branntweinverkauf verhielten, oder richtiger, ſich bemühten, gar nicht zu ſehen, wie man die Branntweinſchläuche durchſchmuggelte und verkaufte. Ja ſchließlich gingen auch ſie, ganz wie früher die Invaliden, auf den Markt und kauften für die Sträflinge Semmeln und Rindfleiſch ein, oder was dieſe ſonſt noch brauchten – kurz, alles, was ſie ohne große Verantwortung ihnen verſchaffen konnten. Aus welchem Grunde dieſe ganze Neuerung eingeführt worden war, ver-

mag ich nicht zu ſagen. Es geſchah dies in den letzten Jahren meiner Strafzeit. Zwei Jahre mußte ich noch unter den neuen Verhältniſſen im Oſtrogg zubringen ...

Ich denke natürlich nicht daran, alles aus dieſem Leben im Oſtrogg, von jedem einzelnen Jahr zu berichten. Wollte ich der Reihe nach alles erzählen, was ich dort in der Zeit geſehen, erlebt und empfunden habe, ſo müßte ich drei-, wenn nicht viermal ſo viel niederſchreiben, wie ich ſchon geſchrieben habe. Und eine ſolche Beſchreibung würde ſchließlich unwillkürlich eintönig wirken: alle Erlebniſſe würden doch zu ſehr auf einen Ton geſtimmt ſein, namentlich wenn der Leſer nach dem bereits Geſchriebenen ſich ſchon ein einigermaßen richtiges Bild von dem Leben unſerer ſibiriſchen Sträflinge der zweiten Klaſſe gemacht hat. Ich wollte unſeren ganzen Oſtrogg und alles, was ich in dieſen Jahren dort durchlebt habe, in einem anſchaulichen und möglichſt klaren Bilde zeigen, doch ob es mir auch gelungen iſt – das weiß ich nicht. Vielleicht ſteht es nicht mir zu, darüber zu urteilen. Doch wie dem auch ſei, jedenfalls glaube ich, daß ich hiermit ſchließen kann; zudem überkommt mich ſelbſt bei der Erinnerung an jenes Leben die alte Qual. Und dann – wie könnte ich mich jetzt noch aller Einzelheiten in der richtigen Reihenfolge entſinnen? Die ſpäteren Jahre ſind in meinem Gedächtnis faſt wie ausgelöſcht. Vieles habe ich ſicherlich ganz vergeſſen. Ich entſinne mich nur noch, daß alle dieſe Jahre, die im weſentlichen einander ſo ähnlich waren, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte, träge und langweilig vorüberzogen. Ich weiß nur noch, daß dieſe langen, langweiligen Tage ſo einförmig waren und ſo langſam vergingen, wie nach einem Regen das Waſſer vom Dach in langſamen Tropfen herabtropft. Ich weiß noch, daß nur

der leidenſchaftliche Wunſch nach Auferſtehung, nach Erneuerung, nach neuem Leben mich im Warten ſtärkte und mich noch hoffen ließ. Und ſchließlich erſtarkte ich: ich wartete, zählte jeden Tag, und wenn ihrer auch noch Tauſende verblieben, ſo zählte ich doch mit Wonne jeden einzelnen ab, begleitete, begrub ihn, und freute mich beim Anbruch des neuen Tages, daß mir jetzt nicht mehr tauſend, ſondern nur noch neunhundertneunundneunzig bevorſtanden. Ich weiß noch, daß ich in dieſer ganzen Zeit, trotz der Hunderte von Kameraden, ſtets einſam war, und daß ich zum Schluß dieſe Einſamkeit lieb gewann. In dieſer geiſtigen Einſamkeit durchlebte ich von neuem mein ganzes Leben, ich unterſuchte alles bis zur letzten Einzelheit in ihm, ich dachte über alles und jedes nach, ich gab mir Rechenſchaft über meine ganze Vergangenheit, hielt ſtreng und unerbittlich über mich ſelbſt Gericht, und in mancher Stunde ſegnete ich die Vorſehung dafür, daß ſie mir dieſe Einſamkeit geſchickt hatte, ohne die ich niemals zu dieſem Gericht über mich ſelbſt gekommen wäre, zu dieſer ſtrengen Durchſicht und Prüfung meines früheren Lebens. Und mit welchen Hoffnungen füllte ſich mein Herz doch damals! Ich wollte, ich beſchloß, ich ſchwor mir, daß es in meinem neuen Leben nicht mehr jene Fehler, jene Fehltritte geben werde, die früher von mir begangen worden waren. Ich entwarf ein vollſtändiges Programm für mein zukünftiges Leben und nahm mir feſt vor, ihm treu zu folgen. Ein blinder Glaube war in mir, daß ich alles erfüllen würde und auch erfüllen könnte ... Ich erwartete ſehnſüchtig die Freiheit, ich rief ſie ſchneller herbei: ich wollte mich von neuem erproben, im neuen Kampf. Bisweilen ergriff mich eine krampfhafte Ungeduld ... Doch es iſt mir ſchmerzlich, jetzt an meinen Seelenzuſtand in jener

Zeit zu denken. Natürlich geht das nur mich allein an ... Ich habe es ja nur geſchrieben, weil ein jeder es begreifen und wohl dasſelbe durchmachen wird, der in der Blüte ſeiner Kraft viele Jahre in einem Gefängnis zubringen muß.

Doch wozu davon reden! ... Es iſt beſſer, ich erzähle noch irgend etwas, um nicht gar ſo ſchroff abzuſchließen.

Es fällt mir ſoeben ein, daß man ja verwundert fragen könnte, ob denn niemand entflohen iſt oder niemand in dieſer ganzen Zeit wenigſtens einen Fluchtverſuch gemacht hat? Ich habe ſchon geſagt, daß ein Sträfling, der zwei oder drei Jahre bereits im Oſtrogg geweſen iſt, dieſe Zeit unwillkürlich zu ſchätzen beginnt und zu der Anſicht kommt, daß es denn doch klüger ſein dürfte, auch die anderen Jahre ohne Scherereien, ohne Wagniſſe zu verbüßen und dann »Anſiedler« zu werden. Doch dieſe Berechnung hat nur einer, der nicht zu ſehr langer Strafzeit verurteilt iſt. Ein zu vielen Jahren Verurteilter iſt faſt immer geneigt, das Wagnis zu verſuchen ... Nur ſchien es bei uns eben nicht Sitte zu ſein, zu entfliehen. Ob man nun zu ängſtlich dazu war, oder ob die militäriſche Aufſicht zu ſtreng war, oder die Lage unſerer Stadt zu ungeeignet erſchien (auf der einen Seite die nackte Steppe, auf der anderen die Wälder erſt in ziemlicher Entfernung) – das iſt ſchwer zu ſagen. Ich glaube, alle dieſe Gründe wirkten zuſammen, und ſo verging den Sträflingen die Luſt dazu. Es war bei uns tatſächlich ziemlich ſchwer, zu entfliehen. Aber dennoch geſchah es einmal: zwei von uns wagten es; ſie waren beide zu vielen Jahren verurteilt ...

Nach dem Abgang unſeres Majors war A–ff (der für ihn im Oſtrogg ſpioniert hatte) völlig allein und ſeines Gönners beraubt. Er war ein noch junger Menſch, doch ſein

Charakter feſtigte ſich mit den Jahren und wurde ſtärker, beſtimmter. Überhaupt war er ein dreiſter, entſchloſſener und ſogar verſtändiger Menſch. Wenn man ihn wieder in Freiheit geſetzt hätte, ſo würde er ſicherlich wieder ſpioniert und mit verſchiedenen lichtſcheuen Dingen Handel getrieben haben, doch iſt es anzunehmen, daß er jetzt nicht mehr ſo dumm und unbedacht hereingefallen wäre, wie das erſtemal, als er für ſeine Dummheit in den Oſtrogg kam. Ich glaube, er hatte ſich bei uns mittlerweile im Ausſtellen falſcher Päſſe geübt; doch will ich das nicht gar zu beſtimmt behaupten: ich habe es nur von den anderen Sträflingen erzählen gehört. Man ſagte, er habe ſich darin ſchon damals geübt, als er zum Major ging, und natürlich wird er daraus den größtmöglichen Nutzen gezogen haben. Jedenfalls war er ein Menſch, der ſich zu allem entſchließen konnte, um ſein »Schickſal zu ändern«. Ich hatte Gelegenheit, ihn gründlich kennenzulernen: ſein Zynismus ging bis zur empörendſten Roheit, bis zum kälteſten Spott, und erregte unüberwindlichen Ekel in mir. Ich glaube, wenn er einen Schluck Branntwein hätte trinken wollen, dieſer Schluck aber nicht anders als durch die Ermordung eines Menſchen zu erlangen geweſen wäre, ſo hätte er unfehlbar dieſen Menſchen erſchlagen – wenn es ſich heimlich tun ließ, ſo daß niemand etwas davon erfuhr. Im Oſtrogg hatte er das Berechnen gelernt.

Auf dieſen Menſchen nun hatte der Sträfling der beſonderen Abteilung Kulikoff ſeine Aufmerkſamkeit gelenkt.

Von dieſem Kulikoff habe ich ſchon mehrmals geſprochen. Er war nicht mehr jung, doch leidenſchaftlich, zäh, ſtark und erfreute ſich verſchiedener außerordentlicher Fähigkeiten. Es ſtak viel Kraft in ihm und er wollte unbedingt noch einmal

»leben«. Leute ſeines Schlages wollen noch im höchſten Alter »leben«. Wenn ich mich darüber gewundert hätte, daß bei uns niemand einen Fluchtverſuch machte, ſo hätte ich dabei zuerſt wohl an Kulikoff gedacht. Und richtig: es war Kulikoff, der ſich dazu entſchloß. Wer von beiden den größeren Einfluß auf den anderen beſaß (A–ff auf Kulikoff oder dieſer auf ihn) vermag ich nicht zu ſagen; jedenfalls waren beide einander wert und eigneten ſich vorzüglich zur Ausführung ihrer Idee. Sehr bald hatten ſie ſich angefreundet. Ich glaube, Kulikoff hatte darauf gerechnet, daß A–ff die falſchen Päſſe anfertigen würde. A–ff war adlig, gehörte zur guten Geſellſchaft – das verhieß eine gewiſſe Abwechſelung für die zukünftigen Abenteuer. Wenn man ſich nur erſt nach Rußland durchſchlagen konnte! Doch wer kann es wiſſen, wie ſie ſich verabredet und welche Hoffnungen ſie gehabt haben! Sicherlich aber gingen dieſe Hoffnungen über den Horizont der gewöhnlichen ſibiriſchen Landſtreicher hinaus. Kulikoff war ein geborener Schauſpieler, er konnte viele und die verſchiedenſten Rollen im Leben ſpielen, er konnte mit Recht auf manches hoffen, zum mindeſten auf Abenteuerlichkeit in ſeinem Leben. Solche Leute mußten ſich im Oſtrogg unwillkürlich wie lebendig begraben fühlen. Und ſo verabredeten ſich denn die zwei, zu entfliehen.

Nun war es aber unmöglich, die Flucht ohne einen Eskorteſoldaten auszuführen. Es hieß alſo, einen Soldaten überreden.

In einem der Bataillone, die in der Feſtung lagen, diente ein Pole, ein energiſcher Menſch, der eigentlich ein beſſeres Schickſal verdient hatte; er war nicht mehr jung, ernſt und tapfer. In der Jugend war er ſogleich nach ſeiner Ankunft in Sibirien aus Heimweh entflohen. Man hatte ihn aber

eingefangen, beſtraft und auf zwei Jahre in die Strafkompagnie geſteckt. Als er dann wieder ins Bataillon zurückgekehrt war, hatte er ſich bedacht und ſeine Zeit gewiſſenhaft abzudienen begonnen. Dafür war er bald zum Gefreiten befördert worden. Er war ein ehrgeiziger, ſelbſtbewußter Charakter: er blickte und ſprach wie einer, der ſeinen eigenen Wert kennt. Ich ſah ihn ziemlich oft unter unſeren Eskorteſoldaten; und die Polen hatten mir ſchon einiges von ihm erzählt. Es ſchien mir, daß ſein früheres Heimweh ſich in ihm mit der Zeit in verſteckten, dumpfen, ewigen Haß verwandelt hatte. Dieſer Menſch konnte ſich gleichfalls zu allem entſchließen, und Kulikoff täuſchte ſich nicht, wenn er ihn zum Spießgeſellen erwählte. Sein Familienname war Koller. Sie verabredeten ſich alle drei und beſtimmten auch den Tag der Flucht. Es war im Juni in der heißen Zeit. Das Klima Sibiriens iſt ziemlich gleichmäßig: im Sommer iſt das Wetter faſt unveränderlich heiß, was ja dem Landſtreicher ſehr zuſtatten kommt. Natürlich konnten ſie nicht unmittelbar aus der Feſtung entfliehen: die ganze Stadt liegt gänzlich frei, iſt von allen Seiten offen. Die Wälder beginnen erſt in einiger Entfernung, und die iſt für den Flüchtling immerhin ziemlich groß. Ferner mußten ſie ſich zunächſt umkleiden und zu dem Zweck auf unauffällige Weiſe in die Vorſtadt gelangen, wo Kulikoff ſchon ſeit langer Zeit einen Zufluchtsort hatte. Ich weiß nicht einmal, ob ihre Freunde dort in der Vorſtadt in das Geheimnis eingeweiht waren. Es iſt freilich anzunehmen, daß ſie es waren, obgleich es ſich ſpäterhin nicht nachweiſen ließ. In jenem Jahr hatte in einem Winkel der Vorſtadt ein junges und recht hübſches Mädchen, das Manjka-Tanjka genannt wurde, eine beſondere Tätigkeit begonnen und berechtigte zu großen Hoffnun-

gen, die ſie in der Folge auch teilweiſe erfüllte. Sie wurde oft »das Feuer« genannt. Wie mir ſcheint, hatte auch ſie hierbei ihre Hand im Spiel, denn Kulikoff war von ihr ſchon ein ganzes Jahr lang geplündert worden.

Unſere beiden Flüchtlinge verließen an einem Morgen wie gewöhnlich den Oſtrogg, um ſich zur Arbeit zu begeben, hatten es jedoch ſo eingerichtet, daß man ſie mit dem Sträfling Schilkin, einem Ofenſetzer und Stuckarbeiter, in eine leerſtehende Bataillonskaſerne ſchickte, aus der die Soldaten vor längerer Zeit ins Lager gezogen waren. A–ff und Kulikoff wurden dem Schilkin als Handlanger mitgegeben. Koller ſtellte ſich zu ihnen als Eskorte; da aber drei Sträflinge zwei Mann als Bedeckung erforderten, ſo wurde dem Koller, als altem Soldaten und Gefreiten, auf deſſen Vorſchlag gern nur ein junger Rekrut mitgegeben, damit dieſer das Eskortieren und Bewachen lerne. Unſere Flüchtlinge müſſen auf Koller doch einen ungeheuren Einfluß gehabt haben, wenn er ihnen aufs Wort glauben und ſich nach langjährigem und in der letzten Zeit erfolgreichem Dienſt, als ſolider, kluger und berechnender Menſch der er war, entſchließen konnte, ihnen zu folgen.

Um ſechs Uhr morgens langten ſie in jener Kaſerne an. Außer ihnen war dort niemand. Nachdem ſie ungefähr eine Stunde gearbeitet hatten, ſagten Kulikoff und A–ff dem Schilkin, daß ſie in die Werkſtätte gehen würden, erſtens um daſelbſt jemand zu ſprechen, und zweitens um bei der Gelegenheit auch noch ein Werkzeug von dort mitzunehmen, das ihnen hier fehlte. Mit Schilkin mußte man ſchlau umgehen und ſo natürlich wie nur möglich. Er war Moskauer, Ofenſetzer von Beruf, ein Moskauer Kleinbürger, ſchlau, hinterliſtig, klug und wenig geſprächig. Äußerlich war er ein

ſchwächliches und ausgemergeltes Kerlchen. Man hätte annehmen können, die Natur habe ihn dazu beſtimmt, bis an ſein Lebensende in Rock und Weſte nach Moskauer Art zu gehen, doch ſiehe, das Schickſal hatte es anders gewollt, und er hatte ſich nach langen Irrfahrten bei uns in der beſonderen Abteilung auf ewig niedergelaſſen, als einer der größten militäriſchen Verbrecher. Wodurch er ſich dieſe Laufbahn verdient hatte, iſt mir unbekannt; eine beſondere Unzufriedenheit mit ihr iſt mir jedoch nie an ihm aufgefallen. Er führte ſich ruhig und gleichmäßig auf, und wenn er ſich zuweilen auch wie ein Schuſter betrank, ſo benahm er ſich doch ſelbſt im Rauſch noch gut. Er wußte natürlich nichts von dem Vorhaben der anderen, doch mußten ſie vorſichtig ſein, denn er hatte ſcharfe Augen. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Kulikoff ihm durch einen Wink zu verſtehen gab, weshalb ſie eigentlich gingen: doch nur, um den Branntwein, der ſchon ſeit geſtern dort verborgen ſei, abzuholen! Das rührte Schilkin: er ließ ſie ohne jeden Argwohn fortgehen und blieb mit dem jungen Rekruten zurück. Kulikoff, A–ff und Koller begaben ſich geradewegs in die Vorſtadt.

Es verging eine halbe Stunde: ſie kehrten nicht zurück. Das machte Schilkin plötzlich ſtutzig und er begann nachzudenken. Jetzt entſann er ſich, daß Kulikoff bei auffallend guter Laune geweſen war und A–ff zweimal mit ihm geflüſtert hatte, wenigſtens hatten ſie ſich beide wiederholt zugeblinzelt – das hatte er bemerkt und deſſen entſann er ſich jetzt deutlich. Auch Koller war anders geweſen als ſonſt: warum hatte er zum Beiſpiel vor dem Fortgehen dem Rekruten eine ſolche Predigt gehalten: was er in ſeiner, Kollers, Abweſenheit zu tun habe? Das war von Koller zum mindeſten etwas befremdlich. Kurz, je mehr Schilkin ſich die

Sachlage vergegenwärtigte, um ſo verdächtiger erſchien ſie ihm. Inzwiſchen verging die Zeit, die drei aber kehrten noch immer nicht zurück, und Schilkins Unruhe wuchs mit jeder Minute ... Er begriff nur zu gut, wieviel er dabei ſelbſt zu fürchten hatte, denn auf ihn konnte ſehr leicht der Verdacht der Vorgeſetzten fallen. Man konnte denken, daß er die Kameraden wiſſentlich habe entlaufen laſſen, nach gemeinſamer Abmachung, und daß dieſer Verdacht, wenn er nicht ſofort von dem Vorgefallenen Meldung machte, noch an Wahrſcheinlichkeit gewinnen würde. Er durfte alſo keine Zeit verlieren. Jetzt erinnerte er ſich auch, daß Kulikoff und A—ff in der letzten Zeit ganz beſonders eng miteinander befreundet geweſen waren, daß ſie oft die Köpfe zuſammengeſteckt und getuſchelt hatten, und fern von allen anderen hinter den Kaſernen hin und her gegangen waren. Ja, es fiel ihm ſogar ein, daß er ſchon früher ſich in bezug auf die beiden etwas gedacht hatte... Forſchend blickte er auf ſeinen Eskorteſoldaten: der ſtand, auf ſein Gewehr geſtützt, gähnte und putzte ſich in der unſchuldigſten Weiſe mit dem Finger die Naſe, ſo daß Schilkin ihn nicht einmal der Mitteilung ſeiner Gedanken für würdig hielt, ſondern dem Burſchen einfach befahl, ihm in die Werkſtätte zu folgen. Dort wollte er ſich erkundigen, ob ſie dageweſen wären. Er ging hin, fragte, doch niemand hatte ſie geſehen. Jetzt gab es für Schilkin keinen Zweifel mehr.

»Wären ſie nur in die Vorſtadt gegangen,« dachte er, »um dort zu trinken und ſich zu amüſieren, wie Kulikoff das zuweilen tut, ſo hätten ſie ſich doch nicht unter einem falſchen Vorwande aus dem Staube gemacht. Dann hätten ſie es mir doch geſagt!«

So verließ denn Schilkin die Werkſtätte und begab ſich –

nicht zu ſeiner Arbeit zurück, ſondern geradewegs in den Oſtrogg.

Es war ſchon faſt neun Uhr, als er beim Feldwebel erſchien und dieſem meldete, was vorgefallen war. Der Feldwebel erſchrak und wollte ihm zuerſt nicht glauben. Schilkin hatte es ihm allerdings nur als Verdacht, als Möglichkeit mitgeteilt. Dann aber eilte der Feldwebel doch zum Major; der Major begab ſich ſofort zum Feſtungskommandanten, und nach einer Viertelſtunde waren alle notwendigen Vorkehrungen getroffen. Der Generalgouverneur wurde gleichfalls benachrichtigt. Die Entflohenen waren wichtige Verbrecher und man konnte ſich ihretwegen aus Petersburg viele Unannehmlichkeiten zuziehen. A–ff wurde zu den »Politiſchen« gerechnet – obgleich er doch nur andere Politiſche anzuzeigen verſucht hatte – und Kulikoff gehörte zur beſonderen Abteilung, war alſo ein »Erzverbrecher«, und dazu noch ein militäriſcher. Bis dahin war es noch nie vorgekommen, daß jemand aus der beſonderen Abteilung zu entfliehen verſucht hatte. Hinzu kam noch, daß nach der Vorſchrift jeder Arreſtant der »beſonderen« von zwei Soldaten begleitet werden mußte, oder wenn ihrer mehr waren, von je einem – dieſe Vorſchrift war aber im vorliegenden Fall nicht eingehalten worden. Kurz, die Sache war ſehr unangenehm. Man ſandte ſofort reitende Boten in alle umliegenden Dörfer, Koſaken wurden zur Verfolgung ausgeſandt, man ſchrieb an alle benachbarten Kreiſe und Gouvernements, überall gab man ihre Kennzeichen an – mit einem Wort, man war ſehr beſorgt und tat ſein möglichſtes.

Währenddeſſen herrſchte bei uns im Oſtrogg eine Aufregung anderer Art. Die Sträflinge erfuhren nacheinander, ſo, wie ſie von der Arbeit zurückkehrten, das große Ereignis.

Die Kunde davon hatte ſich ſchon im ganzen Oſtrogg verbreitet, und alle hatten ſie mit einer ungeheuren, heimlichen Freude vernommen. Einem jeden ſchien das Herz zu erbeben ... Abgeſehen davon, daß dieſer Zwiſchenfall die Eintönigkeit des Oſtrogglebens unterbrach, fand auch die Flucht und noch dazu eine ſolche Flucht, in jeder Seele einen vertrauten Widerhall – in allen Herzen regte ſich ſo etwas wie Hoffnung, Verwegenheit, da doch jetzt die Möglichkeit, »ſein Schickſal zu ändern«, bewieſen war!

»Aber es ſind doch zwei entflohen, warum ſoll man es denn nicht können! ...« Und ein jeder wurde bei dieſem Gedanken mutiger und blickte herausfordernd die anderen an. Wenigſtens wurden alle plötzlich ungemein ſtolz, und ſogar auf die Unteroffiziere blickte man jetzt merklich von oben herab. Natürlich erſchienen ſofort alle Offiziere, ſogar der Feſtungskommandant kam angefahren. Unſere Sträflinge aber benahmen ſich ſehr ſelbſtbewußt und ſchauten faſt mit einer gewiſſen Verachtung, mit einem ſchweigſamen, ſtrengen Ernſt drein, als hätten ſie damit ſagen wollen:

»Ja, wir – wir verſtehen eine Sache anzufaſſen!«

Man hatte ſelbſtverſtändlich einen allgemeinen Beſuch der Vorgeſetzten und eine peinliche Durchſuchung vorausgeſehen, und daher alles Verbotene ſchnell und ſorgfältig verſteckt. Man wußte, daß Vorgeſetzte in ſolchen Fällen hinterher ſehr klug zu ſein pflegen. Und ſo geſchah es auch: alles wurde durchwühlt, durchſucht, das Ergebnis aber war – daß man nichts fand. Zur Nachmittagsarbeit wurden die Sträflinge unter verſtärkter Eskorte geſchickt. Am Abend kamen die Wachthabenden alle Augenblicke in den Oſtrogg. Die Sträflinge wurden einmal mehr als ſonſt gezählt; und bei der Gelegenheit verzählte man ſich natürlich. Dadurch entſtand

große Verwirrung; ſchließlich wurden alle auf den Hof hinausgetrieben und von neuem gezählt. Und dann wurde in der Kaſerne noch einmal gezählt ... Kurz, es gab eine Menge Scherereien.

Aber die Sträflinge fragten nicht viel danach: alle blickten ſie auffallend ſelbſtbewußt drein, und wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchah, benahmen ſie ſich an dieſem ganzen Abend außerordentlich geſetzt – einfach muſterhaft! Jede Miene drückte aus: »Ihr könnt uns doch nichts anhaben!«

Die Vorgeſetzten glaubten natürlich, daß ſich im Oſtrogg noch Spießgeſellen oder wenigſtens Mitwiſſer befänden, und ſo ward den Unteroffizieren befohlen, die Ohren offen zu halten. Doch die Sträflinge machten ſich darüber nur luſtig.

»Das iſt doch kein Unternehmen, bei dem man Mitwiſſer hinterläßt!«

»So etwas wird vorſichtig und im ſtillen gemacht, nicht aber an die große Glocke gehängt.«

»Und ſind denn Kulikoff und A–ff Leute, die ihre Spur nicht zu verwiſchen verſtehen? Sie haben es meiſterhaft ausgeführt, alles klappt bei ihnen! Dieſe Jungen können was, die gehen ſelbſt durch feſte Türen!«

Mit einem Wort – Kulikoff und A–ff waren die Helden des Tages, alle ſchienen förmlich ſtolz auf ſie zu ſein. Wußte man doch, daß die Erinnerung an ihre Tat bis zu den fernſten Nachkommen der Zwangsarbeiter ſich erhalten, ja daß ſie den ganzen Oſtrogg überleben würde!

»Ein meiſterhafter Streich!« ſagten die einen.

»Da haben ſie nun immer geglaubt, daß von hier niemand entfliehen könne! Da haben ſie's jetzt, man iſt *doch* entflohen! ...« ſagten andere.

»Entflohen!« rief ein dritter aus, und blickte ſich mit einer

gewiſſen Autorität im Kreiſe um. »Aber wer iſt denn entflohen!... Etwa ſo einer wie du?«

Zu jeder anderen Zeit würde der Sträfling, an den dieſe Worte gerichtet waren, ſeine Ehre verteidigt haben. Diesmal aber ſchwieg er beſcheiden.

»Es iſt ſchon wahr, nicht alle ſind wie Kulikoff und A–ff. Zeig erſt, wer du biſt ...«

»Nein, wirklich, Brüder, wozu leben wir eigentlich hier?« unterbricht das Schweigen ein vierter, der beſcheiden am Küchenfenſter ſitzt, die Wange in die Hand ſtützt und mit einem niederdrückenden, doch im geheimen ſelbſtzufriedenen Gefühl gleichſam ſingend ſpricht. »Was tun wir hier? Wir leben, ohne Menſchen zu ſein, wir ſind begraben, ohne geſtorben zu ſein ...« und er ſeufzt.

»Das geht nicht ſo einfach ... Das kann man nicht ſo leicht machen, wie man einen Stiefel vom Fuß abzieht. Da hilft kein Seufzen.«

»Aber da haben wir doch Kulikoff ...« miſcht ſich ein Heißſporn ein, ein junger Gelbſchnabel.

»Kulikoff!!« ruft ſofort ein anderer mit verachtendem Blick auf den dummen Milchbart. – »Kulikoff!!«

Das heißt ſoviel als: gibt es denn viele Kulikoffs?

»Nun, und auch A–ff, Brüder, iſt doch ein gewandter Junge, weiß der Teufel!«

»Ha! der krempelt ſelbſt den Kulikoff zwiſchen den Fingern um!«

»Wer weiß, wie weit ſie jetzt ſchon ſind – was meint ihr?«

Und ſofort begann man, über die Lage zu ſprechen, wie weit ſie wohl bis jetzt gekommen ſein konnten. In welcher Richtung mochten ſie ſich entfernt haben? Welcher Weg wäre der beſte? Welches Dorf das nächſte?

Einige kannten die Umgegend, ihnen nun hörte man mit Intereſſe zu. Man ſprach auch von den Einwohnern der benachbarten Dörfer und meinte, daß ſie nicht ſehr »günſtig« ſeien. In der Nähe der Stadt ſei das Landvolk zu gerieben. Die würden den Flüchtlingen keinen Beiſtand leiſten, ſondern ſie einfangen und ausliefern.

»Mit dieſem Bauernvolk, Brüder, iſt in hieſiger Gegend nichts zu wollen.«

»Ja, kein gediegenes Volk.«

»Ein Sibire iſt gerieben. Sieh dich nur vor, daß du ihm nicht in die Quere kommſt und er dich totſchlägt.«

»Nun ja, aber unſere ...«

»Verſteht ſich, hier handelt es ſich doch nur darum, wer dem anderen über iſt. Auch unſere drei ſind nicht übel!«

»Nun, wenn wir nicht ſterben, werden wir wohl noch von ihnen hören.«

»Was, glaubſt du, daß man ſie fangen wird?«

»Ich glaube, daß man ſie nie im Leben fängt!« ruft ein Hitzkopf begeiſtert aus und ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch.

»Hm! Es kommt auch auf den Zufall an.«

»Ich aber, Brüder, denke,« miſcht ſich Skuratoff ein, »daß man mich, wenn ich wieder Landſtreicher wäre, nie und nimmer fangen würde!«

»Jawohl, dich!«

Gelächter erſchallt. Einige aber ſtellen ſich, als wollten ſie nichts hören.

Skuratoff iſt ſchon in ſeinem Element.

»Nie und nimmer würde man mich fangen!« bekräftigt er energiſch. »Ich, Brüder, ich habe das ſchon oft bei mir gedacht und mich über mich ſelbſt gewundert: ich glaube, ich

würde durch jeden Spalt kriechen; aber fangen würden ſie mich nicht.«

»Hab keine Bange: wirſt ſchon hungrig werden und den Bauer um Brot anbetteln.«

Allgemeines Gelächter.

»Brot? – Du lügſt!«

»Was ſchnatterſt du – du biſt doch ſo klug geweſen, mit Onkel Waſſei den Kuhtod zu erſchlagen* und dafür hierher zu kommen.«

Das Gelächter verſtärkt ſich. Die Ernſten blicken mit größerem Unwillen drein.

»Das iſt gelogen!« ſchreit Skuratoff, »das hat dir Mikitka von mir vorgelogen, und nicht einmal von mir, ſondern von Wasjka, ich aber wurde nur ſo mit hineingeflochten! Ich bin Moskauer und von Kindesbeinen an in der Landſtreicherei bewandert! Als mir unſer Unterdiakon noch das Leſen beibrachte, zog er mich bisweilen ſchmerzhaft am Ohr: ‚ſag,‘ ſchrie er, ‚erbarme dich mein, Herr, in deiner großen Barmherzigkeit‘, und ſo weiter – ich aber ſagte: ‚und führe mich auf die Polizei, Herr, in deiner großen Barmherzigkeit‘, und ſo weiter ... Und das war ſo meine Handlungsweiſe von Kindesbeinen an!«

Wieder lachten alle. Das aber war ja alles, was Skuratoff wünſchte. Es war ihm ganz unmöglich, nicht den Spaßmacher zu ſpielen. Doch bald hörte man nicht mehr auf ſein Geſchwätz und wandte ſich wieder ernſten Geſprächen zu. Es redeten mehr die Alten und die Sachkenner. Die Jünge-

* Sie haben einen Mann oder ein Weib erſchlagen, im Glauben, daß die betreffende Perſon die Seuche in den Wind getan, durch welche die Rinder fallen. Im Oſtrogg gab es einen ſolchen Mörder.

F. M. Doſtojewski.

ren und Beſcheidenen freuten ſich nur, mit den Blicken an ihnen hängend, und ſtreckten die Köpfe vor, um ihnen zuzuhören. Es hatte ſich eine große Verſammlung in der Küche gebildet. Die Unteroffiziere waren natürlich nicht zugegen, ſonſt hätte man nicht ſo offen geſprochen. Unter den beſonders freudigen Geſichtern bemerkte ich einen Tataren, Mametka mit Namen, eine äußerſt komiſche Erſcheinung mit braunem Geſicht und breiten Backenknochen. Er ſprach faſt überhaupt nicht ruſſiſch und verſtand auch nicht, was man ſprach, ſteckte aber dennoch ſeine Naſe in den Kreis der Zuhörer und hörte, hörte mit wahrer Wonne zu.

»Nun, was, Mametka, jakſchi!« fragte ihn der von allen verlaſſene Skuratoff: ob es ihm gefiele?

»Jakſchi! Uch, jakſchi!« antwortete ſofort belebt, und Skuratoff mit ſeinem komiſchen Kopf eifrig zunickend, Mametka: »Jakſchi!«

»Man wird ſie doch nicht einfangen? Jok?«

»Jok, jok!« Und Mametka nickte wieder eifrig mit dem Kopfe und bewegte diesmal ſogar die Arme dazu.

»Alſo: der eine lügt und der andere kapiert nicht, iſt's ſo?«

»So, ſo – jakſchi!« beſtätigte Mametka wieder kopfnickend.

»Nun, dann alſo jakſchi!«

Und Skuratoff geht, nach einem geſchickten Schlag auf Mametkas Mütze, ſo daß dieſe ihm auf die Augen fällt, in der vergnügteſten Stimmung zur Küchentür hinaus, den armen Mametka in einiger Verwunderung zurücklaſſend.

Eine ganze Woche dauerte die ſtrenge Aufſicht im Oſtrogg. Indeſſen mühte man ſich vergeblich, der Flüchtlinge habhaft zu werden. Ich weiß nicht, durch wen die Sträflinge von den Streifzügen der Häſcher benachrichtigt wurden, doch wußten ſie alles. In den erſten Tagen lauteten die Nachrich-

ten immer noch günſtig für die Flüchtlinge: es war nichts von ihnen zu ſehen noch zu hören, ſie waren ſpurlos verſchwunden. Die Sträflinge ſpotteten nur über die Häſcher. Niemand beunruhigte ſich mehr wegen der Entlaufenen.

»Nichts werden ſie finden, nichts einfangen!« wurde ſelbſtzufrieden oft genug geſagt.

»Gut, wenn ſie noch die Abdrücke ihrer Abſätze ſehen werden!«

»Gepfiffen, die werden grad wiederkommen!«

Auch hatte man bei uns erfahren, daß alle Bauern der Umgegend aufgeboten waren, um beim Keſſeltreiben behilflich zu ſein, und daß alle verdächtigen Wälder und Schluchten umzingelt wurden.

»Unſinn!« ſagte man bei uns ſpöttiſch. »Sie haben ſicherlich jemand gefunden, bei dem ſie ſich vorläufig aufhalten!«

»Verſteht ſich!« meinten auch andere. »Die werden doch nicht dumm ſein: die haben doch alles ſchon früher vorbereitet.«

Man ging noch weiter in den Vermutungen; ja man äußerte ſogar die Anſicht, daß die Flüchtlinge ſich vielleicht noch in der Vorſtadt aufhielten, ſich vielleicht irgendwo in einem Keller verſteckt hätten, bis die Aufregung ſich gelegt und ihnen die Haare gewachſen wären – »ſie können ja dort ſechs Monate ſitzen, ſogar ein ganzes Jahr, und dann erſt brechen ſie auf ...«

Alle befanden ſich in einer gewiſſermaßen romantiſchen Stimmung. Da verbreitete ſich plötzlich, am achten Tage nach der Flucht, das Gerücht, daß man ihnen auf der Spur ſei. Natürlich wurde dieſe Behauptung mit Verachtung zurückgewieſen. Am Abend aber wurde ſie beſtätigt. Die Sträf-

linge gerieten in Aufregung. Am nächſten Tage erzählte man ſich ſchon am Morgen in der ganzen Stadt, daß man ſie bereits gefangen habe und zurückbringe. Nach dem Mittag erfuhr man Näheres: Man ſei ihrer in einem ſiebzig Werſt entfernten Dorfe habhaft geworden, hieß es. Und endlich wußte man alles ganz genau. Der Feldwebel erklärte, als er vom Major kam, daß man ſie am Abend beſtimmt in die Hauptwache beim Oſtrogg einliefern werde. Jetzt konnte man nicht mehr zweifeln. Es iſt ſchwer, den Eindruck zu ſchildern, den dieſe Nachricht auf die Sträflinge machte. Zuerſt ſchienen ſie alle wütend zu ſein, dann aber wurden ſie traurig, bis ſich ſchließlich gewiſſe Anzeichen von Spottluſt bemerkbar machten. Ja, man ſpottete, aber nicht mehr über die Häſcher, ſondern über die Eingefangenen. Zuerſt lachten nur einige, dann aber faſt alle, ausgenommen nur wenige Ernſte und Charakterfeſte, die unabhängig dachten und die man nicht ſo leicht von ihrer Anſicht abbringen konnte. Dieſe blickten mit einer gewiſſen Verachtung auf die wankelmütige Menge und behielten ihre Gedanken für ſich.

So kam es denn, daß man im ſelben Maße, wie man Kulikoff und A—ff früher in den Himmel gehoben hatte, ſie jetzt wiederum klein machte; ja man ſchien es mit Genugtuung zu tun, als hätten jene alle durch irgend etwas beleidigt. Man ſagte mit ſichtbarer Verachtung, ſie hätten wohl Hunger gehabt und ſeien nach Brot ins Dorf gegangen — das galt als größte Erniedrigung für einen Landſtreicher. Doch dieſe Vermutungen waren unrichtig: die drei hatten ſich vielmehr in einen Wald geflüchtet, der Wald war umzingelt worden, worauf ſie, als ſie keine Rettungsmöglichkeit mehr ſahen, ſich ſelbſt ergeben hatten — es war ihnen einfach nichts anderes übriggeblieben.

Als man ſie nun kurz vor Abend tatſächlich brachte, an Händen und Füßen gefeſſelt, begleitet von vielen Gendarmen, da eilte die ganze Kátorga zum Paliſadenzaun, um durch die Spalten zu ſehen, was mit ihnen geſchah. Natürlich ſahen ſie nichts, außer dem Wagen des Majors und der Equipage des Feſtungskommandanten vor der Wache. Die Flüchtlinge wurden in einem beſonderen Arreſtzimmer untergebracht, eingeſchmiedet, und ſollten am nächſten Tage verhört werden. Der Spott und die Verachtung der Sträflinge vergingen aber bald ganz von ſelbſt. Man erfuhr die näheren Umſtände der Gefangennahme, man erfuhr auch, daß ihnen nichts anderes zu tun übriggeblieben war, und ſo intereſſierte man ſich mit aufrichtiger Teilnahme nur noch für ihr ferneres Schickſal.

»Man wird ihnen mindeſtens tauſend aufzählen«, meinten die einen.

»Was tauſend!« ſagten andere, »totſchlagen wird man ſie, aber nicht tauſend! A–ff wird vielleicht noch mit tauſend davonkommen, Kulikoff aber wird totgeprügelt, denn ihr müßt doch nicht vergeſſen, Brüder, daß er ja zur ‚Beſonderen‘ gehört!«

Indeſſen hatten beide Parteien nicht das Richtige erraten. A–ff erhielt nur fünfhundert, da man ſeine ſonſt gute Aufführung in Betracht zog und da es ſein erſtes Vergehen war. Kulikoff wurde, glaube ich, zu tauſendfünfhundert verurteilt und noch ziemlich milde beſtraft. Sie hatten beide, als kluge Burſchen, ſich vor Gericht nicht widerſprochen, ſondern beſtimmt und deutlich erklärt, daß ſie geradewegs aus der Feſtung entflohen ſeien, ohne irgendwo unterzuſchlüpfen. Am meiſten tat mir Koller leid: er verlor alles, ſeine letzten Hoffnungen, wurde am ſtrengſten beſtraft – mit zweitau-

ſend, wenn ich nicht irre – und kam als Sträfling irgendwohin in einen anderen Oſtrogg.

A–ff wurde ſehr nachſichtig beſtraft; offenbar ſchonte man ihn; auch halfen ihm die Ärzte. Er aber ſpielte den Mutigen, und erzählte laut im Lazarett, daß er jetzt erſt die Taufe beſtanden habe, jetzt ſei er zu allem bereit und werde noch ganz andere Dinge anſtiften. Kulikoff benahm ſich wie gewöhnlich: wohlerzogen, vornehm, und als er nach der Strafe in den Oſtrogg zurückkehrte, tat er, als hätte er ſich nie aus ihm entfernt. Aber die Sträflinge blickten jetzt anders auf ihn: obgleich Kulikoff ſich immer und überall noch zu behaupten wußte, ſchienen die Sträflinge innerlich doch aufgehört zu haben, ihn nach alter Art zu achten. Sie gingen mit ihm jetzt mehr wie mit einem Gleichſtehenden um. Ja, mit dieſem mißglückten Fluchtverſuch erloſch Kulikoffs Anſehen. Der Erfolg bedeutet ſo viel bei den Menſchen.

X.

Die Entlaſſung aus dem Oſtrogg.

Dieſe Flucht ereignete ſich erſt im letzten Jahr meiner Kátorga.

Dieſes letzten Jahres erinnere ich mich faſt ebenſo deutlich, wie meines erſten im Oſtrogg, namentlich der letzten Monate, Wochen und Tage. Doch wozu ſoll ich von den Einzelheiten erzählen: ich will nur ſagen, daß dieſes letzte Jahr trotz meiner ganzen Ungeduld, es endlich hinter dem Rücken zu haben, dennoch leichter war als alle vorhergehenden Jahre. Erſtens beſaß ich jetzt unter den Sträflingen ſchon viele Freunde, die endgültig zu der Überzeugung gekommen waren, daß ich ein guter Menſch ſei. Viele von ihnen waren mir aufrichtig zugetan und liebten mich ſogar. Der Pionier Bakluſchin weinte beinahe, als er mich und meinen Kameraden aus dem Oſtrogg geleitete, und als wir dann noch einen ganzen Monat in der Stadt in einem der Regierungsgebäude lebten, kam er faſt jeden Tag zu uns, nur um uns zu ſehen. Aber es waren unter den Sträflingen auch einige, die ſich bis zum Schluß unfreundlich zu mir verhielten, denen es – Gott weiß warum – ſogar ſchwer gefallen wäre, auch nur ein Wort zu mir zu ſagen. Es ſchien förmlich eine Mauer zwiſchen uns zu ſtehen.

In dieſer letzten Zeit hatte ich größere Vergünſtigungen

als in all den anderen Jahren. In der Stadt waren unter den Offizieren Bekannte von mir, ſogar alte Schulkameraden, mit denen ich wieder in Beziehung trat. Durch ſie konnte ich jetzt auch in den Beſitz von mehr Geld gelangen, konnte Briefe in die Heimat ſchicken und ſogar Bücher erhalten. Mehrere Jahre ſchon hatte ich kein Buch geleſen. Es dürfte wohl jedem, der ſo etwas nicht ſelbſt durchgemacht hat, ſchwer ſein, ſich vorzuſtellen, einen wie eigenartigen Eindruck das erſte, im Oſtrogg geleſene Buch auf mich machte. Ich begann am Abend zu leſen, nachdem man unſere Kaſerne bereits geſchloſſen hatte und las die ganze Nacht hindurch, bis zum Sonnenaufgang. Es war nur eine Nummer einer Zeitſchrift. Wie eine Nachricht aus dem Jenſeits kam ſie mir vor. Das war ja doch mein ganzes früheres Leben, das ſich jetzt klar und grell vor mir erhob, und ich bemühte mich, aus dem Geleſenen zu erraten, um wieviel ich zurückgeblieben war. Hatten ſie viel dort ohne mich durchlebt? Was regt jetzt die Gemüter dort auf? Mit welchen Fragen beſchäftigen ſie ſich jetzt? Ich dachte über jedes Wort nach, ich las zwiſchen den Zeilen, ich vermutete in jedem Satz einen geheimnisvollen Sinn, Anſpielungen auf Früheres. Ich ſuchte die Spuren von all dem, was früher, zu meiner Zeit, die Geiſter erregt hatte, und es tat mir ſo weh, an dieſer Wirklichkeit ſehen zu müſſen, in welchem Maße ich in dem neuen Leben ein Fremder geworden war, ein abgeſchnittenes, vergeſſenes Stück Leben. Jetzt mußte man ſich an das Neue gewöhnen, ſich mit der neuen Generation bekannt machen. Gierig las ich einen Artikel, unter dem ich den Namen eines meiner Bekannten fand, eines Mannes, der mir früher nahe geſtanden hatte ... Doch ſchon ſtieß ich auf neue Namen: es waren neue Größen erſchienen. Fieber-

haft wollte ich mehr von ihnen erfahren, ſie näher kennenlernen, und es ärgerte mich entſetzlich, daß ich ſo wenig Bücher erhalten konnte, daß es ſo ſchwer war, ſich welche zu verſchaffen. Früher, unter dem »Achtäugigen«, wäre es ſogar ſehr gefährlich geweſen, Bücher im Oſtrogg zu haben. Bei einer Durchſuchung wären ſie ihm unfehlbar in die Hände gefallen, und dann hätte er ohne weiteres gefragt: »Woher haſt du die Bücher? Von wem? Du unterhältſt hier alſo Beziehungen? ...« Was aber hätte ich auf dieſe Fragen antworten können? Und ſo vertiefte ich mich, da ich ohne Bücher leben mußte, in mich ſelbſt, ſtellte mir Fragen, verſuchte ſie zu löſen, quälte mich bisweilen mit ihnen ... Doch wer kann das alles wiedergeben! ...

Ich war im Winter in den Oſtrogg gekommen, alſo wurde ich auch im Winter wieder aus ihm entlaſſen, am ſelben Tage desſelben Monats, in dem ich eingetreten war. Mit welcher Ungeduld erwartete ich den Winter! Mit welcher Freude ſah ich zu Ende des Sommers die Blätter der Bäume gelb werden, ſah ich, wie das Steppengras fahl und dürr wurde. Der Sommer verging, ſchon heulten die Herbſtſtürme, dann tanzten die erſten Schneeflocken herab... Endlich kam der Winter, den ich ſo lange erſehnt hatte! Mein Herz begann oft im großen Vorgefühl der Freiheit dumpf und ſtark zu klopfen. Doch eines war ſonderbar: je mehr die Zeit verging und je näher der Tag der Freiheit rückte, um ſo geduldiger und geduldiger wurde ich. Ja, in den letzten Tagen wunderte ich mich ſogar darüber und machte mir deswegen Vorwürfe: es ſchien mir, daß ich vollkommen kaltblütig und gleichmütig geworden ſei. Viele Sträflinge, die mir in der arbeitsfreien Zeit auf dem Hof begegneten, redeten mich an und beglückwünſchten mich:

»Na, Väterchen Alexander Petrowitſch, Ihr geht ja nun bald, kehrt in die Freiheit zurück. Ja ... Bald werdet Ihr uns alte Klepper verlaſſen!«

»Nun, Martynoff, Ihr bleibt doch auch nicht mehr lange hier!« ſagte ich. »Wieviel Jahre habt Ihr noch?«

»Ich? Nun ja ... So an ſieben Jahr werde ich immer noch hierbleiben ...«

Und er ſeufzt, ohne dabei etwas zu denken, ſteht, blickt zerſtreut drein, als ſchaue er innerlich in die Zukunft ... Viele beglückwünſchten mich freudig und von ganzem Herzen. Es ſchien mir, als wären ſie jetzt alle freundlicher zu mir. Ich gehörte in ihren Augen gewiſſermaßen nicht mehr zu ihnen. K–tſchinskij, ein adliger Pole, ein ſtiller, ſanfter Jüngling, der gleich mir gern einſam hinter den Kaſernen umherſtrich und durch die Bewegung in der friſchen Luft gleichfalls ſeine Geſundheit vor dem ſchädlichen Einfluß der ſchwülen Nächte in der Kaſerne bewahren wollte, ſagte lächelnd zu mir:

»Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Entlaſſung ... Wenn Sie gegangen ſind, dann werde ich wiſſen, daß ich gerade noch ein Jahr auf die Freiheit zu warten habe.«

Ich muß hier nebenbei bemerken, daß im Oſtrogg die Freiheit infolge der Entwöhnung von ihr und des ewigen Träumens noch viel freier erſchien, als ſie in Wirklichkeit iſt. Die Sträflinge vergrößerten ganz unwillkürlich den Begriff der wirklichen Freiheit – und das iſt ja ſchließlich auch ſo verſtändlich und für den Sträfling kennzeichnend. Selbſt der letzte zerlumpte Stiefelwichſer oder Offiziersburſche wurde bei uns faſt für einen König gehalten, faſt für das Ideal eines freien Menſchen – nur weil er gleich-

mäßig geſchnittenes Haar trug, weil er ohne Feſſeln und ohne militäriſche Eskorte gehen durfte.

Am Vorabend des letzten Tages ging ich in der Dämmerung zum letztenmal den Paliſadenzaun entlang, ging am Zaun um den ganzen Oſtrogg herum. Wieviel tauſendmal war ich in all dieſen Jahren an dieſen Paliſaden vorübergegangen! Hier hinter den Kaſernen war ich im erſten Jahr meiner Verbannung ruhelos umhergewandert, einſam und wie zerſchlagen. Ich weiß noch, wie ich damals gezählt hatte, wieviel tauſend Tage mir hier bevorſtanden. Gott, wie lange iſt das doch her. Hier in dieſer Ecke hatte unſer Adler gelebt, und hier war ich mit Petroff oft zuſammengetroffen. Er verließ mich auch jetzt nicht. Er trat zuweilen auf mich zu und ging dann, als erriete er meine Gedanken, ſchweigend neben mir her, und es war, als wunderte er ſich im ſtillen über irgend etwas. In Gedanken verabſchiedete ich mich auch von dieſen geſchwärzten Blockhäuſern. Wie ungaſtlich waren ſie mir damals erſchienen, in der erſten Zeit. Auch ſie ſahen jetzt wohl älter aus als damals, doch ich gewahrte es nicht. Wieviel Jugend iſt hier hinter dieſen Wänden unnütz begraben, wieviel große Kraft verkam hier nutzlos! Man muß es doch einmal ausſprechen: Dieſes Volk war doch ein ungewöhnliches Volk! Vielleicht iſt gerade dieſes Volk der allerbegabteſte, allerſtärkſte Teil unſeres ganzen ruſſiſchen Volkes! Aber nutzlos verkamen die mächtigen Kräfte, verkamen unnatürlich, geſetzwidrig, unwiederbringlich. Wer aber iſt ſchuld daran?

Das iſt es ja: wer iſt ſchuld daran?

... Am nächſten Morgen ging ich ſchon früh, noch vor dem Aufbruch der Arbeit, als es kaum erſt zu tagen begann,

in alle Kaſernen, um mich von allen Sträflingen zu verabſchieden. Viel ſchwielige, ſtarke Hände ſtreckten ſich mir freundlich entgegen. Manch einer drückte meine Hand wie ein guter Freund, doch waren ſolcher nicht allzu viele. Die anderen fühlten es nur zu gut, daß ich noch heute ein ganz anderer Menſch werden würde als ſie. Sie wußten, daß ich in der Stadt Bekannte hatte, daß ich mich von hier ſogleich zu den Herren begeben würde und mich als Gleichſtehender neben jene ſetzen konnte. Das begriffen ſie und ſo verabſchiedeten ſie ſich von mir wohl freundlich, faſt ſogar als hätten ſie mich gern, aber doch längſt nicht wie von einem Kameraden, ſondern faſt ſchon wie von einem Herrn. Einzelne wandten ſich ſogar ſchroff von mir ab und antworteten mir nicht einmal auf meinen Abſchiedsgruß. Einzelne ſahen mich faſt mit verſtecktem Haß an.

Da ertönte die Trommel und alle begaben ſich zur Arbeit, ich aber blieb zurück. Ssuſchiloff war an dieſem Morgen früher als alle anderen aufgeſtanden und hatte ſich eifrig bemüht, mir noch Tee zu bereiten. Armer Ssuſchiloff! Er brach in Tränen aus, als ich ihm meine abgetragenen Kleidungsſtücke, einige Hemden, die ledernen Fußſchoner und noch einiges Geld ſchenkte.

»Mir iſt's doch nicht darum zu tun, doch nicht darum!« murmelte er, krampfhaft bemüht, ſeine zitternden Lippen zur Ruhe zu zwingen, »wie ſoll ich denn ohne Euch weiterleben, Alexander Petrowitſch? Mit wem bleibe ich denn jetzt hier zurück!«

Auch von Akim Akimytſch nahm ich zum letztenmal Abſchied.

»Nun, auch Ihre Friſt wird bald abgelaufen ſein!« ſagte ich zu ihm.

»Ich muß noch lange bleiben, ſehr lange noch muß ich hier bleiben,« murmelte er und drückte mir die Hand. Da fiel ich ihm um den Hals und wir küßten uns.

Zehn Minuten nach dem Abmarſch der Sträflinge verließen auch wir den Oſtrogg, um nie wieder in ihn zurückzukehren – ich und mein Kamerad, mit dem ich gekommen war. Wir mußten uns nach der Schmiede begeben, um uns dort die Ketten abſchmieden zu laſſen. Doch ſchon begleitete uns keine Eskorte mit geladenem Gewehr: wir gingen mit einem Unteroffizier. Das Abſchmieden beſorgten in der Pionierwerkſtätte unſere eigenen Sträflinge. Ich wartete bis mein Kamerad von den Feſſeln befreit war, dann trat ich ſelbſt an den Amboß. Die Schmiede drehten mich mit dem Rücken zu ihnen um, hoben von hinten meinen Fuß und legten ihn auf den Amboß... Sie waren ſo geſchäftig bei der Arbeit und wollten ſie erſichtlich ſo gewandt und gut wie nur möglich machen.

»Die Niete, kehr die Niete nach oben!...« kommandierte der Älteſte, »halt jetzt feſt, ſo, nun... Schlag jetzt mit dem Hammer...«

Die Feſſeln fielen. Ich hob ſie auf... Ich wollte ſie noch einmal in der Hand halten, ſie noch zum letztenmal ſehen. Ich wunderte mich gleichſam darüber, daß ſie ſoeben noch an meinen Füßen geweſen waren.

»Nun, mit Gott! Mit Gott!« ſagten die Sträflinge mit ihren rauhen, trockenen Stimmen, aus denen aber diesmal eine gewiſſe Zufriedenheit mit irgend etwas klang.

Ja, mit Gott! Freiheit, neues Leben, Auferſtehung von den Toten... Welch ein herrlicher Augenblick!

Inhalt

Doſtojewski und die ſibiriſchen Möglichkeiten. Von Moeller van den Bruck IX

Alexander Petrowitſch Goránt∫chikoff 1

Erſter Teil 11

I. Das Totenhaus 13
II. Die erſten Eindrücke 37
III. Die erſten Eindrücke, Fortſetzung 65
IV. Die erſten Eindrücke, Fortſetzung 90
V. Der erſte Monat 118
VI. Der erſte Monat, Fortſetzung 143
VII. Neue Bekanntſchaften. Petroff 166
VIII. Entſchloſſene Menſchen. Lutſchka. 187
IX. Iſſai Fomitſch. Das Bad. Die Erzählung Bakluſchins . 198
X. Das Weihnachtsfeſt 225
XI. Die Theateraufführung 251

Zweiter Teil 285

I. Das Lazarett 287
II. Das Lazarett, Fortſetzung. 312
III. Das Lazarett, Fortſetzung. 335
IV. Der Mann der Akulka. (Eine Erzählung) 363
V. Die Sommerzeit 380
VI. Die Tiere unſeres Oſtrogg 407
VII. Der Streik 427
VIII. Die Kameraden 455
IX. Die Flucht 478
X. Die Entlaſſung aus dem Oſtrogg 501

TAYLOR
UNI
27

18.—22. Tauſend
Übertragen von E. K. Rahſin

Druck: Otto Regel, G.m.b.H., Leipzig.
Buchausstattung von Paul Renner.